

# Badische Heimat

Dezember

4/1996

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz



Seh St BW

31/ 20. 01. 97

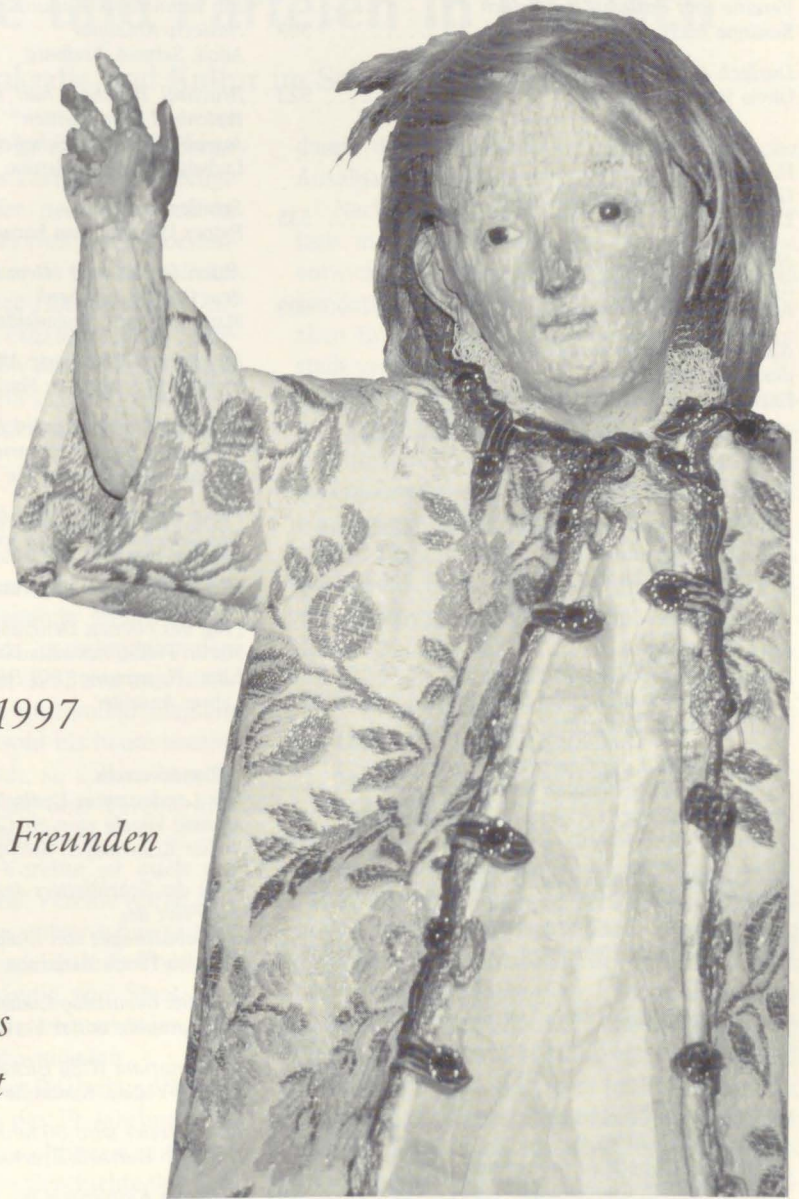


*Christkind, Holz bemalt, Höhe 36 cm; 19. Jahrhundert. Privatbesitz*

Foto: H. Hauß

*Ein gutes  
glückliches Jahr 1997  
wünscht allen  
Mitgliedern und Freunden*

*Ihr Vorstand  
des Landesvereins  
Badische Heimat*



# Inhalt

## I. Durlach

*Vereine und Parteien in Durlach*  
Susanne Asche, Karlsruhe ..... 509

*Durlach als Residenzstadt 1565–1715*  
Olivia Hochstrasser ..... 523

## II. Kunst

*Gedenkblatt für Ernst Rehmann*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 535

*Mechthild Motsch von Freyendorf  
Eine Ausstellung zum 90. Geburtstag*  
Adolf Schmid, Freiburg ..... 539

*Karl Bartels – Ein vergessener Maler  
des Schwarzwalds*  
Bernd Riedel, Hamburg ..... 543

*Ausstellung mit Bildern von Lothar von Seebach  
(1853–1930)*  
Michel Ertz, Bretten ..... 555

*Die beiden „Kauernden Mädchen“ des Bildhauers  
Richard Engelmann*  
Silke Opitz, Marburg ..... 565

## III. Ausstellungen

*Historischer Christbaumschmuck:  
„Bäume leuchtend, Bäume blendend“*  
Heinrich Hauß, Karlsruhe ..... 573

*Keltische Kultur am Oberrhein  
Faszinierende Ausstellung im Freiburger  
Colombischlößchen*  
Adolf Schmid, Freiburg ..... 581

*Die Franken – Wegbereiter Europas  
Ein geschichtlicher Hintergrund zu der  
Ausstellung im Reiß-Museum Mannheim*  
Christoph Bühler, Heidelberg ..... 589

*Für die Kunst!  
Der Bestand „Kunstverein“ im Stadtarchiv  
Mannheim* ..... 599

## IV. Kunst und Geschichte

*Über die Entstehung der  
Bernhardus-Kapelle in Immeneich*  
Michael Rudloff, Gundelfingen ..... 601

*Kappentrögle, geschenkt als Zeichen der Liebe,  
verwahrt als teurer Besitz*  
Johann Haller, Königfeld ..... 605

*Das Prämonstratenserklöster  
Allerheiligen und die Seelsorge*  
Heinz G. Huber, Oberkirch-Nußbach ..... 609

*Zündholz und Steckdose:  
Ein technisches Kulturdenkmal in  
Haslach/Kinzigtal*  
Adolf, Schmid, Freiburg ..... 621

*Bruchsal, Bruchsal, hätt' ich niemals doch dein  
Weichbild überschritten“*  
*Joseph Victor von Scheffel in Bruchsal*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 635

*Schillers Urenkel*  
Reiner Haehling von Lanzenuer, Baden-Baden ..... 645

*Anton Gabele oder „Dem Kleinen treu,  
dem Großen ergeben“*  
Manfred Bosch, Rheinfelden ..... 653

*Leben als Lebenswerk: Albert Schweitzer*  
Richard E. Schneider, Marly ..... 659

*„Vier höhere Schulen in Karlsruhe und Mannheim  
im Spiegel der Jahresberichte 1932 bis 1941“*  
Gerhard Kaller, Karlsruhe ..... 667

*Prinz Wilhelm und der „badische Verrath“  
Die Gefechte in Hessen und Taubergrund  
vor 130 Jahren*  
Leonhard Müller, Karlsruhe ..... 677

*„Tag des offenen Denkmals“*  
Martin Frenk, Schwanau-Ottenheim ..... 685  
*Eine „Begegnung“ mit Diebold von Geroldseck*  
Lahrer Anzeiger ..... 687

## V. Landesverein

*Der Landesverein Badische Heimat gratuliert  
Ludwig Vögely zum 80. Geburtstag*  
Volker Kronemayer, Schwetzingen ..... 691

*Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat  
zur Feier des  
80. Geburtstages von Ludwig Vögely*  
Heinrich Hauß, Karlsruhe ..... 695

*Zum 80. Geburtstag Ludwig Vögelys:  
Bibliographie seiner Veröffentlichungen* ..... 703

*In Memoriam Willy Bickel (1808–1996)*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 707

*Adolf Eiseler wird 80 Jahre alt*  
Elisabeth Burkard, Bruchsal ..... 709

*Riehener Kulturpreis für Johannes Wenk-Madoery*  
Ludwig Vögely, Karlsruhe ..... 713

*Im Denkmalschutz nicht nur Großsanierung,  
sondern auch Denkmalpflege im kleinen*  
Deutscher Heimatbund ..... 717

VI. Buchbesprechungen ..... 722

# Vereine und Parteien in Durlach

## – Demokratie und Kultur im Schatten der Residenz

*Der vorliegende Text ist ein leicht überarbeitetes Manuskript eines Vortrages, der einige Forschungsergebnisse der neu erschienenen Darstellung der Durlacher Geschichte vorstellt und der daher teilweise in das neue Buch von Susanne Asche, Olivia Hochstrasser: Durlach – Staufergründung, Fürstenresidenz, Bürgerstadt, Karlsruhe 1996 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 17) übernommen wurde. Dort finden sich weitere Literatur- und Quellenhinweise.*

Durlach hat gegenwärtig rund 100 Vereine, die das kulturelle, sportliche und soziale Leben des größten Stadtteils Karlsruhes ganz wesentlich prägen. Die überwiegende Mehrheit der Vereine versteht sich als parteiungebunden und politisch neutral. Bis 1933 waren Politik und Vereinsleben jedoch untrennbar ineinander verwoben und sind wohl bis heute zumindest miteinander verwandt, so daß es berechtigt und sogar zwingend ist, über Vereine und Parteien gemeinsam zu berichten.

Die Geschichte der Vereine ist auch die Geschichte der Demokratie. Vereine waren von Anfang an freiwillige Zusammenschlüsse von Bürgern und Bürgerinnen, die ihren Vorstand wählten und die unabhängig von Staat und Kirche zusammen sangen, turnten oder sich auch karitativer Tätigkeit widmeten.

Die Vergangenheit der Durlacher Vereine reicht bis an den Beginn des 19. Jahrhunderts zurück, sie ist mithin ein wichtiges Kapitel der Durlacher Historie. Da die Geschichte der Vereine und Parteien in Durlach sehr umfangreich ist, werde ich schwerpunktmäßig die Anfänge im 19. Jahrhundert und die Entwicklungen der Weimarer Republik darstellen, weil diese beiden Perioden der Geschichte Höhepunkte in der Verbindung von Verein und Politik und

damit der Bemühungen um demokratische Auseinandersetzungen darstellen.

Nach der Verlegung der Residenz von Durlach in die neugegründete Stadt Karlsruhe entwickelte sich die Markgrafenstadt zu einem Landstädtchen, das mit seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen die benachbarte Residenzstadt versorgte.

Gleichzeitig blieb Durlach Sitz des Oberamtes; zudem waren von 1809 bis 1832 das Kreisdirektorium, danach eine Garnison in der Stadt untergebracht, so daß durch die Anwesenheit von Beamten und Offizieren neben der traditionellen Bürgerschaft eine bildungsbürgerlich geprägte Schicht hier lebte, die besonders in den Anfangszeiten des Vereinswesens begründete.

### DIE ERSTEN VEREINE – MÄNNLICHE BILDUNG UND WEIBLICHE TUGEND

Der erste Durlacher Verein war die *Lesegesellschaft*, die Anfang des Jahres 1803 entstand und eine durchaus zeittypische Erscheinung darstellte. In sehr vielen deutschen Städten fanden sich gebildete oder bildungs- und kulturhungrige Männer zusammen, um sich durch die gemeinsame Anschaffung von Büchern und Zeitschriften eine möglichst breite Lektüre zu ermöglichen. Dieses Bildungsbedürfnis war zugleich ein Ausdruck des Wunsches nach politischer Aufklärung, man wollte nicht Herzenssondern Verstandesbildung. Die Durlacher Gesellschaft, deren Gründung ganz wesentlich ein Verdienst des evangelischen Stadtpfarrers Johann Friedrich Gotthilf Sachs war, hatte im Jahr ihrer Gründung schon 37 Mitglieder, die jährlich jeder 5 Gulden zahlten. Angesichts der

Begrenztheit ihres Fonds schaffte man anfangs nur Zeitungen an: Die regierungsnah-offiziöse Karlsruher Zeitung, den schwäbischen Merkur, das Journal politique de Mannheim und die literarisch-kritische Jenaer Literaturzeitung, aber auch Zeitungen, die über das Handels- und Gewerwesen informierten.<sup>1</sup> Die Lesegesellschaft hatte zwei Räume in einem Gasthof – einen Konversations- und einen Leseraum – in der Mitte der Stadt gemietet. Damit war ein für das Vereinswesen typischer Grundzug geprägt, die Nutzung der öffentlichen Räume von Gasthäusern als Ausdruck des Verlassens des Salons oder des privaten Wohnzimmers. Darüber hinaus wies die Gesellschaft demokratische Strukturen auf. Neue Mitglieder wurden nach Stimmenmehrheit aufgenommen, doch durfte jedes Mitglied Fremde einführen, die eine Zeit lang in der Stadt lebten. Die Anschaffung von Schriften, die die Mitglieder vorschlugen, wurde ebenfalls mit Stimmenmehrheit beschlossen.

Angesichts ihres Anliegens stand die Lesegesellschaft nicht allen Kreisen der Bevölkerung offen; sie blieb den Männern der städtischen Honoratiorenschicht vorbehalten, den Angehörigen des Oberamtes, den Offizieren der Garnison und den Vertretern des städtischen Bürgertums, deren Interessen über das Handwerk und die Landwirtschaft hinausreichten. Man suchte gepflegte Geselligkeit, über die Friedrich Sigmund Gehres 1827 schrieb: *Dem gebildeten Theile der Einwohner gewährt [. . .] die seit mehreren Jahren zu Durlach bestehende Lesegesellschaft jeden Abend die angenehme Gelegenheit, sich in einem freundlichen und angenehmen Orte, von des Tages Last in wortloser Ruhe, oder in traulichem Gespräche, oder im erheiternden Spiele, oder durch unterhaltende Lektüre zu erholen.*<sup>2</sup>

Später teilte sich die Lesegesellschaft, doch fanden sich beide Gruppierungen 1842 wieder in der Neuen Durlacher Lesegesellschaft zusammen, und was nun gelesen wurde, deutete auf ein gewachsenes Demokratieverständnis. Unter den Zeitschriften fand sich jetzt auch die Presse der demokratischen Opposition des Landes, darunter die *Seebblätter*, in der die Anhänger der oppositionellen demokratischen Gruppe der Zweiten Kammer des Landtags zu Wort kamen. Das Lokal der Neuen Lesegesell-

schaft war die *Krone*, dessen Wirt Eduard Kraft in den revolutionären Zeiten von 1848/49 zum Bürgermeister gewählt wurde.<sup>3</sup>

Die Lesegesellschaft war der Beginn des öffentlichen Bibliothekswesens und damit der Grundstein für die heutige Durlacher Stadtteilbibliothek.

War die Lesegesellschaft ein Zusammenschluß von Männern, so gab es schon vor 1818 einen Frauenverein, den *Wohltätigkeitsverein*. Name und Art des Vereins lassen vermuten, daß er analog zu dem auf Anregung der Großherzogin Stephanie 1816 gegründeten Karlsruher Wohltätigkeitsverein entstand, zumal die erste Vorsitzende Karoline Henriette Eisenlohr, die Witwe des Regierungsrats und Durlacher Oberamtsmanns Wilhelm Eisenlohr, zur Beamtenoberschicht gehörte und daher sicherlich über Kontakte zu den Karlsruher *Damen* verfügte. Diese Wohltätigkeitsvereine wurden im Hungerwinter 1816/17 gegründet, um Spenden zu sammeln und an die Armen zu verteilen.<sup>4</sup> Anders als der Karlsruher Verein, der nach einiger Zeit wieder einging, blieb der Durlacher bestehen. Das lag auch an der Elisabethen-Stiftung, die der Auszeichnung und finanziellen Unterstützung braver, armer Mädchen diente.<sup>5</sup> Diese Stiftung ging zurück auf die Schenkung von 150 Gulden, die 1818 die russische Kaiserin Elisabeth Alexiewna, eine geborene Prinzessin des großherzoglichen Hauses, der Durlacher Vereinsvorsitzenden für einen guten Zweck überreichte. Die Verwendung dieses Geldes brachte das Selbstverständnis des Durlacher Vereins deutlich zum Ausdruck: *Der Verein hielt dafür, daß keine bessere Anstalt errichtet werden könne, als eine solche, welche den Sinn für reine Sittlichkeit und christliche Frömmigkeit unter dem weiblichen Geschlechte belebt und fördert. Denn vom weiblichen Geschlechte geht die erste Bildung aller Menschen aus; wird der Mensch in weiblichen Händen frühe schon an Leib und Seele verdorben, so kann der Schaden schwerlich wieder gut gemacht werden.*<sup>6</sup>

Hier wurde selbstbewußt eine weibliche Teilhabe an der Kindererziehung als eine Teilnahme an der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens behauptet. Der Durlacher Verein, der 1832 als *Frauenverein* und 1838 als *Frauen- und Hilfsverein* in den Quellen auftaucht<sup>7</sup>,

bestand bis zu seiner Auflösung durch die Nationalsozialisten Ende 1937. Der Frauenverein arbeitete später eng mit der 1891 gegründeten Durlacher Bereitschaft des Roten Kreuzes zusammen.

Die Mitgliederstruktur wies den *Frauenverein* in den Anfangszeiten deutlich als einen Verein der Oberschicht aus, der eng mit dem Oberamt, der Kirche – Pfarrer Sachs spielte als Vertreter des Dekanats auch hier eine Rolle – und dem Bürgermeisteramt zusammenarbeitete. Der Durlacher Verein wurde später ein Zweigverein des Badischen Frauenvereins und entfaltete eine breitgefächerte Wohltätigkeit, die von der Anstellung von Diakonissen über die Einrichtung von Suppenküchen bis zur Unterhaltung von Kinderhorten reichte. Das eröffnete den Durlacher Frauen schon vor der politischen Gleichberechtigung als Gemeindegremiumsmitglieder den Weg in das Durlacher Rathaus.<sup>8</sup> Solche Frauenvereine fanden sich auch in sehr vielen anderen badischen Gemeinden, die ununterbrochene Weiterexistenz eines der frühesten Frauenvereine war allerdings sehr selten.

Sowohl die *Lesegesellschaft* als auch der *Frauenverein* waren Gründungen der städtischen Oberschicht, die nicht die Gemeinsamkeit des Volkes im Sinne einer Demokratisierung der Gesellschaft wünschte. Trotzdem waren beide Vereine zu Beginn des 19. Jahrhunderts Ausdruck eines wachsenden bürgerlichen Selbstbewußtseins, das auf die Selbstverwaltung und -organisation der Bildung und der Wohltätigkeit neben den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen setzte.

## DEMOKRATISCHER GEIST IM „VORMÄRZ“

Zeitgleich wuchs ein demokratischer Geist in Durlach, der bei aller Anerkennung des Großherzogs doch auch auf bürgerliche Freiheitsrechte pochte. Im Jahr 1818 war die badische Verfassung verkündet worden, die als die freiheitlichste ihrer Zeit galt. Anlässlich des Geburtstages des regierenden Großherzogs Ludwig am 9. Februar 1819 und der in dieser Zeit stattfindenden ersten Wahlmännerwahlen zur zweiten Kammer, wurde im Durlacher Rathaussaal ein Porträt Ludwigs aufgehängt und

mit einer Widmung versehen. Das Bild sei – hieß es hier – von den dankbaren Bürgern Durlachs dem Großherzog geweiht; aber es wurden – begleitend zur Fürstenverehrung – auch die demokratischen Errungenschaften und Versprechungen der Verfassung betont: *Allen guten Badern Einigkeit, Freiheit, Gerechtigkeit; Gehorsam dem Gesetz; Ehrerbietung dem Recht des Großherzogs; biederes Festhalten und offene Vertretung der Rechte des Volkes: Freiheit der Meinung und der Presse, Selbstbesteuerung, Unabhängigkeit und Öffentlichkeit der Gerichte, bestimmte Verantwortlichkeit der Staatsdiener.*<sup>9</sup>

Die Freiheit der Presse war noch lange nicht erreicht, die Unabhängigkeit der Gerichte war noch zu erkämpfen und die Verantwortlichkeit der Staatsdiener vor dem Volk sollte erst Jahrzehnte später erreicht werden. Die Durlacher Widmung auf dem Großherzogsporträt liest sich wie der Forderungskatalog der Opposition, die sich in der gewählten Zweiten Kammer des Ständehauses gegen die Regierung formierte.

Letztere stand in den 1820er Jahren, in der Regierungszeit des Großherzogs Ludwig, den Versprechungen der Verfassung sehr abwartend gegenüber. Erst in den 1830er Jahren, nachdem Großherzog Leopold an die Regierung gekommen war, konnte sich landesweit ein neuer Reformwille umsetzen, so auch in Durlach.

Nun mußte der Durlacher Amtmann im Mai 1834 besorgt feststellen, daß die sogenannte *Bewegungspartei* in Durlach viele Anhänger hatte und daß seine eigene Autorität schmolz.<sup>10</sup>

Zahlreiche Durlacher Bürger hörten auf die zeitgenössischen Rufe nach Freiheit und Einheit, nach Demokratie und gegen Fürstenwillkür. Im Jahr 1842 schaffte sich diese Haltung dann erstmals bei den Landtagswahlen einen Durchbruch, in Durlach erhielt der Vertreter der demokratischen Opposition Gustav Bleidorn die Mehrheit der Stimmen. Das Jahr 1843 brachte dann überall im Lande, so auch in Durlach, die Feiern anlässlich des 25jährigen Bestehens der Verfassung, die immer auch ein Bekenntnis zu den demokratischen Grundrechten und Forderungen waren.

Die Stadt hatte in dieser Zeit 4750 Einwohner<sup>11</sup>, die meisten Bürger lebten vom Handwerk

und der nebenbei betriebenen Landwirtschaft. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren so stabil, daß die Gemeinde- und Soziallasten der Stadt ohne Erhebung einer Steuer aus den laufenden Revenüen der Stadt gezahlt werden konnten.<sup>12</sup>

Die sozialen Grundlagen für ein wachsendes Vereinswesen waren damit vorhanden, die Jahre zwischen 1844 und 1847 wurden dann auch die erste Hochphase der Vereinsgründungen.

Auf das Entstehungsjahr 1844 beruft sich heute der Gesangverein Liederkranz, doch reicht die Geschichte des Durlacher Männergesangs weiter zurück. Schon am 22. November 1828 gründeten einige Durlacher Bürger anlässlich der Säkularfeier des Geburtstags von Großherzog Karl Friedrich einen *Singverein*, den sie auch nach dem Fest für Gesänge in der evangelischen und katholischen Kirche aufrechterhalten wollten. Stadtpfarrer Sachs, der in der Lesegesellschaft und im Frauenverein engagiert war, wehrte sich gegen dieses Anliegen und betonte in seiner Eingabe gegen das Gesuch, daß ein einstimmiger Gesang besser einzustudieren sei als ein mehrstimmiger. Das Innenministerium hatte aber gegen die Neugründung nichts einzuwenden.<sup>13</sup>

Hinter diesen Vorgängen verbarg sich der Beginn der Loslösung des Gesangs von der das Durlacher Leben prägenden evangelischen Kirche, man wollte auch bei der Minderheit, den Katholiken singen. Zudem wurde der kunstvolle mehrstimmige Gesang gepflegt. Daß Pfarrer Sachs, der als Vertreter der Landeskirche den Status eines Beamten hatte, diesen Verein ablehnte, kann daran liegen, daß er meinte, einen mehrstimmigen Gesang nicht in die Liturgie einbauen zu können. Es kann aber auch Ausdruck eines Mißfallens an der von der Kirchengemeinde losgelösten Vereinigung sein. Daß der *Singverein* in Kirchenräumen singen wollte, beweist zudem, daß man sich zu diesem Zeitpunkt noch keine anderen Räume für den öffentlichen Gesang von Bürgern vorstellen konnte.

Was nun aus diesen Anfängen des Singvereins in den nächstfolgenden Jahren wurde, ist nicht überliefert. Die Geschichtsschreibung des Gesangvereins *Liederkranz* hält fest, daß der Apotheker Eduard Märklin Ende der 1830er

Jahre einen Gesangverein ins Leben gerufen habe.<sup>14</sup> Vielleicht knüpfte er an den ersten *Singverein* an, vielleicht war es auch eine Neugründung. 1844 war der Männergesangverein schon so konsolidiert, daß er am 1. September in Karlsruhe am ersten badischen Sängertag teilnehmen konnte. Der *Liederkranz*, der das deutsche Liedgut als Ausdruck patriotischer Gesinnung pflegte, war begründet.

Drei Jahre später, 1847, fand sich im Durlacher Wochenblatt eine Danksagung eines Durlacher Bürgers an den *löblichen Lese- und Singverein*, der gemeinsam mit *zarten huldvollen Jungfrauenherzen* wohlthätige Spenden an arme Familien verteilt habe.<sup>15</sup> Daß der Sing- mit dem Leseverein zusammen genannt wurde, könnte bedeuten, daß in dieser Zeit die Lesegesellschaft mit dem Singverein vereint war. Die Vermutung, daß Lesegesellschaft und Liederkranz personell eng verbunden waren, liegt angesichts des kleinen infragekommenden Personenkreises nahe. Darüber hinaus galt der *Liederkranz* auch in späteren Zeiten als der Gesangverein der Herren der bürgerlichen Oberschicht.

Auf das Jahr 1846 gehen die Anfänge des zweiten bürgerlich-demokratischen Vereins zurück: Am 5. November 1846 inserierten *mehrerer Turnfreunde* im Durlacher Wochenblatt eine *Aufforderung zur Begründung eines Turnvereins*, in der es hieß: *Schon längere Zeit wurde das Bedürfnis gefühlt, und der Wunsch vielseitig ausgesprochen, auch hier . . . einen Turnverein ins Leben zu rufen*. Die Interessierten wurden aufgefordert, sich im Komptoir der Zeitung in eine Liste einzutragen. Im gleichen Jahr wurden auch in Mannheim und Karlsruhe Turnvereine begründet.

## DIE REVOLUTION 1848/49 UND DIE ZEIT DER RESTAURATION

Das gemeinschaftliche Turnen, das Bürger unabhängig von Militär, Gendarmerie und Polizeidiensten ausübten, irritierte die Vertreter der Regierung und der Obrigkeit. So mußte schon *Turnvater* Friedrich Ludwig Jahn, der 1811 die Turnkunst als Mittel der Erneuerung Preußens propagierte, sich 1813 an den Freiheitskriegen gegen Napoleon in einem Freikorps beteiligte und an der Gründung der



damals demokratischen Burschenschaften teilnahm, seine Anschauungen mit Festungshaft und jahrelanger Polizeiaufsicht bezahlen. Wie sehr er in dem Gedankengut verankert blieb, das in die Revolution von 1848/49 mündete, und wie wenig er vergessen wurde, zeigte sich daran, daß er zum Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung in der Paulskirche gewählt wurde.

Auch die Durlacher Turner standen diesen Ansichten nahe, zumal die Anfangsjahre des Vereins in die vorrevolutionären Zeiten und dann vor allem in die Jahre 1848/49 fielen. Die Turner taten sich sehr hervor; so hatten sie wahrscheinlich eine rote Fahne mit dem Jakobinerspruch *Sieg oder Tod* bestickt und stellten in der im März 1848 gebildeten Bürgerwehr den linken Flügel.<sup>16</sup>

Teil dieser Bürgerwehr wurde auch die zweite Gründung des Jahres 1846: das von Christian Hengst ins Leben gerufenen Pompierkorps, die Freiwilligen Feuerwehr. Da Hengst selbst kein Anhänger der revolutionär-demokratischen Republik war, die im Frühjahr 1849 einige Wochen in Baden faktisch bestand, kam es unter den Durlacher Bürgerwehrmännern um die Frage der Fahne – rot oder weiß – zu handgreiflichen Auseinandersetzungen. Hengst war ein Vertreter der konstitutionellen Monarchie und eines traditionellen Bürgerstolzes. Wies ihn die Gründung der Feuerwehr als einen hochmodern denkenden Mann aus, was er übrigens auch durch die Förderung des badischen Gewerbeschulwesens bewies, so zeugte die zweite von ihm beeinflusste Vereinsgründung von einem großen Traditionsbewußtsein. Er initiierte die Wiedergründung eines Schützenkorps und wiederbelebte damit eine Tradition, die eng mit Durlachs verlorenem Status einer Residenzstadt verbunden war. Im Jahr 1601 erließ Markgraf Friedrich Ernst von Baden-Durlach eine Schützenordnung für die Bürger der Residenzstadt, um die Durlacher zur Bewachung und Selbstverteidigung ihrer Stadt zu befähigen. Diese Schützenkompagnie ging 1780 ein, erst mit der Neugründung der Schützengesellschaft 1847 fand das Schießen der Bürger, das nunmehr zu einem „Sport“ wurde, wieder Eingang in das Durlacher Leben. Vielleicht war die Wiederbelebung des Schützenwesens auch eine Antwort auf das Turnen.

Im Jahr 1847 wurde auch ein *Bürgerverein* gegründet, der sich zur Vertretung der demokratischen Linken entwickelte und der daher das Jahr 1849 nicht überlebte. Der im Vergleich dazu eher unbedeutende *Vaterländische Verein* vom Februar 1849 vertrat die monarchiefreundliche Position, so daß 1848/49 in Durlach alle Grundlagen für ein lebendiges Vereinsleben gelegt waren: es gab kulturelle Vereine, Sportvereine, wohltätige Organisationen und dezidiert politische Vereine.

Doch die Revolution wurde von den württembergischen, bayerischen, hessischen und preußischen Truppen unter dem Befehl des preußischen Prinzen Wilhelm, dem *Kartätschenprinzen* und späteren Kaiser Wilhelm I., blutig niedergeschlagen. Der *Turnverein* und der *Bürgerverein* wurden aufgelöst und verboten, die *Lesegesellschaft*, der *Liederkrantz* und der *Frauenverein* bestanden weiterhin. Für kurze Zeit, im Spätsommer 1849, tauchten eine *Liedertafel* und ein *Damengesangverein* auf, die zugunsten der Kämpfer in Schleswig-Holstein sangen. Der Krieg um Schleswig-Holstein, den Preußen gegen die Ansprüche Dänemarks führte, blieb das letzte Mittel, verdeckt für die niedergeschlagenen Wünsche nach Einheit und Freiheit einzutreten. Da die Freiheit verloren war, wollte man wenigstens die weitere Zerstückelung Deutschlands verhindern. Man sang – wie es in der Anzeige im Durlacher Wochenblatt hieß – zur *Unterstützung des Brudervolks, dessen Kampf eine Angelegenheit der ganzen deutschen Nation sei*.<sup>17</sup> Alle drei Gesangvereine, *Liedertafel*, *Damengesangverein* und *Liederkrantz* sangen wenige Wochen später anlässlich der Geburtstagsfeiern für den Großherzog.<sup>18</sup> Bei dieser Gelegenheit trat auch das städtische Musikkorps auf, das zusammen mit dem *Liederkrantz* wenige Monate später im großen Rathaussaal einen Abend mit vaterländischen Liedern und Blechmusik veranstaltete.<sup>19</sup>

In politischer Hinsicht blieben die nächsten Jahre ruhig, das Turnen war verboten und fand höchstens heimlich statt, Musik und Gesang blieben erlaubt. Am Sonntag, den 10. Juli 1859 wurde Durlach der Ort eines großen vom *Liederkrantz* organisierten Sängerfestes im Schloßgarten, der sich bei diesem Anlaß zeitweise mit bis zu 6000 Personen füllte. Es kamen Sänger aus Baden-Baden, Bühl, Bret-

ten, Bruchsal, Eberbach, Ettlingen, Gernsbach, Iffezheim, Karlsruhe, Pforzheim und Mühlburg. Das an diesem Sonntag vorgetragenen Liedgut wies u. a. Titel auf wie *Liedesfreiheit*, *Das deutsche Lied*, *Dir möcht ich meine Lieder weih'n geliebtes deutsches Vaterland*.

Die Forderung nach der Einheit Deutschlands wurde weiterhin gestellt, doch nur noch vereinzelt unter demokratischen Vorzeichen im Sinne einer Volksvereinigung. Von den leidenschaftlichen Forderungen nach Freiheit und Einheit blieb die Hoffnung auf die Einheit Deutschlands, und es blieb die Verehrung Friedrich von Schillers, des Dichters, der zum Ehrenbürger der französischen Revolutionsrepublik ernannt worden war und dessen *Räuber*, aber auch sein *Don Carlos* die Erinnerung an die Freiheitsforderungen wachhielten. Am 9. November 1859 begingen die Durlacher den hundertsten Geburtstag des Dichters, daran beteiligten sich die *Lesegesellschaft*, der *Liederkranz* und die Gesellschaft *Eintracht* mit einem Ball.<sup>21</sup> Die Festrede hielt der Lehrer am Pädagogium Professor Karl Gustav Fecht, der Verfasser der, 1869 erschienenen ersten Durlacher Stadtgeschichte.

Fecht war auch beteiligt an der Neugründung des Turnvereins, die am 1. August 1861 durch eine *Einladung zur Konstituierung des Turnvereins* im Durlacher Wochenblatt eingeleitet wurde. Das war der Wiederbeginn des Turnens. Neben Fecht war auch ein Karl Leußler im Vorstand, vielleicht der Leußler, der zu den eifrigsten Teilnehmern an der Revolution zählte und der deswegen 1849/50 monatelang im Gefängnis gesessen hatte.<sup>22</sup>

Die tiefgreifenden Zerwürfnisse der damaligen Zeit aber waren fast vergessen; die Versöhnung zwischen Bürgertum und großherzoglichem Hause war inzwischen geglückt, zehn Jahre nach Ende der Revolution liebten die Badener ihren Großherzog, weniger seine preußische Gattin, aber alles in allem ihre fürstliche Regierung. Der badische Großherzog war ein Unterstützer der Politik Bismarcks, die 1871 den Schwiegervater des Großherzogs, den ehemaligen *Kartätschenprinz* und jetzigen König von Preußen auf den Thron des Kaiserreichs brachte.

Doch in Durlach wie wohl auch in vielen anderen badischen Orten gab es weiterhin Vor-

behalte gegen den Preußen, man hatte seine Soldaten und das brutale Vorgehen gegen die Revolutionäre nicht vergessen. So ist bis heute mündlich eine Geschichte aus Durlach überliefert: Eines Tages, es war nach 1871, kam ein italienischer Gipsfigurenhändler in ein Durlacher Gasthaus und bot seine Ware an, darunter eine Gipsbüste des Kaisers Wilhelm I. Da erhob sich ein Durlacher Bürger, der Teilnehmer der Revolution gewesen war – man erzählte mir, es sei Karl Leußler gewesen –, nahm den Gipskopf und warf ihn mit dem Kommentar *Der Stinker hat hier nichts verloren* aus dem Fenster. Das kostete ihn wegen Majestätsbeleidigung eine Woche Arrest.

## BÜRGER UND ARBEITER – PARTEIEN UND VEREINE IN DER INDUSTRIESTADT

In den 1860er Jahren entstanden zahlreiche neue Vereine<sup>23</sup>: Aus der Gesangsabteilung des wenige Jahre nach Neugründung darniederliegenden Turnvereins entstand 1864 der Gesangsverein *Lyra*. Als es zu Unstimmigkeiten in diesem Verein kam, gründeten einige Abtrünnige 1868 den *Männergesangsverein*, der 1904 eine Karnevalsgesellschaft, die Ka.Ge. 04, ins Leben rief. Nun entstanden auch berufsorientierte Gesangsvereine: 1879 auf Initiative von Rudolf Gritzner, Vorstandsmitglied der Gritzner-Nähmaschinenfabrik (heute Pfaff), der Gesangsverein der Nähmaschinenbauer, 1908 der von der Durlacher Bäckerinnung gegründete Gesangsverein *Sängerkranz*.

Das Turnen erwachte zu neuem Leben. Im Jahr 1878 wurde erneut und diesmal mit Erfolg der Versuch unternommen, einen *Turnverein* zu gründen, der 1882 immerhin schon das Gauturnfest veranstalten konnte. Doch es kam zu Streit, zehn Jahre nach Gründung, im Jahr 1888, spaltete sich der *Turnerbund Durlach* ab. Daß zwei Vereine Bestand hatten, beweist, daß die Turnbewegung inzwischen starken Anklang in Durlach fand.

Auch im benachbarten Aue begann das Vereinsleben, 1872 wurde der *Männerchor Durlach-Aue* unter dem Namen *Liederkranz* gegründet. Zwei Jahre später riefen einige Auer Männer den Gesangsverein *Freundschaft* ins

Leben, der sich aber wenig später mit dem *Liederkrantz* zur *Liedertafel Aue* zusammenschloß. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, im Jahr 1905 wurde übrigens auch in dem Dorf Aue eine Freiwillige Feuerwehr gegründet.

Die Abspaltungen und Neugründungen, die sich in den 1880er und 1890er Jahre ausweiten sollten, waren Ausdruck der veränderten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Durlach und Aue, die sich auf das politische Leben auswirkten.

Am 8. Juni 1869 wurde im Gasthaus *Karlsburg* ein nationalliberaler Bezirksverein gegründet. Die Nationalliberalen waren 1866 aus der Deutschen Fortschrittspartei hervorgegangen und stellten die Partei des Besitz- und Bildungsbürgertums und des Mittelstands dar. Bis 1881 besaß sie im deutschen Reichstag die Mehrheit, und auch in Durlach und Aue fand diese Partei bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die größte Anhängerschaft. Gründungs- und erste Vorstandsmitglieder des Durlacher Vereins waren u. a. der schon genannte Professor Karl Gustav Fecht, Bürgermeister Gustav Bleidorn, der 1842 als Vertreter der Opposition von den Durlachern in den Landtag gewählt worden war, und Buchdrucker Adolf Dups, der Herausgeber des Durlacher Wochenblatts, zudem ein Gemeinderat, ein Kaufmann, ein Fabrikant, ein Amtsrevident, ein Medizinalrat, ein Gastwirt, ein Werkmeister usw., alle Angehörige der städtischen, bürgerlichen Honoratiorenschicht<sup>24</sup>.

Einer der prominentesten Durlacher Vertreter der Partei war der Karlsburg-Gastwirt Carl Friderich, der ab 1850 bis zu seinem Tod 1894 Abgeordneter der Zweiten Kammer des Ständehauses war und der von 1872 bis 1876 für die Partei im Reichstag saß. Darüber hinaus hatte er von 1872 bis 1884 das Durlacher Bürgermeisteramt inne<sup>25</sup>.

Erst gegen Ende des Jahrhunderts wankte mit dem Anwachsen der Anhängerschaft der Sozialdemokratie die unangefochtenen Stellung der Nationalliberalen in Durlach.

Durlach entwickelte sich seit den 1870er Jahren zu einem Industriestandort, in dem sich vor allem die Maschinenbauindustrie ansiedelte. Die Maschinenfabrik Sebold und die Nähmaschinenfabrik Gritzner wurden die größten Arbeitgeber; hinzu kamen zahlreiche andere

Fabriken. Alle zogen Arbeitskräfte in die Stadt und machten aus den auf den Feldern arbeitenden Durlacher Tagelöhnern und aus den Auer Bauern Fabrikarbeiter. Die Einwohnerzahl wuchs von 7700 Einwohnern im Jahr 1875 auf über 13 000 im Jahr 1900<sup>26</sup>.

Mit diesen sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen stießen auch in Durlach neue politische Ideen auf Zustimmung, die sich angesichts der grassierenden Armut und der Verelendung in der wachsenden Industriearbeiterschicht gegen das politische und wirtschaftliche System des Kaiserreiches und damit auch gegen die Vorstellungen des Bürgertums wandten. Es wuchs eine Arbeiterbewegung, die sich reichsweit der Sozialdemokratie anschloß. Diese erschien schon 1878 der Berliner Regierung als so gefährlich, daß sie die SPD durch die Sozialistengesetzen, die im Reichstag von den Nationalliberalen unterstützt wurden, bis 1890 verbieten ließ.

Noch in die Verbotszeit fiel die Gründung der Durlacher sozialdemokratischen Organisation. Am 20. Oktober 1889 wurde im Genter ein *Wahlverein zur Erzielung volkstümlicher Wahlen* gegründet<sup>27</sup>. Unter diesen Gründungsmitgliedern war der Metallarbeiter und spätere Stadtrat Christian Horst. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Sozialdemokratie zur stärksten politischen Kraft in Durlach und Aue, ohne daß sich das bis 1919 im Durlacher Bürgerausschuß, der nach dem Dreiklassenwahlrecht gewählt wurde, ausdrücken konnte.

Nun gab es zwei wichtige politische Kräfte in Durlach – die Nationalliberalen und die Sozialdemokraten. Dazwischen siedelte sich der 1892 gegründete Gemeindebürgerverein an, in dem sich die Bürger zusammaten, die sich angesichts der schwindenden Bedeutung der alten Bürgersfamilien in dem Bürgerausschuß und bei den Entscheidungen der Stadtverwaltung nicht mehr vertreten sahen. Der Gemeindebürgerverein unterstützte anfangs sogar die Sozialdemokratie, indem er für die Gemeindevahlen 1898 mit ihr zusammen eine Liste bildete. Dieses Bündnis hielt allerdings nicht lange. Auch die katholische Zentrumsparterie konnte im mehrheitlich evangelischen Durlach nur eine kleine Minderheit gewinnen. Durlach war nun in zwei Lager gespalten – in das bürgerliche und das Arbeiterlager. Diese politi-

sche Entwicklungen schlugen sich auch auf die Vereinsebene nieder<sup>28</sup>.

Es entstanden nun – meist als Abspaltungen von den schon bestehenden Vereinen – Arbeitervereine. Im Jahr 1882 entstand in dem von bürgerlicher Seite aus gegründeten *Arbeiterbildungsverein* eine Gesangsabteilung, die sich Ende der 1880er Jahre, d. h. zur Zeit der Durlacher SPD-Gründung, mit der *Liedertafel Aue* zum *Arbeitersängerbund* zusammenschloß. Auch im *Turnverein* zeichnete sich eine parallele Entwicklung ab. 1895 gründeten einige Arbeiter in Aue den *Arbeiterturnverein Aue*, im gleichen Jahr traten einige Turner aus dem Durlacher *Turnverein* aus, um die *Turngemeinde* als Arbeiterverein zu gründen. Im Jahr 1899 wurde zudem eine *Freie Turnerschaft* gegründet, hinzu kam der Radfahrerverein *Solidarität*. Alle Neugründungen fanden sich von 1904 bis 1914 im Arbeiterbund *Vorwärts* zusammen. Nach 1914 nannte sich nur noch der Durlacher Arbeitergesangsverein Sängerbund *Vorwärts*. 1910 gründeten Sozialdemokraten zudem in Durlach den *Touristenverein Naturfreunde*.

Unabhängig von der Politisierung des Vereinslebens vervielfältigte sich die Vereinskultur; es entwickelte sich das Sportwesen, d. h. die Spezifizierung sportlicher Betätigungen: 1896 der Kraftsportverein, 1902 der FC Germania, das war der Beginn des ASV Durlach, 1906 der Durlacher Schwimmverein, 1908 der Reiterverein – ein Waffenverein, 1910 die Fußballabteilung des Turnvereins Durlach und 1912 die Fußballabteilung des Sängerbund Turnvereins Aue.

1908 kam zu der Ka.Ge. 04 die Gro.Ka.Ge. hinzu. Auch der Durlacher Gartenbauverein und Obstbauverein entstanden vor dem Ersten Weltkrieg, ebenso wie der Auer Kleintierzuchtverein. Ab 1910 gab es in Durlach einen Hundesportverein.

Der Krieg brachte das blühende Vereinsleben zum Erliegen oder schränkte die Aktivitäten stark ein.

## POLARISIERUNGEN – DIE ZEIT DER WEIMARER REPUBLIK

In den letzten Kriegsjahren zeichneten sich auf der Ebene der politischen Parteien Verschiebungen und Polarisierungen an, die die

Politik und das Vereinswesen der Zeit der Weimarer Republik prägen sollten. Ab 1917 trennte sich der linke Flügel der SPD von der Mutterpartei, es bildete sich die Unabhängige Sozialdemokratische Partei USPD, deren Mitglieder sich nach Auflösung dieser Neugründung mehrheitlich auch in Durlach der kommunistischen Partei KPD anschlossen.

Doch auch das bürgerliche Lager war in der Zeit der Weimarer Republik in mehrere Parteien gespalten: in die liberale Deutsche Demokratische Partei, in die eher rechtsstehende Deutsche Volkspartei und die rechtsextreme Deutschnationale Volkspartei. Hinzu kamen in Durlach und Aue noch die Gemeindebürgervereine, die auf kommunaler Ebene mitmischten. Schon sehr früh gab es in Durlach eine Ortsgruppe der NSDAP, die 1929 die ersten nennenswerten Wahlerfolge verzeichnen konnte und die seit 1931 auch im Durlacher Bürgerausschuß vertreten war. Mit Erstarken der Nationalsozialisten verloren reichsweit und auch in Durlach die bürgerlichen Parteien Wählerstimmen, bis am Ende die in Durlach einstmals so starken Demokraten zu einer Minderheit zusammengeschrumpft waren. Die Weimarer Republik war neben Inflation, Wirtschaftsnot und einer wachsenden Arbeitslosigkeit, die in der Industriearbeiterstadt Durlach ab 1930 katastrophale Ausmaße annahm, auch gekennzeichnet durch ein überaus lebendiges Vereinsleben. Es kam jetzt zu einer neuen Hochphase der Vereinsgründungen: Mit dem katholischen Frauenverein und dem deutsch-evangelischen Frauenverein gab nun insgesamt drei Frauenvereine.

Eine Auflistung allein der Durlacher Sport-, Gesang- und Musikvereine aus dem Jahr 1925 nannte 15 Organisationen: Gesangverein Liederkrantz, Gesangverein *Lyra*, *Männergesangverein*, Gesangverein *Vorwärts*, Gesangverein der *Nähmaschinenbauer*, *Turnverein*, *Turnerbund*, *Turngemeinde*, Fußballclub *Germania*, *Arbeiter-Sportverein*, *1. Durlacher Athletenclub*, Radfahrerclub *Germania*, Arbeiterradfahrerclub *Solidarität*, Instrumentalmusikverein und Musikverein *Lyra*<sup>29</sup>.

Darüber hinaus gab es weitere zahlreiche Neugründungen, die bei den Turnvereinen auf einer Spezialisierung und Verbreiterung der Sportarten basierten. So wurden 1920 der Ten-

nischclub, 1921 der Arbeitersportverein, 1923 der Angelsportverein, 1924 die Deutsche Jugendkraft (Fußball, Freizeitsport, Gymnastik und Tennis) ins Leben gerufen. Zudem trennten sich die Fußballabteilungen des Turnvereins Durlach und des Sänger- und Turnerbundes Aue von ihren Vereinen und schlossen sich im Februar 1925 in der *Spielvereinigung Durlach-Aue* zusammen<sup>30</sup>.

Weitere Neugründungen waren 1921 der Arbeiterschachclub Durlach, der sich ab 1933 Schachclub Durlach nannte, 1923 der Zusammenschluß der Kegelgesellschaften zum Kegel-Verband Durlach und Umgebung, 1929 der Luftsportverein Pfinzgau als Ableger des Turnvereins Durlach, 1922 das Mandolinenorchester *Edelweiß*, 1931 der Harmonikaring, 1920 der Geflugelzuchterverein und im gleichen Jahr 1920 der Mieterverein<sup>31</sup>. 1923 wurde in Aue der Gesangsverein *Edelweiß* ins Leben gerufen. Zudem schlossen sich hier 1920 die *Liedertafel* und der *Turnerbund Aue* zum *Sänger- und Turnerbund Aue* zusammen<sup>32</sup> und bildeten damit ein bürgerliches Gegengewicht zu dem Arbeitersanger- und Turnerbund. Hinzu kamen Vereine, die sich der Geselligkeit widmeten.

Die Zahl der Neugründungen und die Zusammenschlüsse schon bestehender Vereine zu einem Zweckverband waren Ausdruck der politisch-sozialen Zerstrittenheit der Zeit, von der das Vereinsleben nicht verschont blieb. Die Politisierung des Vereinslebens, die sich vor dem Ersten Weltkrieg durch die Gründung von Arbeitervereinen, die sich gegen bürgerliche abgrenzten, begonnen hatte, verstärkte sich in der Zeit der Weimarer Republik.

Die bürgerlichen Vereine traten nicht dezidiert politisch auf, es gab auch nur vereinzelt vereinsubergreifende örtliche Kartelle wie der Auer Sänger- und Turnerbund. Doch waren die bürgerlichen Vereine meistens den jeweiligen badischen Dachverbänden angeschlossen wie z. B. dem Badischen Sängerbund. Die jeweiligen Vorstände und die Mitglieder der Organisationen zeigten zudem eine gewisse Homogenität in der sozialen Zusammensetzung und von daher eine standesmaige Abgrenzung von der Arbeiterschicht, ohne daß dies in Satzungen oder Vereinsprogrammen zum Ausdruck kam.

Zu den bürgerlichen Vereinen zählten u. a. die *Lyra-Vereine*, die allerdings die Nähe zu den Arbeitervereinen bei gemeinsamen Veranstaltungen nicht scheuten, der *Liederkrantz*, der *Gesangsverein der Nähmaschinenbauer*, der *Turnverein* und der *Turnerbund*. Es gab einen bürgerlichen Radfahrerclub und Fußballverein. Auch die Karnevalsvereine zählten nicht zur Arbeiterbewegung ebensowenig wie die berufsständischen Vereine.

Spektakuläre Ereignisse der bürgerlichen Vereinskultur in der Zeit der Weimarer Republik waren die drei von Friedrich Eberle initiierten und organisierten Burgerumzuge, mit denen an die Burgerauszuge des 19. Jahrhunderts anläßlich der Kerwe erinnert werden sollte<sup>33</sup>. Die Festzüge knüpften an die Vorbilder der großen historischen Umzüge des 19. Jahrhunderts an und wurden von den bürgerlichen Vereinen mit Unterstützung einzelner Firmen gestaltet. Die Wagen griffen Themen der Stadtgeschichte auf und wurden somit zu einem Zeichen des rückwärtsgewandten Kulturentwurfs des Bürgertums dieser Zeit. Der letzte der Umzüge im Jahr 1929 widmete sich besonders der Werbung für die Durlacher Geschafteleute, die sich zunehmend der Konkurrenz durch die Karlsruher Kaiserstraße ausgesetzt sahen. Ein mitgeführtes Transparent trug die Aufschrift: *„Gewerbe- und Handwerkerverein Durlach. Einwohner von Durlach berücksichtigt die hiesigen Gewerbetreibenden am Platze, Ihr vermindert damit die Arbeitsnot.“*<sup>34</sup>

Zu den bürgerlichen Vereinen zählten auch die Waffenvereine, von denen es drei gab: den Artillerie-Bund, den Reiterverein und den Leib-Grenadierverein. Diese Vereine hielten das Andenken an den letzten Krieg aufrecht und pflegten den kameradschaftlichen Geist vergangener Zeiten. Ihre Familienabende und Tanzbelustigungen wurden von den bürgerlichen Musik- und Gesangsvereinen umrahmt<sup>35</sup>.

## ARBEITERVEREINE — DAS ROTE DURLACH

Was die Jahre der Weimarer Republik jedoch besonders gegenüber anderen Epochen auszeichnete, war das blühende Arbeitervereinswesen, das ein spezifisches Milieu und eine identitätsstiftende Subkultur schuf. Das kultu-

relle Leben wurde klassenspezifisch erlebt und gestaltet, so daß es am Ende möglich war, sich als Angehörige der Arbeiterklasse vom Kindesalter bis zum Tode in Arbeiterzusammenschlüssen zu bewegen. Ganz bewußt setzten sich die Angehörigen der Arbeiterschicht durch ihre jeweiligen Vereinszugehörigkeit von dem Bürgertum und Kleinbürgertum ab, denn die Arbeitervereine sahen sich auch in der Zeit der demokratischen Verfassung noch als Vermittler und Verbreiter eines Klassenbewußtseins.

In Durlach blieb das sozialdemokratische Milieu prägend, die kommunistischen Vereinigungen spielten im kulturellen Leben nur eine nachgeordnete Rolle. Zwar versuchte die KPD ähnliche Vereine und Organisationen wie die SPD aufzubauen, doch war sie in Durlach längst nicht so erfolgreich. Ein kommunistisches Milieu oder eine kommunistische Subkultur gab es nur in Ansätzen. Neben der Parteiorganisation existierte eine Durlacher Ortsgruppe der kommunistischen Jugend, die am 23. und 24. November 1929 z. B. ein mittelbadisches Jugendtreffen organisierte<sup>36</sup>.

Der *Verein für Leibesübungen*, genannt die *Roten Sportler*, wollte allen Sparten des Sports, d. h. Turnen, Fußball, Handball, Leichtathletik, Schach usw. einführen und begriff seine sportlichen Betätigungen als Beitrag zur Politik. Die Spielgruppe *Sichel und Hammer* schloß sich dem Verein für Leibesübungen an, dessen Vorsitzender Otto Weinbrecht war<sup>37</sup>.

Es gab auch eine Durlacher Gruppe der *Roten Hilfe*, die sich der gegenseitigen Unterstützung und besonders der Hilfe von inhaftierten Kommunisten und deren Familien widmete, aber auch kulturelle Veranstaltungen organisierte. So beging die *Rote Hilfe* Durlach am Sonntag, den 7. November 1926 im Gasthaus Lamm eine Revolutionsfeier, deren Theateraufführung *Oktobertürme* auf die russischen Revolution 1917 verwies<sup>38</sup>.

Die Umzüge der KPD und der ihr nahestehenden Organisationen begleitete eine Schalmeikapelle, wie die anderen Parteien veranstalteten auch die Kommunisten Fackelzüge<sup>39</sup>.

Wirkliche Massenereignisse aber waren nicht die kommunistischen, sondern die sozialdemokratisch geprägten Vereinsereignisse. Die Arbeitersportvereine *Turngemeinde*, *Turnver-*

*ein Durlach-Aue*, der *Arbeitersportverein*, der seinen Sportplatz auf dem Gelände der ehemaligen Dampfziegelei hatte<sup>40</sup>, und der Radfahrerclub *Solidarität* schlossen sich zu einem Arbeiter-Sport-Kartell zusammen, der dem badenpfälzer Arbeiter-Turn- und Sport-Bund angeschlossen war und der laut eigener Satzung keine Wettspiele mit bürgerlichen Vereinen durchführen durfte. Erster Vorsitzender des Durlacher Arbeiter-Sport-Kartells war der Malermeister und Reichsbannermann Jean Faber, der zugleich Vorsitzender der Durlacher SPD und des Arbeiterradfahrerclubs *Solidarität* war<sup>41</sup>. Alljährlich fanden *Reichs-Arbeiter-Sporttage* statt, die das Arbeiter-Sport-Kartell veranstaltete.

Es gab von Trommler- und Pfeifermusik begleitete werbewirksame Festzüge, bei denen Transparente mitgeführt wurden, auf denen stand: *Tretet ein in eine Arbeitersport und Kulturorganisation, Kommt zum Turnen, Treibt Wassersport, Wandert mit uns oder Gegen den Faschismus – für den Sozialismus und Wir sind das Bauvolk der kommenden Welt*<sup>42</sup>.

Die Arbeitergesangsvereine, die die sportlichen Aktivitäten umrahmten und auch eigene Sängerfeste veranstalteten, schlossen sich mit den Arbeitersportvereinen im Arbeitersport- und Kulturkartell zusammen, dessen Vorsitzender Viktor Fassel war. Das Kartell organisierte Festzüge und Feiern und bot gemeinsam mit den freien Gewerkschaften des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes AdGB Bildungsprogramme an. Dabei trat auch das Kabarett *Der rote Faden* auf, dessen Mitwirkende Mitglieder der Arbeiterorganisationen waren<sup>43</sup>.

An den 1. Mai-Feiern wirkten alle Arbeitervereine mit, die zudem von dem Pfarrer der evangelischen Stadtkirche Otto Neumann und dem Jugendpfarrer Heinz Kappes unterstützt wurden, die der Sozialdemokratie und dem kurz nach dem Ersten Weltkrieg gegründeten *Volkskirchenbund der religiösen Sozialisten* nahestanden<sup>44</sup>.

Ein herausragendes Ereignis der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung war die Errichtung des Volkshauses in Aue, das Anfang September 1926 eröffnet wurde und bei dessen Bau die *Turngenossen* des Turnvereins Durlach-Aue in ihrer Freizeit mitwirkten<sup>45</sup>. Das

Volkshaus, das dem Turnverein Durlach-Aue gehörte, wurde bis 1933 zu dem Zentrum des Arbeitersports und -sings und der politischen SPD-Veranstaltungen.

Die sozialdemokratische Tageszeitung *Volksfreund* berichtete ganzseitig über dieses Ereignis: *Der mächtige Bau umfaßt Wirtschaftsräume, helle lichte Lokalitäten, einen Turn- bzw. Festsaal (zirka 1000 Personen fassend), das 2. Stockwerk beherbergt 5 Wohnungen [...]»<sup>46</sup>. Der Saal, der einen Parkettboden hatte, sollte wie in Gebäuden dieser Art üblich zugleich für die Gesangsabteilung und als Festhalle dienen und damit das Haus zu einem *Volkshaus der sozialistischen Arbeiter* werden lassen. Die Verfasser des in den Grundstein gemauerten Manuskripts Fridolin Link und Karl Herzog hielten die damaligen Hoffnungen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung fest: *Hoffen wir, daß die Zeit nicht lange auf sich warten läßt, wo das Proletariat sich zusammenfindet und seine Ketten sprengt und den Kapitalismus auf allezeit hinwegwegt, daß bei der Auffindung dieser Dokumente Friede, Freiheit, Menschlichkeit und Gerechtigkeit eingeleitet ist, daß alle Menschen leben können. Wir geloben alle Kräfte anzuspannen um die Menschheit unserem Ziel zuzuführen und möge der Bau des Vereinshauses dazu beitragen, die kommende Menschheit in diesem Sinne erziehen zu helfen<sup>47</sup>. Der Grundstein und dieser Text wurden geborgen, nachdem das Volkshaus durch einen Luftangriff während des Zweiten Weltkrieges zerstört worden war.**

## NATIONALSOZIALISMUS — DAS ENDE DES DEMOKRATISCHEN VEREINSWESENS

Nicht nur der Krieg, sondern vor allem die Machtübernahme der Nationalsozialisten, die diesen Krieg begannen, machten alle von Fridolin Link und Karl Herzog geäußerten Hoffnungen zunichte. Gleich nach der Machtübernahme verschleppten die Nationalsozialistischen die Kommunisten und bekannte Sozialdemokraten und nahmen sie in sogenannte *Schutzhaft*, viele verschwanden in Gefängnissen oder in den neu errichteten Lagern.

Auch die Vereine schätzten die neuen Machthaber nicht, sie fürchteten diese Institutionen jenseits ihres Parteiapparates. Eine ihrer ersten machtsichernden Maßnahmen war daher das Verbot der sogenannten marxistischen Vereine, d. h. aller Vereine der Arbeiterbewegung. Deren Vermögen wurde konfisziert, und das Volkshaus Aue von SA-Männern gestürmt und ab dann als das sogenannte *Deutsche Haus* für Parteizwecke mißbraucht.

Die bürgerlichen Vereine durften zwar weiterhin bestehen, doch verloren sie ihre Unabhängigkeit und vor allem ihre demokratischen Strukturen. Das Gleichschaltungsgesetz von 1933 schrieb vor, daß an die Spitze der Vereine ein der NSDAP genehmer Vertreter zu setzen sei. Manche Vereine kamen dieser Anweisung nach, indem sie einfach den amtierenden Vorstand nochmals wählten – so der Gesangverein *Sängerbund*<sup>48</sup>. Andere suchten sich durch eine List dem direkten Zugriff der Partei zu entziehen wie z. B. der sozialdemokratisch und demokratisch besetzte *Mieterverein*, der einen sozialdemokratischen Geschäftsführer durch einen Mann ersetzte, der zwar schon seit 1932 in der NSDAP war, eigentlich aber von Politik nichts verstand. Als daß dem Ortsgruppenleiter Werner Bull nicht ausreichte und als – durch ihn veranlaßt – die Gestapo verlangte, daß alle Vorstandsmitglieder Parteiangehörige sein sollten, löste sich der *Mieterverein* selbst auf und rettete so sein Vermögen<sup>49</sup>.

Alles in allem wurde das Vereinsleben sehr eingeschränkt. Das traf besonders die beiden Durlacher Turnvereine *Turnerbund* und *Turnverein*, die durch die Sportwettbewerbe und Wehrsportübungen der Hitlerjugend und der SA Konkurrenz erhielten. Die beiden Vereine reagierten darauf durch ihre Vereinigung zur *Turnerschaft 1846*. Betroffen waren auch die Durlacher und Auer Freiwilligen Feuerwehren, die 1936 aufgelöst wurden, um als Abteilung der Feuerwehren der Karlsruher Vororte unter dem Namen *Freiwillige Feuerwehr Karlsruhe Durlach* aufgestellt zu werden. Damit kündigte sich zum einen die 1938 vollzogene Eingemeindung Durlachs nach Karlsruhe an, zum anderen geschah dies auch als kriegsvorbereitende Maßnahme. Die Nationalsozialisten wollten im Falle eines Luftkrie-

ges den direkten Zugriff auf die Feuerwehren haben, deren Eigenständigkeit konnte ihnen nur als lästig erscheinen.

## DEMOKRATISCHER NEUANFANG

Nach dem Ende des Krieges und der Zeit des Nationalsozialismus wurden erst einmal von den Militärbehörden alle Vereine verboten, doch sehr bald entstand ein neues Vereinsleben, das an die alten Traditionen anknüpfte. Hinzu kamen zahlreiche Neugründungen.

Auch das demokratische Parteileben konnte wieder beginnen: alte Parteien wie die SPD mit den schon aus den Weimarer Zeiten bekannten Politikern wie Jean Ritzert und Christian Pfalzgraf oder wie die DVP, später FDP mit dem schon vor 1933 bekannten Rechtsanwalt und Politiker Dr. Karl Trautwein nahmen ihre Tätigkeit wieder auf. Hinzu kam in der Tradition des Zentrums die CDU mit Heinrich Berggötz, die sich nach 1945 zu einer Volkspartei entwickelte, die nicht mehr nur Katholiken ansprach. Auch die KPD trat bis zu ihrem Verbot von 1956 in Durlach wenn auch nur als eine Minderheit wieder auf.

Eines wollte man nach 1945 nicht: die Trennung in politische Lager. Die Zerrissenheit des Vereinslebens, die die Jahre der Weimarer Republik kennzeichnete, existiert nicht mehr. Sicherlich gibt es manchmal Reibereien und Konkurrenzen zwischen einzelnen Vereinen, ohne Zweifel tragen manche bis heute eine politische Ausrichtung. Doch achtet man vor allem auf eine Zusammenarbeit. Der beste Beweis dafür ist die Anfang der 1970er Jahre gegründete Arbeitsgemeinschaft Durlacher und Auer Vereine, die Arge, die seit Beginn dieses Jahres sogar eine monatlich erscheinende Zeitung herausbringt.

Die Vereinskultur ist seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Keimzelle der Demokratie, totalitäre, undemokratische Regime schätzen sie deswegen gar nicht. Daher ist die Vielfalt des heutigen Durlacher Vereinslebens einer der schlagendsten Beweise für die Verankerung demokratischer Freiheitsrechte, an denen alle Bewohner des Stadtteils teilhaben können.

## Anmerkungen

- 1 Vgl. Durlacher Tageblatt vom 11. Februar 1939.
- 2 Siegmund Friedrich Gehres: Kleine Chronik von Durlach, Karlsruhe 1824, 1. Teil, S. 185.
- 3 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 8. Dezember 1842.
- 4 Vgl. Zur Geschichte des Karlsruher Vereins Sigrid Schambach: Eigenständigkeit und Abhängigkeit – Karlsruherinnen in einer Zeit des Übergangs (1806–1859), in: Susanne Asche u. a.: Karlsruher Frauen 1715 – 1945. Eine Stadtgeschichte, Karlsruhe 1992 (Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 15), S. 102–170, S. 150 ff.
- 5 Vgl. hierzu und zum folgenden StadtAK 5/Durlach A 2678 und Geschichte des Badischen Frauenvereins. Festschrift zur Feier der silbernen Hochzeit Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs Friedrich und der Großherzogin Luise und der Vermählung Ihrer Großherzoglichen Hoheit der Prinzessin Victoria mit Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Oscar Gustav Adolf von Schweden und Norwegen am 20. September 1881, Karlsruhe 1881, S. 302 ff.
- 6 StadtAK 5/Durlach A 2678.
- 7 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 22. Januar 1832 und vom 12. April 1838.
- 8 Da war eine allgemeine badische Erscheinung, zumal ein badisches Gesetz von 1910 die Teilnahme von Frauen an bestimmten Gemeindefräaktionen verpflichtend festlegte. Vgl. hierzu u. a. Susanne Asche: Fürsorge, Partizipation und Gleichberechtigung – die Leistungen der Karlsruherinnen für die Entwicklung zur Großstadt (1859–1914), in: Asche u. a. (wie Anm. 4), S. 171–256, S. 249 ff.
- 9 Zit. nach Gehres 1. Teil (wie Anm. 2), S. 130 f.
- 10 Vgl. GLA 236/8761.
- 11 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 15. Dezember 1842.
- 12 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 11. August 1842.
- 13 Vgl. GLA 348/189.
- 14 Vgl. hierzu und zum folgenden Carsten Spelter: Die geschichtliche Entwicklung des „Liederkranzes 1844 Durlach“, in: 150 Jahre 1844 – 1994 Gesangverein Liederkranz 1844 Durlach e. v. Festschrift 1994, S. 31–47, S. 31.
- 15 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 15. Juli 1847.
- 16 Vgl. u. a. Vereinszeitung Turnverein Durlach vom Dezember 1926, Nr. 3. Die Geschichte dieser roten Fahne ist laut Quellenlage nicht ganz eindeutig zu rekonstruieren. Vgl. hierzu die Darstellung im neuen Durlacher Geschichtsbuch von Asche/Hochstrasser, S. 287 ff.
- 17 Durlacher Wochenblatt vom 25. Juli 1849.
- 18 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 26. August 1850.
- 19 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 23. Dezember 1850.
- 20 Durlacher Wochenblatt vom 7. Juli 1859.
- 21 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 6. und 13. November 1859.
- 22 Vgl. Festschrift 150 Jahre Turnerschaft Durlach 1846–1996, S. 19.



- 23 Vgl. zu den Entstehungsjahren und zahlreichen Neugründungen Angelika Sauer: Das Vereinsleben, in: Asche/Hochstrasser, S. 445 ff.
- 24 Vgl. Zur Gründung des Durlacher Ortsvereins Durlacher Wochenblatt vom 10. und 24. Juni 1869.
- 25 Vgl. Susanne Asche: Der Fridrich-Stein, in: Blick in die Geschichte. Karlsruher stadthistorische Beiträge 1988–1993. Hrsg. vom Forum für Stadtgeschichte und Kultur, Karlsruhe 1994, S. 255 f.
- 26 Gerundete Zahlen. Vgl. Otto Blum: Die Stadtverwaltung Durlach in den letzten hundert Jahren, in: Hundert Jahre Durlacher Wochenblatt 1929.
- 27 Vgl. hierzu und zum folgenden Durlacher Wochenblatt vom 31. Oktober 1889 und Christian Horst: Zum Jubiläum. Im Abendschatten des Sozialistengesetzes in: Volksfreund vom 9. November 1929. Vgl. auch Volksfreund vom 31. Dezember 1931.
- 28 Vgl. zur Auflistung der Neugründungen Sauer (wie Anm.).
- 29 Vgl. StadtAK 5/Durlach A 3175.
- 30 Vgl. Festschrift zum 60jährigen Vereinsjubiläum der Spielvereinigung Durlach-Aue, 1970, S. 17.
- 31 Vgl. Festaussgabe 100 Jahre Durlacher Wochenblatt.
- 32 Vgl. Festschrift 100 Jahre Männerchor Durlach Aue, 1972, S. 31.
- 33 Vgl. hierzu und zum folgenden Brigitte Baumstark: Die Bürgerfestzüge, in: Rund um den Turmberg. Führer durch das Pfinzgaumuseum, Karlsruhe 1994, S. 197 ff.
- 34 Vgl. zu den Umzügen Brigitte Baumstark: Die Bürgerfestzüge, in: Brigitte Baumstark; Alexander Mohr: Rund um den Turmberg. Führer durch das Pfinzgaumuseum, Karlsruhe 1994, S. 197 ff.
- 35 Vgl. hierzu z. B. Durlacher Tageblatt vom 5. Mai 1922.
- 36 Vgl. GLA 357/23782.
- 37 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 29. Januar 1931.
- 38 Vgl. Durlacher Wochenblatt vom 7. November 1926.
- 39 Vgl. GLA 357/23782.
- 40 Vgl. StadtAK 5/B 656.
- 41 Vgl. StadtAK 5/Durlach A 3175 und 3366.
- 42 So einige der bei dem Festzug im Juni 1931 mitgeführten Transparente. Vgl. GLA 357/23783.
- 43 Vgl. z. B. Durlacher Tageblatt vom 28. Februar 1933.
- 44 Vgl. GLA 357/23783.
- 45 Vgl. hierzu und zum folgenden Volksfreund vom 7. September 1926.
- 46 Volksfreund vom 7. September 1926.
- 47 Text, der dem Grundstein des Volkshauses Aue beigelegt wurde. Privat.
- 48 Vgl. Protokollbuch des Bäckergesangsvereins Sängerkranz Durlach, 1931–1951, S. 61f. für die Übergabe danke ich Herrn Heinrich Treiber.
- 49 Vgl. GLA 465 a/51/11/2803.

Anschrift der Autorin:  
 Dr. Susanne Asche  
 Stadtarchiv Karlsruhe  
 Markgrafenstraße 29  
 76124 Karlsruhe



# STADTSPIEL IN DURLACH



1996 Zusammengestellt von  
Maria Oesterle und Karin Koch  
Fotos: Stefanie Oesterle

# Durlach als Residenzstadt 1565—1715

Daß Markgraf Karl II. im Jahr 1565 seine Residenz von Pforzheim weg- und nach Durlach verlegte, eröffnete ein ganz neues Kapitel in der Geschichte der eher kleinen und unbedeutenden Landstadt, die um 1190 von den Staufern gegründet worden war.<sup>1</sup> In der Durlacher Stadtgeschichtsschreibung wird diese residenzstädtische Zeit Durlachs – die nicht sehr lange und nur bis zur Gründung Karlsruhes 1715 währen sollte, denn auch mit Begriffen wie „Glanz“ und „Blütezeit“ umschrieben. Karl Gustav Fecht etwa, der 1868 die bis vor kurzem einzige umfassendere Geschichte Durlachs publizierte, spricht etwa davon, daß der Residenzverlegung eine *höchste Entwicklung des Gewerbelebens, sowie überhaupt ein blühender Zustand des öffentlichen und Privatlebens* gefolgt sei.<sup>2</sup> Der nun folgende kurze Spaziergang durch diese ausgesprochen ereignisreichen 150 Jahre Durlacher Geschichte soll im Folgenden ein konkreteres und vielleicht auch weniger glänzendes Bild von der residenzstädtischen Blüte Durlachs zeichnen.

Durlach war im 16. Jahrhundert keine große Stadt. Kurz vor der Verlegung der Residenz hatte sie etwa 2000 Einwohner, zählte zu den vielen Kleinstädten des deutschen Südwesten und war wie die meisten von diesen politisch nicht besonders bedeutsam. Im Verlauf des Jahrhunderts hatte auch sie die Verwaltungsreformen des kleinen Territorialstaates Baden und die zunehmende Verschriftlichung erlebt. So wurden etwa im Durlacher Rechtsbuch von 1535 zahlreiche bereits lange bestehende Verordnungen und Regelungen niedergelegt, aus denen wir wertvolle Einzelheiten über den Alltag und das Wirtschaftsleben der Stadt erfahren.<sup>3</sup> Verwaltung und Rechtssprechung wurden vom Gericht und Rat wahrgenommen, oberste Amtsinhaber der Stadt war der Schultheiß. Dieser war allerdings ein Beamter des

Markgrafen von Baden, der damit weitgehende Kontrollmöglichkeiten über die städtischen Angelegenheiten hatte. Gleichzeitig aber verwaltete sich die Stadtgemeinde in vielen Bereichen selbst. Kleinere Vergehen wie Beleidigungen, Raufereien und Übertretungen der Feld-, Weinbau und Weideordnungen ahndete das Stadtgericht. Die Organisationsstrukturen der Stadtgemeinde waren ausgesprochen differenziert, geregelt war das Verhalten bei Brand-, Hochwasser- und Kriegskatastrophen. Eine Vielzahl von kleineren Amtsträgern beschäftigten sich mit der Kontrolle der Grenzen und der richtigen Gewichte auf dem Markt, der Instandhaltung von Straßen, Schleusen und Wassergräben, der Einziehung von Steuern und Gebühren, der Straßenreinigung, die Kontrolle der Masse und Gewichte auf dem Markt und der Sauberkeit in den Bäcker- und Metzgerläden, der Aufrechterhaltung der polizeilichen Ordnung und der Nachtruhe und vor allem mit der Bewachung der Türme, Mauern und Stadttore. Die im Rechtsbuch angesprochenen Themen zeigen sehr deutlich, wovon die Durlacher Bürgerschaft in dieser Zeit lebte. Handwerks- oder Zunftordnungen finden sich hier kaum, dagegen sehr viele Bestimmungen über den Weinbau, den Ackerbau und die Viehzucht. Vor allem bildete der Weinhandel einen wichtigen Erwerbszweig der Durlacher.

So präsentiert sich Durlach um 1560 als ein wohlgeordnetes kleines Gemeinwesen mit ausgeprägten Selbstverwaltungsstrukturen, dessen Bewohner überwiegend von der Landwirtschaft lebten.

Reich war das Städtchen nicht, das wird im Zusammenhang mit der Verlegung der Residenz mehr als deutlich. 1567 heißt es *Unnser Stadt Durlach sei, Inn merklichem großen Abgang an Gebäuden auch allerhand Unordnung im bürgerlichen Wesen*, vor allem mangle es

an *stattlichen Leuten*, sprich einer wohlhabenden Bürgerschaft.<sup>4</sup>

Die Entscheidung Markgraf Karls II., die Residenz aus dem traditionsreichen und wesentlich größeren Pforzheim nach Durlach zu verlegen, liegen in den territorialen Veränderungen der Markgrafschaft Baden seit 1500 begründet. Die Besitzungen im Schwäbischen Neckarraum hatten an Bedeutung verloren, dafür gehörte nach der Landesteilung von 1535 zum nördlichen Baden-Pforzheim genannten Landesteil unter anderem der weitab im Süden gelegene Breisgau und die Ortenau. Die alte Hauptstadt Pforzheim war damit vom Zentrum des Landes an seine Peripherie gerückt, eine Residenzverlegung politische Notwendigkeit geworden. Durlach bot sich als einzige zweite Stadt des Landesteiles und von seiner strategischen Lage her als Residenzort an, wenngleich die Stadt in wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht nicht mit Pforzheim, Ettlingen oder Baden konkurrieren konnte.

Auf die Ankündigung, seine Hofhaltung nach Durlach zu verlegen, die der Markgraf den Durlachern 1562 eröffnete, reagierten diese alles andere als begeistert. Die Stadtverordneten äußerten eine ganze Reihe von Einwänden und Bedenken gegen die ihnen angekündigte Ehre. Sie sahen umfangreiche Frondienste zum Schloßbau und erhöhte Steuern auf sich zukommen, befürchteten durch die Anwesenheit des Hofgesindes in der Nutzung ihrer Gemeindewiesen und ihrer Bezüge an Holz, Heu und Stroh eingeschränkt zu werden und zu aufwendigen Neubauten und Renovierungsarbeiten an ihren *ganz kleinen nieder(e)n und bawfellige allte Hüttlein und Scheuerlin* gezwungen zu werden.<sup>5</sup> Und schließlich verwiesen sie auf das Problem, was im Zuge einer städtebaulichen Aufbesserung der Stadt mit ihren Misthaufen geschehen solle, die sich derzeit auf den Straßen und Gassen befänden und die bei einer Aufwertung ihrer Stadt zur Residenz verboten zu werden drohten.

Ganz offensichtlich sahen die Durlacher in einen Zuzug des Hofes nicht zwangsläufig die Chance zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation und keine Verheißung neuer Erwerbs- und Wirtschaftschancen in Handel und Handwerk. Sie argumentierten aus einer ganz deutlich bäuerlichen Wirtschaftslogik

heraus, und sahen ihre landwirtschaftlichen Lebensgrundlagen durch den Zuzug von privilegierten Hofbediensteten und durch zu erwartende Bauauflagen und Steuern gefährdet.

Vielleicht hatte diese Skepsis der Durlacher aber auch mit Erfahrungen zu tun, die sie mit der Anwesenheit des Landesherrn in ihrer Stadt bereits gemacht hatten. Seit 1515 hatte Markgraf Ernst die alte Wasserburg im Durlacher Burgviertel zu einem Jagdschloß umgebaut und das ehemalige Kloster Gottesau als Hofgut genutzt. Seither litten die Durlacher unter dem Anstieg der von ihnen geforderten Frondienste im Zuge der zahlreichen herrschaftlichen Jagdzüge, aber auch unter den Übergriffen des Gottesauer Verwalters, der Schweine und Gänse auf ihr Gemeindeland treiben ließ. Die Einwände der Durlacher Stadtverordneten gegen die Residenzverlegung lassen sich jedenfalls nicht einfach als beschränkte und zukunftsfeindliche Bedenken abtun – die Geschichte der nächsten vierzig Jahre sollte ihnen mehr als Recht geben.

Trotz der zaghaft formulierten Einwände aus Durlach wurde Markgraf Karls Vorhaben in sehr kurzer Zeit umgesetzt. Die Durlacher hatten ihm zugestanden, daß die Bürgerschaft bei dem geplanten Schloßbau über ein Jahr hinweg einen Tag pro Woche fronen würde. Im Mai 1563 wurde mit den Bauarbeiten begonnen. In den nächsten Jahren kaufte Markgraf Karl über 40 Häuser und rund 60 Morgen Grundstücke in Durlach auf, die rund um das alte Jagdschloß im Burgviertel lagen. Viele von ihnen wurden abgerissen, um Platz für die Erweiterung des Schlosses, seiner Nebengebäude und Gartenanlagen zu schaffen, andere wurden um- oder neugebaut und beherbergten die verschiedenen markgräflichen Behörden oder die Wohnungen der höheren Beamten des Hofstaates. Bereits im September 1565, also nach überaus kurzer Bauzeit, war das Hauptgebäude der Schloßanlage, der ihr Erbauer den Namen *Carolsburg* gab, bezugsbereit. Es geht die Legende, Karl habe selbst die Bauarbeiten geplant und geleitet und allabendlich die Arbeiter aus einer großen Tasche, die er bei sich trug, entlohnt – daher der Spitznamen *Karle mit de Tasch*. Dies ist nur Legende – die kurze Bauzeit ist viel eher auf die hohe Anzahl eigens angeheuerter Fachleute und Spezial-

sten zurückzuführen und auf die immensen Frondienste der Durlacher.

Erbaut war das Schloß an der Stelle des alten Jagdschlusses. Es entstand ein um einen Hof herum angelegtes unregelmäßiges Viereck aus mehreren Gebäuden mit dahinterliegenden Wirtschafts- und Gartenanlagen. *Schloß Carolsburg* mit seiner weitläufigen Anlage und der gelungenen Mischung aus gotischen und Renaissanceelementen bildete in den Augen der Zeitgenossen mit Sicherheit eine beeindruckende Anlage. Die Sage, man habe mit einer vierspännigen Kutsche in den Speisesaal im zweiten Stock hineinfahren können, entspricht allerdings nicht der Realität. Von dem gesamten großen Gebäudekomplex des Schlosses sollte jedoch nur der heute noch erhaltene Prinzessinnenbau die Zerstörungen von 1689 überdauern.

Der Umzug des Hofes brachte auch außerhalb des Burgbezirkes eine Vielzahl von Baumaßnahmen mit sich, die der Stadt bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ein deutlich „moderneres“ Gesicht geben sollten. So entstanden im Burgviertel eine Reihe aufwendigerer Privatbauten der herrschaftlichen Diener- und Beamtschaft, hinter der Stadtkirche wurde das große Gebäude des Gymnasiums errichtet und in der späteren Keltergasse eine neue herrschaftliche Kelter. Der Landesherr hielt es für notwendig, seiner etwas armseligen neuen Residenzstadt ein repräsentativeres Äußeres zu verschaffen. Die Durlacher mußten die Stadtbefestigungen und Tore instandsetzen und neue Wassergräben anlegen und die Hauptstraße pflastern. *Zu Uffgang und Gezierdt dieser Statt*, ordnete der Markgraf außerdem noch an, etwa fünfzig der baufälligen Durlacher Bürgerhäuser abzureisen und innerhalb von drei Jahren bei einer Strafe von zehn Pfund Pfennig neu zu erbauen. 1566 erhielt die Stadt vom Markgrafen den bisherigen Kelterplatz hinter dem Rathaus und baute dort einen neuen Gebäudekomplex mit Kaufhaus, Kornhaus und Metzger. Kurz darauf errichtete die Bürgerschaft zu Ehren ihres Landesherrn den Marktbrunnen mit dessen Statue, 1574 das Schlachthaus an der Stadtmauer.

Ob diese baulichen Verbesserungen auch die Durlacher Bürgerhäuser erfaßten und ob die fünfzig Hausbesitzer der landesherrlichen

Aufforderung zur grundlegenden Renovierung ihrer maroden Häuser nachkamen, wissen wir leider nicht. Der wenig repräsentative Zustand der Privathäuser in der Residenz war jedenfalls noch im 17. Jahrhundert ein Ärgernis der Landesherrschaft.

Neben diesen städtebaulichen brachte der Status als Residenzstadt den Durlachern auch eine Reihe rechtlicher Verbesserungen ein. In den Jahren um 1565 gewährte Markgraf Karl der Stadt eine ganze Reihe neuer Freiheiten und Privilegien. Als Entschädigung dafür, daß die Stadt auf die Steuer der nunmehr markgräflichen Grundstücke verzichtete, überließ er ihr das Eckerichsrecht, die Schweinemast im Stadtwald, das er bisher gegen eine bestimmte Gebühr pro geweidetem Schwein den Durlachern verpachtet hatte. 1566 befreite Karl Stadt und Amt Durlach von den lange beklagten Malefizkosten, den Abgaben für die Hochgerichtsbarkeit des Vogtgerichtes. 1567 wurde festgelegt, daß der einträgliche Salzhandel weiterhin von der Stadt und vom Markgrafen gemeinsam betrieben werden solle, nun aber eine Monopolstellung in der weiteren Umgebung erhalten solle. Das wichtigste unter den neuen Privilegien, war zweifellos die Befreiung von der Leibeigenschaft, die Markgraf Karl am 17. Mai 1567 siegelte. Schon während den ersten Verhandlungen über die Verlegung der Hofhaltung, hatten sich Markgraf und Stadt über die Aufhebung dieses Herrschaftsrechtes geeinigt. Politisch allerdings war dieses Recht inzwischen bedeutungslos und seine kostenspieligste Abgabe, der Todfall, war den Durlachern ohnehin bereits vor langer Zeit erlassen worden.

Damit erhielten die Durlacher mit einer recht großen Verspätung ein für die meisten Stadtbewohner des Mittelalters selbstverständliches Recht. Der Satz „Stadtluft macht frei“ hatte für die badischen Städte bisher nicht gegolten. Umsonst erhielt die Stadt Durlach dieses Privileg im übrigen nicht, sie bezahlte dafür 3000 Gulden, an deren Bezahlung die Stadtkasse in den folgenden Jahren noch schwer zu tagen hatte. Ihr neuer Status als Residenzstadt brachte der Gemeinde Durlach so eine beachtliche Reihe von Privilegien. Eckerichsgerechtigkeit, Freiheit von Malefizkosten, Salzregal und Befreiung von der Leibe-

genschaft verliehen der Stadt eine deutlich bessere verfassungsrechtliche Stellung als zuvor. Daß dieses Entgegenkommen des Markgrafen dessen *landesväterlicher Gesinnung* entsprang, wie Karl Gustav Fecht wohlwollend annimmt, ist jedoch nicht anzunehmen.<sup>6</sup> Karl II. hoffte vielmehr *da solche Leibeigenschaft aufgehoben, daß andere von ußwertigen Orten sich daselbst burgerlich ein und niederzulassen, desto mehr angereizt (werden) und also die Stadt und Burgerschaft dadurch an stättlichen Leuten und gutt zunemen und merklich verbessert werden möchte.*<sup>7</sup> Nur mit einer rechtlichen Besserstellung der Durlacher Bürger konnte der vorausschauende Markgraf hoffen, die eher ärmliche Ackerbürgerstadt für wirtschaftlich potente Neubürger attraktiv zu machen.

Die Frage nach den Auswirkungen der Residenzverlegung auf die Stadt Durlach ist jedoch mit einer Aufzählung rechtlicher und städtebaulicher Verbesserungen nicht ausreichend beantwortet. Die ersten Jahrzehnte der Durlacher *Hofzeit* sind geprägt von vielfältigen Konflikten und Auseinandersetzungen zwischen Stadtbürgern und Landesherrn. Die zahlreichen Beschwerdebriefe und Klageschriften bringen deutlich zum Ausdruck, wie die betroffenen Durlacher und Durlacherinnen die Veränderungen erlebten.

Die Jahre der Bauarbeiten waren eine schwere Belastung für die Durlacher Haushalte. Ein Großteil der herrschaftlichen Bauarbeiten wurde von ihnen, ihren Knechten, Pferden und Fuhrwerken in Fronarbeit verrichtet. Entgegen der ursprünglichen Abmachung aber mußten die Stadtbürger nicht nur einen Tag in der Woche, sondern drei bis vier Tage, manchmal sogar die ganze Woche arbeiten. Die Arbeit in ihren eigenen Äckern, Feldern und Werkstätten blieb solange liegen. Deutlich angestiegen waren aber auch die Dienste, die mit den täglichen Bedürfnissen der Hofhaltung zusammenhingen: Amtsflecken und Stadt mußten den immensen Bedarf des Schlosses an Brennholz decken, mußten an den häufigen Jagdtagen Pferdefuhrwerke, Fahrer, Hundehalter und Träger bereitstellen und den umfänglichen Unrat aus dem Schloß entfernen.

Dabei sollten die Durlacher in dieser Zeit nicht nur für die Herrschaft fronen, sondern

auch für die zahlreichen nun fälligen städtischen Bauaufgaben, für die neuen Wassergräben, das neue Kaufhaus, die Stadttore und die Straßenpflasterung. Und dann stand noch die herrschaftliche Forderung im Raum, rund fünfzig der baufälligen Durlacher Häuser neu zu erbauen. Die üblichen Formen der Nachbarschaftshilfe jedoch waren bei den massiven Frondiensten unmöglich geworden. Gewöhnlich würden bei einem Hausbau Freunde, Nachbarn und das ganze Stadtviertel mitarbeiten, beklagten sich die Durlacher. Nun jedoch seien Arbeitskräfte und Fuhrwerke fortwährend auf herrschaftlichen oder städtischen Baustellen beschäftigt.

Zündstoff zwischen Hof und Stadt entstand auch aus der Tatsache, daß die nun massenhaft zuziehenden Hofbediensteten gewisse Vorrechte und Privilegien genossen. Zunächst einmal waren sie von der Bede, der städtischen Vermögenssteuer befreit, die jeweils anteilig auf die verschiedenen Hausbesitzer umgelegt wurde. Jeder bedefreie Haushalt, und von diesen gab es nun eine ganze Reihe, erhöhte die auf die übrigen zu verteilende Steuerlast. Zwar wurden die Häuser der neuzugezogenen Hofbediensteten 1570 für steuerpflichtig erklärt, die vom Markgrafen erworbenen Gebäude jedoch blieben bede- und schatzungsfrei, auch wenn dieser sie wieder verkauft hatte. Eine ganze Reihe von Anwesen schied so aus dem städtischen Verteilungsschema aus und erhöhte den Steueranteil auf den verbliebenen Bürgerhäusern. Gleichzeitig hielten die Hofbediensteten wie alle in Durlach lebenden Familien Schweine und Rinder, und sogar die ansonsten verbotenen Geissen. Die gestiegene Anzahl des auf die Durlacher Gemeindewiesen getriebenen Viehs schmälerte die Allmenderträge der einzelnen Bürger.

Die lange Liste der Konfliktpunkte zwischen Durlacher Bürgerschaft und dem nun in ihren Mauern lebenden Landesherrn ließe sich noch fortsetzen. Die herrschaftliche Schafherde und der Entenfang schädigten die Gemeindewiesen, eine versprochene Brücke ließ auf sich warten, die Pferdetränke wurde verschmutzt usw. Vor allem aber griff die Landesregierung mit neu eingeführten Regelungen für Gerichtsverfahren, mit erhöhten Standgeldern auf dem Wochenmarkt, mit dem Betrei-

ben einer eigenen Mühle, mit Einmischungen in die Verwaltung des Spitals und anderem in althergebrachte städtische Rechte ein.

Seinen Höhepunkt erlebte das spannungsvolle Verhältnis zwischen dem Landesherrn und seiner Residenzstadt in den Jahren um 1580. *Solcher Fron halben (sei) under einer gemeinen burgerschaft alhier ein groß fluchen*, hieß es.<sup>8</sup> Nun kam es zu massiven Protestaktionen der Bürgerschaft, die die Frondienste verweigerten, Ausschüsse einrichteten und Petitionen schrieben und sogar mit einer Klage vor dem Reichskammergericht drohten. Genau in dieser Phase der Auseinandersetzungen war es auch, daß der Durlacher Bürger Johan Erhardt öffentlich behauptete, Durlach sei *vor der Hofzeit reicher gewesen* als jetzt, wofür er hart bestraft wurde.<sup>9</sup> Es herrschte offensichtlich eine sehr gespannte Atmosphäre in diesen Jahren. Wenig nutzten Beschwichtigungsstrategien der Behörden, die mahnten, die Durlacher sollten das *unnötwendige Suppliciren einstellen und sich wie getreue, gehorsame und underthanen* benehmen.<sup>10</sup> 1581 wurden bestimmte Probleme in einem ersten Fronvertrag geregelt, aber nicht aus der Welt geschafft. Die umstrittenen Frondienste und der Unmut der Durlacher blieben bestehen, erst 1699 wurden sie gegen eine hohe jährliche Geldzahlung abgelöst.

Durch diese Konflikte sind uns rechtlich detaillierte Informationen über die soziale und wirtschaftliche Situation Durlachs in diesen ersten zwei Jahrzehnten der Residenzzeit überliefert. Sichtbar wird dabei eine ausgesprochen bedrängte wirtschaftliche Situation der Durlacher Bevölkerung. Schon vor der Residenzverlegung hatte die Bürgerschaft geklagt, bald wäre es soweit, daß *wir oder unßere Nachkommen alhir nit mehr pleiben könden*.<sup>11</sup> 1576 heißt es dann, die Weingärten und Felder der Bürger seien nicht bebaut und es drohe eine Hungersnot. 1580 erklärten die Gemeindeabgeordneten, bei den angestiegenen Fronen könnten sie ihre Familien nicht ernähren und ihre Güter nicht bebauen, einige Bürger hätten bereits ihre Güter verkauft und seien ausgewandert.

Wenn die Beamten darauf hinwiesen, an dem Durlacher Elend seien ganz andere Faktoren schuld, war dies nicht ganz falsch. Tatsäch-

lich war das späte 16. Jahrhundert eine Zeit schlechter klimatischer Bedingungen, die häufige Mißernten, steigende Getreidepreise, sinkende Löhne, Teuerungskrisen und Hungersnöte nach sich zogen. Gleich in den ersten Jahren nach der Residenzverlegung fanden die Notjahre in der besonders schweren Hungerskrise des Jahres 1571 einen Höhepunkt. Eine in diesem Jahr am gerade fertiggestellten Bieneinstor angebrachte Inschrift, die heute im Rathaus zu sehen ist, beschreibt die Auswirkungen des Katastrophenjahres in Durlach.

Diese generelle wirtschaftliche Krisensituation der Zeit jedoch wurde erst durch die massiven herrschaftlichen Fronforderungen zur existentiellen Gefährdung. Sie zogen die Arbeitskraft der Weinbauern und Handwerker in der Stadt von den Gewerben und dem Feld- und Weinbau ab und stellten das ökonomische Überleben vieler Durlacher Haushalte in Frage.

Die angespannte wirtschaftliche Lage führte nicht nur zu Auseinandersetzungen mit der Person und den Behörden des Markgrafen, sie schufen auch Konkurrenzsituationen innerhalb der Bürgerschaft. Im Jahr 1572 wurde deutlich, daß die steigenden Belastungen der ärmeren und weniger einflußreichen Gruppen der Stadtbevölkerung in besonderem Maße trafen. Es wurden vielfältige Klagen über die Funktionsträger der Stadt laut, die sich angeblich an ihren Privilegien bereicherten. Die städtischen Amtsträger waren von den Frondiensten ausgenommen und damit blieben ausgerechnet die wohlhabenden Rats- und Gerichtsverwandten, die die *sterckhste Pferd* besaßen und überdies Gesinde beschäftigten, den gemeinsamen Arbeiten fern.<sup>12</sup> Ärmere Mitbürger beklagten sich deshalb *Wann der Arm Man an die fron fahr, so fahren sie an Ihre Arbeit mit Ihren guten Zigen [=Gespannen] oder aber verdienen gelt*.

Auch die demographische Entwicklung Durlachs zeigt nichts von dem erwarteten Aufschwung im Gefolge der Residenzverlegung. Wie der Landesherr, so hoffte auch die Durlacher Bevölkerung auf wohlhabende, *stattliche und vermögenliche* Zuzügler, die die wirtschaftliche Situation der Stadt verbessern würden. 1580 wurde aber festgestellt, die bisherigen Neubürger hätten *nichts dann Armut dahin gebracht*.<sup>13</sup>

Um 1587 drückt ein Durlacher Gemeindevertreter seine Hoffnung auf wirtschaftlichen Aufschwung und sozialen Frieden in der Stadt mit den Worten aus, *dass ein Jeder mechte seines Berufs wardten, der Handtwercksman sein Handwerk treiben und versehen, der Bauersman sein Feld bauen, der Thaglener oder Wingarter seins Weingarts und Taglons.*<sup>14</sup> Offensichtlich waren die in Durlach üblichen Berufe immer noch die des Handwerkers, Bauers, Weingärtners und Tagelöhners. Wir finden zwar die traditionellen Handwerksberufe wie Schuster und Schneider, Hafner und Küfer, Bäcker, Metzger und Weber, Maurer und Zimmermann. Noch hatte der Hof dem städtischen Handwerk keinen neuen Absatzmarkt gebracht, noch gab es keine Vertreter eines für Residenzen typischen spezialisierten und Luxusgüterhandwerks und auch keinen Aufstieg einzelner Betriebe zum *Hofhandwerker*. Erst in der nächsten Generation entfaltete der Hof seine wirtschaftsfördernde Kraft.

Zumindest in den ersten 35 Jahren blieb Durlach, was es bisher gewesen war, eine bescheidene, überwiegend agrarisch geprägte Landstadt. In den Augen der alteingesessenen Stadtbevölkerung wogen die wirtschaftlichen Beeinträchtigungen durch die immensen Bauaufgaben schwerer als rechtliche Besserstellung, städtebauliche Verschönerung und residenzstädtisches Renommée, das sie nun genossen.

Neben diesen sich nur langsam wandelnden Strukturen entstand gleichzeitig ein zweites, neues Durlach, das des Regierungssitzes und des Verwaltungsmittelpunktes eines kleinen Territorialstaates. Und neben die alte Stadtbevölkerung traten nun die zahlreichen Bediensteten des Hofstaates, die Geistlichen und die Beamten der markgräflichen und der Kirchenbehörden. Weniger als die nach wie vor wenig auffälligen Häuser der Bürger bestimmten nun die großen herrschaftlichen Gebäude – Schloß, Gymnasium, Amtskellerei, Zehntscheuer, Kelter und andere – das Stadtbild.

Besonders auffällig wirkte sicherlich das Gebäude des Gymnasiums in der Kirchgasse, das 1586 eröffnet wurde. Karl II. und sein Nachfolger Ernst Friedrich, die Initiatoren und Träger der Schule, erkannten, wie wichtig es für einen aufstrebenden kleinen Staat wie Ba-

den-Durlach war, qualifizierte Beamte und Geistliche, Juristen und Theologen für die in dieser Zeit rapide ansteigenden Verwaltungsaufgaben im eigenen Land auszubilden. Das Gymnasium erfüllte diese Erwartungen, mehr noch, es entwickelte sich zu einer der größten und renommiertesten Schulanstalten Südwestdeutschlands, an der berühmte Gelehrte der Zeit als Professoren und Rektoren wirksam waren und die auch Schüler aus dem Ausland anzog. Ziemlich sicher besuchten nicht nur die Söhne des Adels und der Beamtenschaft diese elaborierte Anstalt. Die Markgrafen setzten jeweils zwölf Stipendien für Theologiestudenten aus, in deren Genuß wohl auch begabte Durlacher Bürgersöhne gelangten. Die meisten Kinder der Durlacher Handwerker und Bauern jedoch besuchten die direkt gegenüber des Gymnasiums liegende *deutsche Schule*. Dort unterwies sie ein Schulmeister und eine *Maidlinsschulmeisterin* im Lesen, Schreiben und Rechnen und vor allem in Gottesfurcht und guten Sitten.

Durch sein Gymnasium erwarb Durlach einen gewissen Ruf in der gelehrten Welt und entwickelte sich zu einem kulturellen Zentrum. Ab 1600 siedelten sich wieder eine ganze Reihe von Druckereien in der Stadt an – nach dem die recht beachtlichen Leistungen der Durlacher Druckereien in der Reformationszeit um 1530 bereits lange vergessen waren.

Die Regierungswechsel nach dem Tod Markgraf Karls II. 1577 zog politische Turbulenzen nach sich, auch für die Durlacher. Die kurz vor dem Abschluß stehende Regelung der strittigen Fronforderungen wurde unter der Vormundschaftsregierung weiter aufgeschoben und vor allem war die Bevölkerung der Residenz von den bisweilen etwas turbulenten Konfessionswechseln der Söhne des Markgrafen betroffen. 1556 hatte Karl in der Markgrafschaft das lutherische Bekenntnis eingeführt, sein Nachfolger Ernst Friedrich aber trat nach seinem Regierungsantritt zur reformierten Kirche über und versuchte in den 1590er Jahren dieses Bekenntnis seinem Land aufzuzwingen. Der Durlacher Stadtpfarrer und Superintendent Konrad Jennich predigte öffentlich und entschieden gegen den jetzt propagierten Calvinismus. Obwohl er bei den Durlachern sehr beliebt war, wurde er 1598 entlassen und durch



reformierte Geistliche ersetzt, ähnliches erlebten die markgräflichen Räte und diverse Lehrer des Gymnasiums. Dieser erzwungene Glaubenswechsel löste in der Durlacher Bevölkerung massive Proteste aus, die jedoch nicht – wie etwa in Pforzheim – dazu führten, daß ihr lutherisches Bekenntnis mit Waffengewalt verteidigt wurde. Als Markgraf Ernst 1604 mit Truppen von Durlach in Richtung Pforzheim aufbrach, um den dortigen Widerstand gewaltsam zu beenden, erlag er einem Schlaganfall und die calvinistische Epoche in Durlach war zu Ende. Sein Bruder Georg Friedrich trat die Regierung der Markgrafschaft Baden-Durlach an und machte sich an die entschiedene Bereinigung der konfessionellen Verhältnisse. In einer zweiten, diesmal lutherischen Konfessionalisierungskampagne wurden Beamte, Geistliche und Professoren wieder ausgewechselt, fanden Dekanatsynoden und Religionsgespräche in Durlach statt.

Direkter als theologische Erörterungen griff Georg Friedrichs Bemühen um die Hebung der Sitten- und Kirchenzucht in das alltägliche Leben der Durlacher Bevölkerung ein: Auf uneheliche Schwangerschaften, Ehebruch und andere Sittlichkeitsdelikte wurden scharfe Strafen angesetzt, uneheliche Kinder im Kirchenbuch getrennt vermerkt, überflüssiger Luxus bei Festen und in der Kleidung verboten, der tägliche Besuch des Gottesdienstes bei Strafe vorgeschrieben.

1613 äußerte sich ein kirchlicher Beamter darüber, daß die Durlacher Bevölkerung zu verschwenderisch und üppig lebte und zu Sparmaßnahmen gezwungen werden sollte. Bei den Kindstauen pflegten nicht nur die Weiber in den Häusern, sondern auch die Männer in den Wirtshäusern zu feiern. Außerdem gäbe es in der Stadt viele Zecher, die das ganze Jahr auf Borg tränken und im Herbst ihren Wein dafür hingäben. Auch in der Kleidung gehe es zu üppig her, man kenne keinen Unterschied zwischen Reichen und Armen mehr, so daß die Ernteerträge in die Kassen der Krämer, Schustern und Schneidern wanderten. Eine Kleiderordnung, die vor allem die Seide verbiete, wäre daher dringend vonnöten. Außerdem sollte man sich an die Begrenzung von Hochzeitsgästen halten und nur zwei Tage lang feiern, die Wirte sollten keine großen

Gastereien abhalten und billigere Zechen nehmen, bei Banketten sollte man die Tische nicht so überladen.

Diese Maßnahmen ordnet sich in die Reihe zahlreicher Luxusverordnungen ein, mit denen sittenstrenge protestantischen Regierungen die ihnen unmoralisch und verschwenderisch erscheinenden Festgewohnheiten ihrer Untertanen einzuschränken suchten. Sie beweisen jedoch weniger einen angestiegenen Lebensstandard und eine gesunkene Moral des einfachen Volkes, als vielmehr einen veränderten Blick der Obrigkeiten auf dessen traditionelle Lebenswelten.

Auf reichspolitischer Ebene eskalierten 1618 die Konflikte zwischen den katholischen, lutherischen und reformierten Konfessionen in eine kriegerische Auseinandersetzung, die den Aufschwung Durlachs erst einmal jäh unterbrach. Markgraf Georg Friedrich schloß sich bereits 1608 mit anderen lutherischen Fürsten zur protestantischen Union zusammen und betrieb entschiedene militärische Rüstungsmaßnahmen, in denen auch die wehrpflichtigen Durlacher Männer als Angehörige des Regimentes Unterbaden eine Rolle spielten. Diese Truppen beteiligten sich bereits kurz nach Ausbruch des Krieges 1622 an der Schlacht von Wimpfen, in dem die Lutheraner vernichtend geschlagen wurden.

Das Oberrheingebiet wurde nun zu einem Hauptschauplatz dieses Krieges. Durlach mußte wie alle Orte die durchziehenden Truppenteile einquartieren und verköstigen, diente mal den Katholischen, mal den Protestantischen als Hauptquartier. Je nach Kriegsglück wurde die Stadt mehrere Male unter die Regentschaft des katholischen Nachbarlandes Baden-Baden gestellt. Das wechselnde Kriegsgeschehen und die politische Situation dürfte die Durlacher Stadtbürger letztendlich nur wenig interessiert haben. Aus der Perspektive der Betroffenen erschien es als unwichtig, ob die durchziehenden, erobernden oder Besatzungstruppen zum befreundeten oder zum feindlichen Lager gehörten, sie alle plünderten gleichermaßen die Keller und Scheunen, sie alle zogen hohe Contributionszahlungen ein.

Durch die Zerstörungen und Plünderungen konnten die Felder nicht mehr ausreichend bebaut werden, es kam zu Hungersnöten, Epi-

demien und Pestumzügen, viele ergriffen die Flucht. Dennoch erscheint die Stadt Durlach im Vergleich zum flachen Land nur wenig zerstört und aufgrund ihrer Befestigungen ein noch verhältnismäßig sicherer Ort gewesen zu sein. Die Bewohner der Amtsflecken pflegten bei Truppendurchzügen auch über längere Zeiträume hinweg in den Mauern Durlachs Schutz zu suchen.

Das Leiden der Bevölkerung wird in den spärlichen Quellen kaum sichtbar, ebensowenig lassen sich die Verluste und Schäden, die dreißig Jahre Krieg in der Stadt angerichtet hatten, beziffern und bewerten. Allein die Summe von insgesamt 7224 Gulden Schulden, die die Gemeindegasse 1650 wegen Kriegssteuern, Kontributionen, Friedensgeldern und anderem aufzulisten hat, sprechen Bände. Die massive Flucht- und Abwanderungsbewegung hatte die Durlacher Bevölkerung von ursprünglich 500 Haushaltungen auf 140 im Jahre 1637, auf sogar nur 80 im Jahr 1641 dezimiert. Die großen Gebäude der Stadt hatten die Kriegsergebnisse relativ unbeschadet überstanden, wenn auch die Karlsburg durch die Plünderungen zunächst einmal fast unbewohnbar war. Vor allem die Bürgerhäuser aber befanden sich in miserablen Zustand. *In der Stadt selbst sitzt keiner trocken im Haus und sie können nichts reparieren*, heißt es.<sup>15</sup>

Die 1648 einsetzende Friedenszeit gilt allgemein als die *Blütezeit* in der Geschichte Durlachs. Die Zunahme der Bevölkerung, die Bautätigkeit, der Aufschwung des Gymnasiums, das kulturelle Leben am Hof, der sich abzeichnende Wohlstand sind Indizien dafür, daß Durlach im 17. Jahrhundert tatsächlich von seinem Status als Residenzstadt zu profitieren begann.

Tatsächlich wurden die kriegsbedingten Bevölkerungsverluste Durlachs in verhältnismäßig kurzer Zeit ausgeglichen. Im Jahr 1673 wurden genau 2621 Einwohner gezählt, die erste erhaltene genaue Erfassung der gesamten Stadtbevölkerung. Auffällig ist ein gegenüber dem 16. Jahrhundert deutlich erhöhter Handwerkeranteil von etwa 30%. Die hohen Viehbestände zeigen aber deutlich, daß immer noch die Landwirtschaft der wichtigste Erwerbszweig der Einwohner war. Auffällig ist auch, daß viele dieser Durlacher Einwohner

kein Bürgerrecht besaßen. Offensichtlich war nun die ärmere und rechtlich schlechtergestellte Schicht der Hintersassen und Schutzbürger deutlich angewachsen. Die Stadt war nun bei der Aufnahme neuer Bürger ausgesprochen wählerisch. Im Stadtpolizeibuch von 1688 wurde jedenfalls der Vermögensnachweis, der von angehenden Bürgern verlangt wurde, von bislang 50 Gulden auf 100 Gulden heraufgesetzt.

Daß es der Durlacher Stadtbevölkerung in diesen Jahren wirtschaftlich recht gut gegangen ist, läßt auch ihre verhältnismäßig toleranten Judenpolitik vermuten. Nachdem die während des Krieges ansässig gewordenen Juden mit der Rückkehr der Landesherrschaft ausgewiesen worden waren, lebten seit 1670 wieder Juden in Durlach und auch in Grötzingen. Viele dieser Juden waren als Hofjuden und Bankiers für den Markgrafen tätig, gerieten als wirtschaftlich potente Großkaufleute jedoch immer wieder in Konkurrenz mit dem Stadtbürgertum. 1677 bat der Durlacher Rat den Markgrafen, den Handel der Juden einzuschränken, der den städtischen Handelsleuten schade. Sie verlangten jedoch keine Ausweisung der Juden, sondern schlugen vor, den jungen Juden lieber die Erlernung eines Handwerks zu gestatten, – ein für die Zeit geradezu revolutionärer Gedanke, der die wirtschaftliche und damit auch soziale Integration der Juden in die Stadtgesellschaft nach sich gezogen hätte.

Auf Besucher und Reisende machte die Residenzstadt in dieser Zeit allenfalls einen wohlhabenden und repräsentativen Eindruck. Der Hugenotte Samuel Chappuzeau, der im April 1669 Durlach besuchte, schreibt 1671: *Durlach ist heiter und angenehm, es liegt in einer schönen Ebene am Fuße des Gebirges. Die Straßen sind breit und gerade und die Häuser vollkommen wohl erbaut, zwischen ihnen sieht man eine schöne Schule, die von ausgezeichneten Gelehrten versehen wird.*<sup>16</sup> Tatsächlich war das Gymnasium schnell wieder zu seiner alten Bedeutung gelangt, und um mehrere Klassen angewachsen. Auch das höfische Leben in der Karlsburg entfaltete in diesen Friedensjahren barocken Glanz und Pracht. Friedrich VI versammelte namhafte Künstler und Gelehrte um sich und Friedrich Magnus pflegte Musik, Oper und Tanz. Auswärt-

tige Besucher zeigten sich beeindruckt von der Pracht der Karlsburg und ihrer Lustgärten und rühmten das galante Leben und die gute Küche am Durlacher Hof. Die ästhetischen Prinzipien des barocken Zeitgeistes versuchte Friedrich VI auch in seiner Residenzstadt umzusetzen, etwa in der ab 1672 entstehenden Blumenvorstadt, die mit ausgezirkelten Straßenmustern und einheitlichen Hausfassaden Regelmäßigkeit und Harmonie ausstrahlen sollte. Bald wurden solche Konzepte auch auf die bestehende Baustruktur Durlachs ausgeweitet, die mit ihren engen, krummen Gassen und uneinheitlichen, winkligen Fachwerkgiebeln den ästhetischen Idealen der Zeit massiv zuwider lief. Ab 1680 fertigte der Architekt Thomas Levevre detaillierte Pläne an, um der Stadt einheitliche Häuserfluchten und begradigte Straßenzüge zu verleihen. Die Umsetzung dieser Ideen aber sollte noch eine Weile auf sich warten lassen.

Die Machtkonflikte zwischen den europäischen Herrscherhäusern ließen der Stadt Durlach nach 1648 nur relativ wenig Zeit für beschauliches residenzstädtisches Leben und wirtschaftliches Gedeihen. Schon ab 1672 machten die französischen Eroberungskriege die Oberrheinlande wieder zum Kriegsgebiet. Wieder begab sich der Hof des Markgrafen ins Exil nach Basel, wieder wurde die Durlacher Stadtbevölkerung durch Einquartierungen, Kontributionen und Schanzarbeiten in den Krieg einbezogen, wieder flohen die Lehrer des Gymnasiums und große Teile der Bevölkerung vor den plündernden Truppen.

Fast alle Städte des Oberrheinraumes wurden während des pfälzischen Erbfolgekrieges zum Opfer einer neuen Kriegstaktik der französischen Truppen. Deren „Politik der verbrannten Erde“ sollte die betroffenen Landstriche auch für die Zukunft wirtschaftlich ruiniert und politisch nutzlos zurücklassen. Zu den Opfern gehörte auch Durlach. Die schwache Besatzung der Stadt im August 1698 von nur einigen Kompanien des schwäbischen Kreises hatte gegen die anrückenden Französische Armee keine Chance. Am 14. August besetzte diese die Stadt, sperrte die verbliebene Bevölkerung im Schloßhof ein und plünderte die Häuser. Am nächsten Tag wurden die Gefangenen aus der Stadt geleitet und nachts darauf

die Stadt an mehreren Stellen angezündet. Lediglich die Grundmauern und Keller von einigen Häusern überstanden den großen Stadtbrand, eine zeitgenössische Skizze von Samson Schmalkalder zeigt die Überreste der Stadt, die leer in die Höhe ragenden Mauerstümpfe.

Die Zerstörung Durlachs im Jahr 1689 ist sicher eines der einschneidendsten Ereignisse in der Geschichte der Stadt und sie leitete zumindest indirekt auch das Ende ihrer residenzstädtischen Epoche ein. Zwar kehrten viele der Durlacher Flüchtlinge unmittelbar nach dem Brand zurück, quartierten sich in Baracken und Kellern ein und begannen mit den Aufräumarbeiten, bereits im Dezember war der Stadtrat wieder in Funktion. Bis der Durlacher Wiederaufbau jedoch wirklich in Gang kam, sollte es eine ganze Weile dauern. Zum einen waren es die noch bis 1697 andauernden kriegsereignisse, die eine Rückkehr der Flüchtlinge und gezielte Baumaßnahmen verhindern. Gleichzeitig aber versuchte der im sicheren Basel weilende Markgraf Friedrich Magnus mit allen Mitteln, die Bautätigkeit der Durlacher zu unterbinden. Bereits vor dem Krieg hatten er und seine Architekten über eine städtebauliche Neugestaltung der Residenzstadt nachgedacht, und nun bot die fast vollständige Zerstörung der Stadt Raum für sehr weitgehende Entwürfe. Abgezirkelte Straßenverläufe, gerade Ausrichtung aller Hausfronten, eine einheitliche Fasadengestaltung aller Häuser, und vor allem deren Ausrichtung mit der Traufseite anstatt wie bisher mit der Giebelseite zur Straße, so stellten sich die Planer das neue Durlach vor. Dem für die Kriegsjahre zum Durlacher Amtsverweser ernannte Baumeister Thomas Levevre war in den letzten Kriegsjahren nicht nur mit der Entfernung des Schuttes aus dem Trümmern der Karlsburg beschäftigt, er befand sich vor allem in einem ständigen Kampf gegen das *unregulierte Bauwesen*, das die Durlacher entgegen des Verbotes munter weiterbetrieben.

Das Problem war nicht nur, daß die Durlacher die Mittel für aufwendige Neubauten nicht aufbringen konnten und daß sie sich nur mit Widerstreben von ihrer althergebrachten Bauweise trennen konnten. Selbst die, die bereit waren *nach dem Modell zu bauen*, konnten

dies nicht tun, da die Modellzeichnungen aus Basel jahrelang nicht eintrafen. Erst 1698 nach dem Friedensschluß und der Rückkehr des Markgrafen ergingen die abschließenden Verordnungen für den Neubau der Bürgerhäuser. In den nun folgenden Jahrzehnten entstand das Durlach, wie wir es heute kennen – ein Kompromiß zwischen den markgräflichen Modernisierungsvorstellungen und den Interessen der Bürger. An manchen Stellen der Hauptstraße war der Staßenverlauf ein wenig korrigiert worden und die Häuser wiesen nun mit der Traufseite statt dem Giebel zur Straße. Hinter den Modellfassaden allerdings bauten die Durlacher ihre Häuser mit denselben Raumeinteilungen wie zuvor und auf den alten, immer noch senkrecht zur Straße stehenden Grundmauern und Kellern.

So gelang es den Durlachern recht gut, sich mit den neuen Bauvorschriften zu arrangieren und gleichzeitig von den damit verbundenen Privilegien zu profitieren. Erbauer von Modellhäusern mußten beim Zuzug kein Bürgergeld zahlen und wurden zwanzig Jahre von Steuern und Frondiensten befreit.

Unmut und Widerstand erregten viel eher die sozial- und wirtschaftspolitischen Ziele dieses Aufbauprogrammes. Der Markgraf versuchte, mit der Aufhebung von Zuzugsbeschränkungen, mit konfessioneller Toleranz und mit wirtschaftlichen Privilegien so viele Zuzügler wie möglich in die Stadt zu locken – mit sichtbarem Erfolg. Die Bevölkerung Durlachs stieg nach dem Kriegsende und in den ersten 15 Jahren des 18. Jahrhunderts auf fast 3500 Einwohner an, und dies vor allem durch den Zuzug von Fremden. Damit veränderte sich die Zusammensetzung der Durlacher Einwohnerschaft, die vollberechtigten Durlacher Bürger waren nun nicht mehr die mit Abstand größte Gruppe der Stadtbewohner, es gab fast ebenso viele Hofbedienstete, immens viele Hintersassen, die rechtlich schlechter gestellt und oft auch wesentlich ärmer waren. Und schließlich lebten niemals zuvor und niemals danach so viele Juden in Durlach. Die soziale und wirtschaftliche Umbruchssituation in diesen Nachkriegsjahren, in denen die alten Gruppen des Stadtbürgertums an Einfluß verloren und wirtschaftliche Beschränkungen aufgehoben wurden führten zu sozialen Spannungen – die

Durlacher Bürgerschaft versuchte, gegen die wirtschaftliche Konkurrenz der Juden vorzugehen und die Anzahl der Hintersassen mit drastischen Mitteln wie Ausweisungen von Armen zu vermindern. Und damit geriet sie wieder einmal in scharfen Gegensatz zu den Interessen ihres Landesherrn. Friedrich Magnus und mehr noch sein ab 1709 regierender Nachfolger Karl Wilhelm nämlich hingen der Theorie des Merkantilismus an, der eine möglichst hohe Bevölkerungszahl als Quelle staatlicher Finanzkraft galt.

Die Frage, weshalb Karl Wilhelm letztendlich seine Residenz von Durlach nach Karlsruhe verlegte, bedarf einer ganzen Reihe von Antworten. Zum einen war es sein bereits als Kronprinz geäußertes Verlangen nach einer modernen, planvoll angelegten Residenz, die dem Repräsentationsbedürfnis und Selbstverständnis eines absolutistischen Fürsten entsprach – eine planvolle Stadtkonzeption, großzügige Schloß- und Gartenanlagen und ein weitläufiger Wildpark. Inzwischen war klar, daß dieses Bedürfnis in Durlach nicht zu realisieren war. Und auch seine wirtschaftspolitischen Vorstellungen stießen in der alten Residenz auf die Grenzen althergebrachter Wirtschaftsordnung und Wirtschaftsmentalitäten.

Die Vielzahl von Querelen und Konflikten, die er seit seinem Regierungsantritt mit der Bürgerschaft seiner alten Residenz auszutragen hatte, dürften ein übriges zu seiner Entscheidung beigetragen haben. Die Durlacher protestierten nicht nur gegen seine Bauordnungen, Zuzugspolitik und die konfessionelle Öffnung der Stadt sondern auch gegen seine Eingriffe in ihre Rechte, gegen die Forderungen, eine Schloßwache zu stellen, gegen die Pflicht, Soldaten zu beherbergen, gegen ihnen nicht genehme Pfarrer, gegen Frondienste und Abgaben, gegen neue Gebühren in der Stadtverwaltung und vieles mehr. Einem Landesherrn wie Karl Wilhelm paßten diese recht handfest verteidigten städtischen Interessen nicht ganz in sein absolutistisches Selbst- und Staatsverständnis.

Wie auch immer – im Juni 1715 wurde nur wenige Kilometer neben Durlach der Grundstein für die neue Residenzstadt Karlsruhe gelegt, bis 1718 hatten der Hof und sämtliche Behörden die alte Residenz verlassen, und

1724 war auch das Gymnasium umgezogen. Viele der Durlacher Handwerker und Gewerbetreibenden folgten den Landesherrn in die neue Residenz und die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Durlachs erlebte einen jähen Einbruch.

Die sogenannte „glanzvolle“ residenzstädtische Epoche in der Geschichte Durlachs endete so abrupt wie sie begonnen hatte. Es ist vielleicht deutlich geworden, wie gebrochen und verschwommen der Glanz dieser Epoche aus der Perspektive der Durlacher Bevölkerung gewesen sein dürfte. Er war beschattet von ausgesprochen schwierigen und kriegerischen Zeiten, von problematischen wirtschaftlichen Bedingungen und von ständigen Konflikten zwischen Stadtbevölkerung und dem Markgrafen. Durlach wurde nach der Gründung Karlsruhes ein Stückweit zu dem, was es vor 1565 gewesen war, und was auch während der Hofzeit immer einen beträchtlichen Teil seiner Identität ausgemacht hatte: Zu einer kleinen, ruhigen und etwas provinziellen Ackerbürgerstadt.

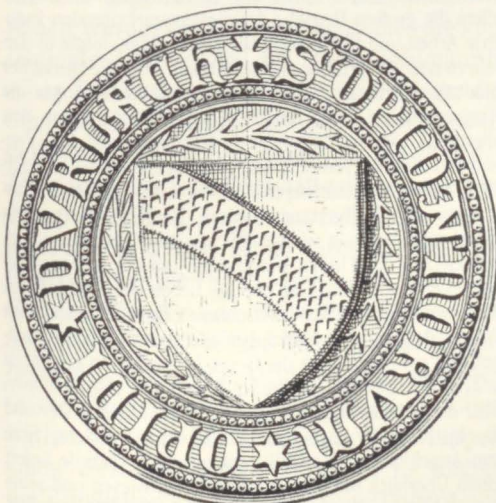
stadt, in: Susanne Asche/Olivia Hochstrasser: Durlach – Staufergründung, Fürstenresidenz, Bürgerstadt. Karlsruhe 1996 (= Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Bd. 17), S. 94–115, sowie: Kriegselend und städtische Blüte: Durlach im 17. Jahrhundert, in: Ebd., S. 116–146.

- 2 Karl Gustav Fecht: Geschichte der Stadt Durlach. Heidelberg 1869, S. 536.
- 3 StadtAK 5/Durlach B 1131.
- 4 StadtAK 5/Durlach U 45 (Entlassung aus der Leibeigenschaft, 1567)
- 5 StadtAK 5/Durlach A 636.
- 6 Vgl. Fecht, S. 464.
- 7 StadtAK 5/Durlach U 45.
- 8 GLA 136/438.
- 9 Zit. nach Fecht, S. 674.
- 10 GLA 136/438.
- 11 StadtAK 5/Durlach A 635.
- 12 Auch im Folgenden GLA 136/438.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Zit. nach Fecht, S. 130.
- 16 Samuel Chappuzeau: L'Allemagne protestante ou relation nouvelle . . . Genf 1671, zit. nach: Hans Rott, Kunst und Künstler am Baden-Durlacher Hof bis zur Gründung Karlsruhes. Karlsruhe 1917, S. 108.

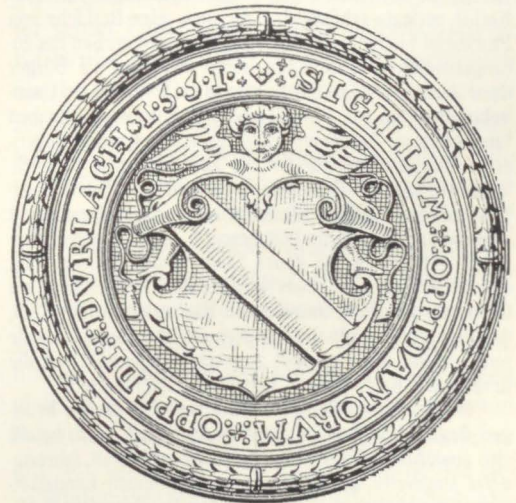
#### Anmerkungen

- 1 Vgl. im Folgenden ausführlicher und mit genaueren Einzelnachweisen: „Die gantze Hoffhaltung von Pforzheim verrucken“: Durlach wird Residenz-

Anschrift der Autorin:  
 Dr. Olivia Hochstrasser  
 Hexentalstraße 32  
 79283 Bollschweil



Durlacher Stadtsiegel an Urkunden von 1480 bis 1550.



Durlacher Stadtsiegel an Urkunden von 1553 bis 1787.

Susanne Asche/Silvia Hochstrasser

# Durlach

Staufergründung – Fürstenresidenz –  
Bürgerstadt

Der Band erscheint in der Reihe: Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs (Band 17)

Umfang 560 Seiten, Geleitwort von Prof. Dr. Gerhard Seiler und Wolfgang Altfelix, mit 32 Farb- und 105 s/w-Abbildungen, Pappband mit farbigem Überzug, Format: 17,5 × 24,5 cm

ISBN 3-7617-0322-8

Unverbindliche Preisempfehlung  
DM 62,-/ÖS 515,-/sFr 56,50

Vor 800 Jahren, im Jahr 1196, wurde Durlach erstmals urkundlich erwähnt. Nun liegt die Geschichte der ehemaligen Stadt, des heute größten Stadtteils von Karlsruhe, von den Anfängen bis zur Gegenwart vor. Die Autorinnen Susanne Asche und Olivia Hochstrasser legen eine wirtschafts-, sozial und politikgeschichtliche Beschreibung der Durlacher Vergangenheit vor dem Hintergrund der gesamtgeschichtlichen Entwicklungen vor. Sie folgen dabei dem chronologischen, nach Epochen eingeteilten Verlauf der Entwicklungen, wobei der Titel „Staufergründung, Fürstenresidenz, Bürgerstadt“ bereits die drei wesentlichen Stationen der Geschichte Durlachs benennt. Mit den ersten beiden Kapiteln befaßt sich Olivia Hochstrasser.

Bis 1219 gehörte Durlach den Staufern; dann ging es in den Besitz der Markgrafen von Baden über, die fortan die Geschichte der Stadt entscheidend bestimmten. Markgraf Karl II. verlegte schließlich 1565 auch seine Residenz von Pforzheim hierher, wodurch die Stadt einen großen Bedeutungszuwachs erhielt. Nicht immer begriffen die Bürger diese Aufwertung als Vorteil, denn sie hatten viele Unannehmlichkeiten wie Frondienste und drückende Abgaben hinzunehmen. Zudem unterbrachen immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen die kontinuierliche Entwicklung der Stadt: Im 17. Jahrhundert wurde das Oberrheingebiet und damit auch die Stadt Durlach durch zahlreiche und langandauernde Kriege heimgesucht. 1689 brannten französische Soldaten die ganze Stadt nieder, die sich von diesem Schlag nur schwer erholte. Das war letztlich ein Grund für die Neugründung von Karlsruhe im Jahr 1715, das Durlach als badische Residenz ablöste. Durlach wurde nun von der Residenzstadt zur Ackerbürgerstadt, die die junge Stadt Karlsruhe mit Lebensmitteln versorgte.

Mit der Entwicklung der Stadt seit 1715 bis zur heutigen Gegenwart, die hier erstmals dargestellt wird, befaßt sich ausführlich Susanne Asche. Während des 18. Jahrhunderts stagnierte die Entwicklung des kleinen Landstädtchens im Schatten der aufstrebenden Residenzstadt Karlsruhe, obwohl sich zahlreiche Manufakturen am Fuß des

Susanne Asche  
Olivia Hochstrasser

## Durlach

Staufergründung  
Fürstenresidenz  
Bürgerstadt



Veröffentlichungen des  
Karlsruher Stadtarchivs  
BAND 17

Turmbergs niederließen. Die Durlacher Bürgerfamilien lebten von den Erträgen ihrer großen Gemarkung und lehnten die Versuche der Landesregierung ab, die landwirtschaftliche Produktion zu modernisieren. Nicht zuletzt deswegen fanden sich während der Revolution von 1848/49 zahlreiche Durlacher auf Seiten der Revolutionäre.

Durch die Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhielt die Entwicklung der Stadt neue Impulse. Sie wurde zur Industriearbeiterstadt mit rasch wachsenden Einwohnerzahlen. Auf diese Zeiten relativen Wohlstandes gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als vor allem die großen Betriebe der metallverarbeitenden Industrie Arbeit und Geld nach Durlach brachten, folgte in den Jahren nach 1919 große wirtschaftliche Not. Die Durlacher Stadtväter strebten in der Weltwirtschaftskrise sogar die Eingemeindung nach Karlsruhe an, das zu dieser Zeit allerdings zögerte, die verarmte Nachbargemeinde aufzunehmen. Erst die Nationalsozialisten gemeindeten Durlach 1938 der Landeshauptstadt ein, womit die Durlacher diesmal gar nicht einverstanden waren. Denn zu diesem Zeitpunkt ging es ihnen wirtschaftlich wieder besser, die Auftragsbücher der Firmen waren aufgrund der Kriegsvorbereitungen gut gefüllt. Das heutige Leben des Stadtteils ist durch ein geschichtlich gewachsenes Nebeneinander von Wohn-, Arbeits- und Einkaufsmöglichkeiten gekennzeichnet, wie ein Ausblick in die Gegenwart zeigt. In dem breit angelegten Anhang des Bandes finden sich Informationen über die Bevölkerungsentwicklung, die Bürgermeister und die historischen Gastwirtschaftlichkeiten Durlachs. Eine von Angelika Sauer erstellte umfangreiche Tabelle liefert einen Überblick über das heutige Vereinswesen und seine Geschichte. Die Personen-, Orts- und Sachregister ermöglichen den schnellen Zugriff auf ausgewählte Themen.

## Gedenkblatt für Prof. Ernst Rehmann

Am 9. Juni 1996 vollendete sich das Leben des Malers, Grafikers und Kunsterziehers Ernst Rehmann. Mit ihm verlor die Karlsruher Kunstlandschaft eine bedeutende Persönlichkeit, das Malerhandwerk einen seiner größten Förderer. In Ernst Rehmann vereinigten sich Mensch, Lehrer und Künstler in einer idealen Weise. Und so ist in seinem Lebenslauf kein Bruch zu finden, Wesen, Werk und Beruf gingen ineinander auf. Auf Ernst Rehmann trifft das Wort vom lehrenden Künstler und künstlerischen Lehrer in vollem Sinne zu. Vor allem aber hinterläßt er ein künstlerisches Werk, das in seiner Bedeutung weit über die Heimat hinausreicht.

Für den am 23. Oktober 1906 in Wallburg bei Lahr geborenen Ernst Rehmann stand es schon in früher Jugend fest, Kunsterzieher zu werden. Väterlicherseits von einem ganzen Lehrerengeschlecht stammend, liegt hier der Ursprung seiner pädagogischen Fähigkeiten, die künstlerischen ebenfalls. Rehmann bezeichnete sich gerne als Stockalemannen, und er besaß alle Eigenschaften dieses Stammes. Auf seinen Werdegang bezogen, heißt dies die konsequente Verfolgung des Zieles: Humanistisches Gymnasium Freiburg, Studium an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste, der Badischen Kunstschule, wie sie in jener Zeit genannt wurde. Dort hatte der junge Mann das große Glück, Lehrer zu haben, die ihn in jeder Sparte künstlerischer Tätigkeit förderten. Es waren dies die Professoren Gehri, Hubbuch, Scholz, Dillinger und Babberger, Namen von hohem Rang. So verließ Rehmann 1932 aufs beste ausgerüstet die Akademie und absolvierte die Referendarzeit am Goethe-Gymnasium Karlsruhe. Hier fand er in Prof. Willy Huppert einen verständnisvollen Förderer. Es folgten die Tätigkeiten an den Gymnasien Triberg und Lahr, und dann brach der Krieg aus. Rehmann

wurde Soldat. Seine Skizzenbücher aus dem Westen und vor allem dem Osten sind eindrucksvolle Zeitdokumente, und besonders eindringlich sind die Zeichnungen aus Rußland, die Rollbahn, der Winter, die Hütten, Not und Tod der Menschen.

Nach dem Kriege arbeitete Rehmann eine Zeit als freischaffender Maler und Grafiker, bis 1952 eine entscheidende Wendung in seinem Leben eintrat. Das Oberschulamt Karlsruhe machte ihm den Vorschlag, die Malerfachschule an der Gewerbeschule Karlsruhe in einem neuzeitlichen Sinne auf- und auszubauen. Diese Aufgabe reizte den passionierten Kunsterzieher: Einführung in das Wesen von Form und Farben, in das Zusammenstimmen dieser bildnerischen Elemente, die Bewältigung der Fülle der Techniken und Materialien, Farbenlehre und farbige Raumgestaltung, Gestaltungslehre und Entwerfen, Gesetzmäßigkeit und Harmonie der Farben und ihre psychologischen und emotionellen Wirkungen auf das Lebensgefühl der Menschen u. v. m. Die ihm gestellte Aufgabe meisterte Rehmann hervorragend, und unter seiner Leitung wurde die Malerfachschule Karlsruhe in mancher Beziehung vorbildlich für die ganze Bundesrepublik. Er blieb seinen „Schülern“ sein ganzes Leben lang in freundschaftlicher Weise verbunden. So wurde Rehmann Initiator und Mitbegründer der Malervereinigung Karlsruhe e. V. Er war Ehrenmeister der Maler- und Lackierinnung Karlsruhe, ihr Ehrenmitglied und Träger der Ehrenmedaille.

Natürlich profitierte Ernst Rehmann selbst von seiner Tätigkeit an der Malerfachschule, und er wandte die gesammelten Erfahrungen vielfach an. Er wurde zu einem geschätzten Dozenten bei Lehrgängen für Kunsterzieher auf der Comburg und war jahrelang mit gewichtigen Beiträgen an der Westdeutschen Malerzeitung zu finden.



*Prof. Ernst Rehmann im Alter von 85 Jahren*

Foto Monika John





Markt auf Djerba, Siebdruck

Ernst Rehmann

Neben seiner dienstlichen Arbeit, die ihn gewiß auslastete, fand Ernst Rehmann immer Zeit und die notwendige Energie, um seine eigene schöpferische Tätigkeit als Maler fortzusetzen. Fleiß war ein hervorragendes Merkmal dieses Künstlers. In vielen, vielen Ausstellungen zeigte er seine Arbeiten und sein Können der Öffentlichkeit. Die handwerkliche Fertigkeit war ihm die Basis zur Realisierung eines Kunstwerkes, und seine vielfach sich äußernde Meisterschaft in den verschiedensten Techniken beruht darauf. So wurde Ernst Rehmann im Laufe der Jahre durch unablässiges Bemühen zum Meister des Siebdrucks schlechthin. Er war ein großer Reisender, und seine Reiseindrücke lieferten unerschöpflich die Motive. Rehmann steht mit seinem Werk zwischen Natur und Abstraktion, und die starke Vereinfachung und Zurückführung des optischen Eindrucks auf seine Grundlinien und Grundflächen ist bei ihm kennzeichnend ausgeprägt.

Der geistige Umsetzungsprozeß führt zu einer Verdichtung auf der Bildfläche, die Konstruktion einer Landschaft z. B. wird sichtbar. So war für Rehmann das gegenständliche Motiv der Anlaß, eine neue subjektive Schau zu schaffen. Das so Entstandene ist sehr eindrucksvoll: Die bretonischen oder irischen Bausteine in ihrer Wucht, die Einsamkeit der Riffe und Felsen des Nordens, die in der Weite verlorenen Katen des Ostens. Seine Liebe aber gehörte der Insel Djerba. Ihr schuf er das schöne Buch „Djerba, Insel zwischen Traum und Wirklichkeit.“

Prof. Rehmann war auch Mitglied des Landesvereins, deshalb trauert auch die Badische Heimat um diesen Künstler. Ernst Rehmann war dauerhafter Freundschaft fähig. Humorvoll, überlegen, bescheiden, eminent fleißig, ganz seiner Kunst lebend und ein offenes Wort nie scheuend bleibt er bei allen, die ihn kannten und schätzten, lebendig.



*Drei Ölbäume, Aquarell*

Ernst Rehmann



*Schären in Schweden, Siebdruck*

Ernst Rehmann

# Mechthild Motsch von Freydorf

Eine Ausstellung zum 90. Geburtstag

Am 25. Juli 1996 wurde Methilde Motsch von Freydorf in Freiburg 90 Jahre alt. Und dies war in der Tat Anlaß genug, der Künstlerin endlich die lang verdiente große Ausstellung zu widmen und dazu den entsprechenden Katalog zu erstellen, um so ein großes Lebenswerk in einer eindrucksvollen Entwicklung und Krönung zu dokumentieren. Für diese prächtige Retrospektive hat das Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald (unter der Regie

des kunstbeflissenen Peter Tröndlin) seine Ausstellungshalle zur Verfügung gestellt; Herausgeber des hervorragend gelungenen Katalogs – mit Texten von Andrea-S. Végh – ist die GEDOK Freiburg.

In Waldshut am Rhein ist die Künstlerin 1906 geboren, der Vater war Jurist, die Mutter Malerin (wie auch schon die Großmutter). Die Familie zog um nach Karlsruhe; dort machte Mechthild ihr Abitur, um anschließend an der



„Karlsruhe“, 1932: Bleistift auf Papier

Aufnahme: Susanne Souyène



„Karlsruhe, Kleine Kirche“, 1933: Bleistift auf Papier

Aufnahme: Susanne Souyène



*Mechthild Motsch von Freydorf, geb. 1906 (1995)*

Aufnahme: Susanne Souyène

Badischen Landeskunstschule zu studieren – bei Professoren wie Gehri, Scholz und Dillinger. Nach dem sehr erfolgreichen Studium folgte eine kurze Zeit als Kunsterzieherin. Aber die Heirat mit Oberbaurat Richard Motsch und die Geburt der Tochter Berthild brachten es mit sich, daß die künstlerischen Ambitionen über lange Jahre zu kurz kamen; 1937 wurde Richard geboren, 1938 Eckart. Die Familie war inzwischen umgezogen nach Freiburg, gleich nach Kriegsbeginn wurde sie evakuiert nach Bernau. Seit 1943 war Mechthild Motsch Kriegswitwe und Alleinerziehende. Es blieb kaum Zeit und wenig Muße, eine künstlerische Tätigkeit auszuüben.

Erst 1956, also nach rund zwanzigjähriger Pause, begann die erstaunliche Renaissance der Malerin Mechthild Motsch von Freydorf. Sie wohnte inzwischen mit ihren drei Kindern wieder in Freiburg und hatte ihren Mädchennamen als Künstlernamen beigelegt. Ermuntert wurde sie zu diesem Neubeginn durch die Teilnahme an einem Malkurs in der Freiburger Volkshochschule bzw. im Atelier Anselment.

In der Jubiläumsausstellung bzw. im Katalog ist gut nachzuvollziehen, welche Techniken und Themen sie sich ganz konsequent zu eigen machte; konventionelle Farbstudien und abstrakte Kompositionen, naturgetreue Landschaftsstrukturen und kubistische Formen nach Picasso-Vorlagen, Bilder von bester doku-

mentarischer Qualität, dekorative Stimmungen, klassische Formen usw. Studienaufenthalte und Kunstreisen führten die Künstlerin nach Salzburg, in die Provence und in die Schweiz, nach Holland, Griechenland, Italien, Spanien, auch nach Tunesien und Ägypten, selbst in die USA. Und von überall brachte sie prall gefüllte Skizzenbücher mit und Anregungen, Stimmungen, eine Erlebnisfülle, die zu künstlerischer Gestaltung drängte.

Sehr gerne und sehr treffend porträtierte Mechthild Motsch von Freydorf Menschen ihrer Umgebung, besonders Personen des öffentlichen Lebens: sie tat es oft vor dem Fernseher sitzend. Das Schnellzeichnen entwickelte sie zu ihrer persönlichen Spezialität. Rasch und sicher gelang ihr auch eine lange Serie von Selbstporträts.

Mehr als 700 Arbeiten umfaßt das Oeuvre der nun 90jährigen. Sehr gut ist die Auswahl bei dieser Werkschau, beeindruckend ist sie durch die farbenfrohe Vielseitigkeit und die Fülle malerischer Schönheit. Eine großartige Retrospektive, einfach wunderschön.

Anschrift des Autors:  
Adolf Schmid  
Steinhalde 74  
79117 Freiburg

# Karl Bartels

## Ein vergessener Maler des Schwarzwaldes

Im Oktober 1994 fand im Hans-Thoma-Museum in Bernau die vielbeachtete Gedächtnisausstellung zum 50. Todestag des Malers Karl Bartels statt. Er starb am 2. November 1944 in Hogschür bei Herrischried in seinem Haus „Sonnmatt“. Seine Kunst ist in Vergessenheit geraten. Fehlende Nachkommen und der Brand seines Hauses 1952 mit der Vernichtung des Nachlasses löschten die Erinnerung an diesen „feinen und stillen“ Maler der Heimat<sup>6</sup>.

Die Rekonstruktion seiner Lebensdaten, das Auffinden seiner Bilder war mühsam und ist und wird bruchstückhaft bleiben. Doch rechtfertigen seine biographischen Daten und seine Werke die Dokumentation über ihn.

Am 21. September 1867 wurde Bartels als Sohn eines Architekten in Bielefeld geboren. Sein Kunststudium begann er an der Königlichen Kunstgewerbeschule in Berlin. In den Jahren 1889 bis 1892 studierte er dann an der Kunstakademie Karlsruhe bei Prof. Ritter und war Meisterschüler bei Prof. Hermann Baisch. Im Jahre 1900 heiratete er in Nußloch bei Heidelberg Emma Gagel aus Donaueschingen. In dieser Zeit malte er im Auftrag des Erzbischöflichen Bauamtes die Kirchen in Dornberg bei Walldürn und Bernau im Schwarzwald aus<sup>29</sup>. Die Spuren dieser Arbeiten sind nicht mehr zu finden. Heute noch ist die Ausmalung des kleinen Kammermusiksaals in Heidelberg, die von Bartels durchgeführt wurde, zu sehen<sup>1</sup>. Wie aus einem Bittbrief von Frau Bartels an die Großherzogin Luise von 1903 hervorgeht, wurde Bartels durch zahlreiche Ausstellungen im Badischen Kunstverein anerkannt, der finanzielle Erfolg blieb aber aus<sup>29</sup>. So zog sich Bartels in das abgeschiedene Bernau, der Heimat von Hans Thoma, zurück und wohnte dort zeitweise neben dem Geburtshaus von Thoma in bescheidensten Verhältnissen<sup>29</sup>. Er folgte sicher auch dem damaligen künstleri-

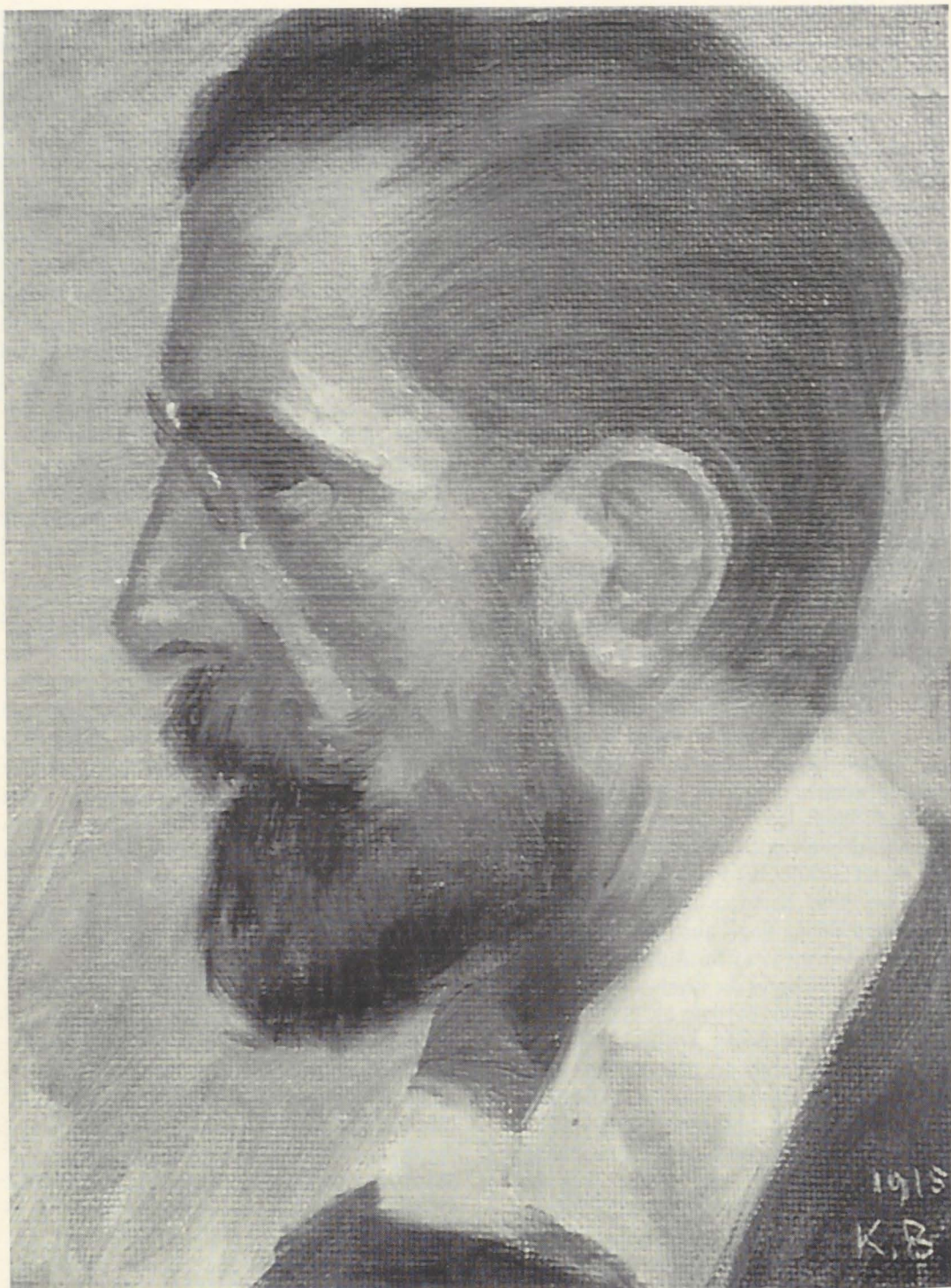
schen Zeitgeist, durch das Aufsuchen ländlicher Abgeschiedenheit und in Verbundenheit mit der Natur und dem bäuerlichen Leben eine neue künstlerische Verwirklichung zu erlangen.

Über Kontakte zwischen Thoma und Bartels ist wenig bekannt. So kannte Thoma weder Bartels noch seine Werke, wie er im Antwortschreiben auf den Bittbrief von Frau Bartels aus dem Jahre 1903 bemerkte. Andererseits unterstützte er Bartels bei der Gründung der Bernauer Lehrwerkstätten für Volkskunst 1910<sup>21, 27</sup>.

12 Jahre lang blieb er in der Zeit vor 1918 in Bernau. Er gründete dort mit dem Zeichenlehrer von Thoma, Ruska, die Bernauer „Lehrwerkstätte für Volkskunst“ im „Molerhüsli“. Diese befand sich in einem Bauernhaus gegenüber dem Gasthaus Löwen in Bernau-Dorf<sup>29</sup>. Bartels führte mit der Jugend Bernaus die Tradition der Schneflerkunst weiter sowie die Bemalung von Möbeln. In den Kunstgewerbeausstellungen 1910 in Karlsruhe (anlässlich der Silberhochzeit des Großherzoglichen Fürstenpaares) und in Berlin fanden diese Arbeiten große Beachtung<sup>24</sup> und wurden von der Großherzogin aufgekauft.

Bartels Verständnis für die ländliche Tradition zeigt sich auch in den Beiträgen der „Badischen Heimat“ über den „Straudeck“ und über die „Hagelkapellen im Hotzenwald“<sup>3, 5</sup>.

Nach kurzen Aufenthalten in Todtmoos-(Rössle-Gasthaus), Schönau und Neustadt findet Bartels in Döggingen/Donaueschingen auf der Baar eine neue künstlerische Heimat. Die Eindrücke der sich weit hinziehenden Baarlandschaft, die Heimat seiner Frau und die Unterstützung durch den Fürsten Max-Egon haben ihn sicher bewogen, hier für mehrere Jahre seinen künstlerischen Auftrag zu erfüllen. Zahlreiche Gemälde finden sich in den F. F. Sammlungen in Donaueschingen und F. F. Schlösser.



*K. Bartels, Selbstportrait, 1908*





*K. Bartels 1934*



*Wintermorgen i. Hochschwarzwald*

(F. F. Sammlungen, Donaueschingen)



*Kartoffelernte*

(Privatbesitz)



*Aprilabend auf der Baar*

(F. F. Sammlungen, Donaueschingen)

1920 gründete er mit den Baar-Malern Karl Merz (1890–1970) und Hans Schroedter (1872–1957) aus Hausen v. Wald die Künstlergruppe „Maler und Bildhauer Oberbadens“. Mit Merz und Schroedter, sowie Otto Leiber aus Königfeld, Richard Ackermann aus Villingen, R. Herrmann und A. Wißler aus Donaueschingen und Carl Hornung aus Bräunlingen bildete er die Ausstellungsgruppe „Baaremer Künstler“<sup>24, 25, 26</sup>.

Seine Stellung innerhalb der Baaremer Künstlerschaft war intensiv. Mehrere Ausstel-

lungen waren erfolgreich und wurden in der Presse hervorragend beurteilt<sup>27, 28</sup>. 1921 war in Donaueschingen die Abschiedsausstellung von Bartels mit mehr als 70 Gemälden mit Motiven der Baar und des Bodensees<sup>27</sup>. Bartels kehrte erneut in den Schwarzwald zurück und fand nach nochmaligem kurzen Aufenthalt in Bernau in Hogschür im Hotzenwald seine endgültige Heimat im Jahr 1926<sup>28</sup>.

Die letzten Jahre waren in dem immer bescheidenen Leben der Familie Bartels von großer finanzieller Not bestimmt. Dies besagen



*Winternacht in Bernau*

(Privatbesitz)



Winterabend

(Privatbesitz)

u. a. persönliche Briefe von Frau Bartels an die Förderer ihres Mannes<sup>29</sup>. Gelegenheitsaufträge, Bebildern von Postkarten und Tausch von Bildern gegen Lebensmittel trugen zum täglichen Unterhalt bei. Frau Bartels war immer mit den Bildern unterwegs, um Käufer zu finden. Großzügige Förderer unterstützten Bartels durch Kauf oder Vermittlung seiner Bilder<sup>29</sup>.

Persönliche Erinnerungen an Bartels haben heute nur noch wenige Personen. Aus Bernau wird von seinem höflichen und gastfreundlichen Auftreten gesprochen. Aus seiner Zeit in Hogschür wurde er als fleißiger und arbeitsamer und sehr belesender Maler geschildert. Er war zurückhaltend, fand aber Kontakt zur Bevölkerung und verstand sich gut mit ihr. Gerne erzählte er von seinen figürlichen Ausmalungen der Kirchen. In langen auch nächtlichen Wanderungen hielt er seine Eindrücke der Landschaft in seinem Notizblock fest, um diese dann in seinem Atelier zu verarbeiten.

Bekannt sind seine persönlichen Kontakte zu seinem Studienkollegen Hermann Dischler<sup>8</sup>. Nach der Internationalen Kunstausstellung in Wien wurde Bartels wie viele seiner Künstlerkollegen Mitglied der „Reichskulturkammer der Bildenden Künste“. Die Bildmotive der Schwarzwälder Heimat lagen im Trend der damaligen Zeit, so hingen Bilder auch in der Gauführerschule in Straßburg<sup>28</sup>.

Am 2. November 1944 starb Bartels in seinem Haus in Hogschür, nur wenige Monate nach dem Tode seiner Frau.

Den Besuchern seines Hauses „Sonnmat“ in Hogschür bot sich ein gemütliches, kleines, strohbedecktes Bauernhaus, das über und über mit Bildern bestückt war<sup>12</sup>. Die Werke von Bartels gliedern sich in 3 Gruppen, in mittelgroßformatige Ölbilder, Aquarelle und Öl-Pinselzeichnungen. Es sind vorwiegend Landschaftsdarstellungen mit Motiven des Schwarzwaldes weniger der Baar. Besonders der win-



*Rotklee*

(Privatbesitz)



Hotzenhaus

Öl-Pinselzeichnung, (Privatbesitz)

terliche Schwarzwald war ein beliebtes Motiv. „Winterkönig“ nannten ihn seine Karlsruher Künstlerkollegen<sup>29</sup>. Das Bild „Wintermorgen im Schwarzwald“ wurde 1914 von der Staatsgalerie Karlsruhe erworben. Seine impressionistische Farbgebung ließ ihn besondere Lichtstimmungen finden, die zu Bildtiteln wie „Letztes Licht im Donauried“ oder „Sommerflimmern am Bodensee“ führte. Seine Auffassung von Licht und Farbe und Atmosphäre ließen ihn Bilder von besonderer Eindringlichkeit gestalten: sternklare Winternächte und Mondnachtbilder. In der damaligen Presse wurden diese Bilder als feierlich und suggestiv beschrieben. In seiner letzten großen Ausstellung „Vom Hochschwarzwald und Hotzenwald“ in Säckingen im Jahre 1935 zeigen sich nochmals die Motive von Bartels Schaffen u. a.: Stilleben (Geranien, Rotkraut und Gurken), Grauer Herbsttag (Rippolingen), Nebel im Rheintal (Oberwihl), Wolkenzug (Bernau), Kartoffelernste auf dem Hotzenwald, Sonnenaufgang, Bauernmädel, Vespernde Bäuerinnen. In zarten

Aquarellen wird ebenfalls stimmungsvoll die Schwarzwaldlandschaft festgehalten. Die Öl-Pinselzeichnungen, eine von Bartels selbst entwickelte Maltechnik, zeigen durch die Reduktion der Farbpalette kontrastreiche Stimmungen des Hotzenwaldes mit den alten Hotzenhäusern.

Trotz seines zurückgezogenen Lebens fand seine Kunst auch überregionales Interesse. So wurden seine Werke in Galerien und Kunstsalons ganz Deutschlands gezeigt<sup>2</sup>. Internationale Anerkennung erhielt er 1909 durch das Angebot, Mitglied in der „Union Internationale des Beaux-Arts et de Lettres“ in Paris zu werden<sup>2</sup>. Grund dafür waren Mondnachtgemälde in einer Ausstellung im Münchener Glaspalast. Es wurde ihm auch die Portraitureung des Präsidenten „Ohm“ Krüger aus Südafrika übertragen, wodurch er auch Aufträge aus Übersee bekam<sup>28</sup>. Bilder gingen auch nach Java, wo sein Bruder als Ornithologe tätig war<sup>29</sup>. Die folgende Aufstellung der Zeitungskritiken soll nochmals einen Eindruck über den Künstler Bartels geben<sup>2</sup>.

**Schwarzwälder Bote:** Hornberger Kunst-Ausstellung: Gleichzeitig mit Prof. Dlschler als Schwarzwalddmaler genannt sei K. Bartels. Der Künstler ist Norddeutscher, den aber, wie einst Hasemann, eine starke Liebe zum Schwarzwald festhielt, und der heute einer der unseren ist. Sein „Winternachmittag“ mit seinem duftigen, präkühlen Schnee gehört wohl zu seinen schönsten Arbeiten. In „Winternacht“ bietet er uns eines seiner schönsten Nachtbilder.

**S. Boegls Kunstraum, Pforzheim:** Reinste Stimmung mit sparsamsten Mitteln liegt dagegen in den vier wunder schönsten Aquarellen von K. Bartels, der uns schon im letzten Winter mit einer Kollektion im Kunstgewerbeverein erfreut hat.

**Badische Zeitung:** Badischer Kunstverein Karlsruhe: Im kunstgewerblichen Raum nehmen sich neben den dunkelgebeizten Möbeln die hellen, freundlichen Winterlandschaften von K. Bartels vorzüglich aus. Auch das Mondscheinbild darf nicht übersehen werden.

**Münchener Neueste Nachrichten:** Als die nach meinem Geschmack beachtenswertesten Proben der Kollektion nenne ich Karl Bartels „Winterabend im Schwarzwald“.

**Badische Landeszeitung:** Badischer Kunstverein Karlsruhe: Billante Mondscheinlandschaften von fast suggestiver Wirkung brachte K. Bartels.

**Stadtanzeiger Kaiserslautern:** Wie einfach sind zum Beispiel die Motive, die uns Karl Bartels vorführt und wie reizvoll erscheinen diese sonnenbesienenen Schwarzwaldböden und Täler durch den farbigen Gegenatz von Licht und Schatten, warmen und kalten Tönen.

**Badische Presse:** Eine feierliche Stimmung überkommt den Bewunderer seiner Bilder.

**Badischer Beobachter:** K. Bartels zählt neben Dlschler und Hasemann unbestritten zu unseren besten Schwarzwalddmalern. In seinen „ausgereiften“ Bildern flackert heiße, innige Kraft und herzwarmer Liebe, die ureigenste

Seele der Landschaft. Bartels ist ein großer Meister der Darstellung großangelegter Landschaftsbilder mit weit-ausgreifender Perspektive, großzügigem Aufbau, wichtiger Formgebung und großer Linienführung.

**Westfälische Neueste Nachrichten:** Bartels Bilder sind von faszinierender Wirkung.

**Südwestdeutsche Zeitung:** Auffallend ist seine wichtige Pinselführung, zu der ihm der Schwarzwald am geeignetsten erscheint. Eine meisterliche Farbensprache ist seinen Schneelandschaften und den stimmungsvollen Bildern winterlicher Mondscheinlandschaften eigen.

**Donaubote:** Neben Dlschler und Hasemann zählt er wohl zu unseren Besten. Der winterliche Schwarzwald hat in Bartels einen unübertrefflichen Gestalter gefunden.

**Alb-Bote:** Bartels ist als Meister und Spezialist der Mondlandschaften und Winterbilder zu bekannt, als daß man es noch besonders erwähnen müßte.

**Sozialdemokratisches Volksblatt:** Unerreicht ist Bartels bis jetzt in seinen hellen, freundlichen Winterlandschaften, seinen Schneebildern, voll zarter, reiner Klänge. Seine ausgereiften Werke verraten eine geschickte, feinsinnige Hand, einen temperamentvollen Stil, große Liebe zur Einfachheit, Sicherheit in der Gestaltung und eine sorgfältige Technik. Auch in der Kleinkunst, der Aquarellmalerei, leistet Bartels Vorzügliches.

**Echo vom Schwarzwald, Bad. Jagel:** Seine meisterlichen Werke und seine sehr eindrucksvollen Pinselzeichnungen sind auf vielen Ausstellungen bekannt und bewundert worden.

**Mein Heimatland, Bad. Heimat:** In seinen Bildern ertönt frohes, warmes Leben, flackert heiße, innige Kraft und herzwarmer Liebe, lebt, leuchtet und webt wahrhaft künstlerischer Wille und Gestaltungsrhythmus. Bartels ist eine stille, fleißige, ausgereifte Künstlerpersönlichkeit, der das drängende „Malen müssen“ zu tiefst in der Seele lebt, als daß er schon müde Pinsel und Palette weglegen würde.





*Kommender Frühling im Hochschwarzwald*

(Privatbesitz)

Die Gedächtnisausstellung im Hans-Thoma-Museum in Bernau mit 45 Gemälden vorwiegend aus Privatbesitz und aus den F. F. Sammlungen aus Donaueschingen zeigten noch einmal beeindruckend die Kunst von Bartels. „Still wie der Maler, so seine Bilder“ schrieb ein Rezensent<sup>29</sup>. Die leichte Traurigkeit, die über seinen expressiven Winterlandschaften und Abendlandschaften wie auch über den erdfarbenen Herbstlandschaften liegt, mag auch ein Spiegel seiner Seele und seines Lebens sein. Sein großer künstlerischer Durchbruch war ihm versagt geblieben. Doch lebte er für die Kunst der Darstellung der heimatlichen Landschaft, die ihm „heilig“ war<sup>29</sup>. So ist es zu verstehen, daß auch heute noch die Bilder der Ausstellung uns beeindrucken durch die Aus-

strahlung der Ruhe und Großartigkeit der heimatlichen Landschaft.

Möge dieser Bericht auch dazu anregen, nach Werken von Bartels zu suchen und sie einer Dokumentation zugänglich zu machen.

---

*Bilder von Bartels in öffentlichen Museen*

Staatliche Kunsthalle, Karlsruhe  
 Fürstl. Fürstenbergische Sammlungen, Donaueschingen  
 Hoahrheinmuseum, Bad Säckingen  
 Kelnhof, Heimatmuseum Bräunlingen  
 Hans-Thoma-Museum, Bernau  
 Hotzenwald-Museum, Görwihl

*Literaturverzeichnis:*

- 1 Adamcyk. R.: Oskar Spiegelhalter; Schriftenreihe der Stadt Villingen 1989
- 2 Bartels Karl: Karl Bartels und sein Schaffen; Monographie der Bartelsgemeinde 1932
- 3 Bartels Karl: Hagelkapellen auf dem Hotzenwald; Mein Heimatland, Bad. Heimat MH 20, 1933
- 4 Bartels Karl: Dorfstillleben; MH 21, 1934
- 5 Bartels Karl: Der Straudeck, MH 19, 1932
- 6 Busse H. E.: Kunst und Künstler im Hauensteiner Land in Bad. Heimat, Hochrhein und Hotzenwald, 1932
- 7 Busse J.: Internationales Handbuch aller Maler und Bildhauer des 19. Jh., Wiesbaden 1977
- 8 Dischler H.: Hotzenwälder Eindrücke und Erinnerungen eines Malers in „Der Schwarzwald“ Monatschrift des Badischen Schwarzwaldvereins 3, 1933
- 9 Döbele Dr. L.: Hochrhein Museum Säckingen, o. J. Bürgermeisteramt Säckingen
- 10 Dobele Dr. L.: Alban Spitz, Ekkart Jahrbuch, 1969
- 11 Dold Julia : Geschichte der Bildenden Künstler in Bernau, Kreisjahrbuch 1995 Waldshut
- 12 Dressler W. O.: Kunsthandbuch Berlin, 1930
- 13 Duffner F.: Führer durch die Heidelberger Stadthalle, 1903
- 15 Feuerstein Dr. H.: Verzeichnis der Gemälde der F. F. Sammlungen Donaueschingen; 4. Ausgabe
- 16 Huber E.: Kunst und kulturelles Leben in Der Schwarzwald-Baar-Kreis, 1977
- 18 Matt-Willmatt H.: Ein hartes Künstlerleben auf dem Hotzenwald; Der Waldshuter Erzähler Nr. 35, 1992
- 19 Mülfahrt L.: Kleines Lexikon Karlsruher Maler, 1987
- 20 Oechelhäuser v. A.: Festchronik 1854–1904 der Großherzoglichen Badischen Akademie der Künste 1904
- 21 Riedel Dr. B.: Karl Bartels, Dokumentation zur Gedächtnisausstellung zum 50. Todestag im Hans-Thoma-Museum in Bernau, 1994
- 22 Riedel Dr. B.: Karl Bartels in Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Band 38 1995
- 23 Schweers H. F.: Gemälde in deutschen Museen 1991
- 24 Spiegelhalter O.: Bibliothek O. Spiegelhalter, Stadtarchiv Villingen
- 25 Zoller A.: Karl Merz, Ausstellungskatalog z. 100. Geburtstag, Donaueschingen 1990
- 26 Zoller A.: Guido Schreiber, Ausstellungskatalog der Stadt Donaueschingen 1994
- 27 Zeitungskritiken (datiert) im Schwarzwälder Boten, Villingener Volksblatt, Donaueschinger Tagblatt, Freiburger Zeitung
- 28 Zeitungskritiken (undatiert)
- 29 Persönliche Daten und Mitteilungen

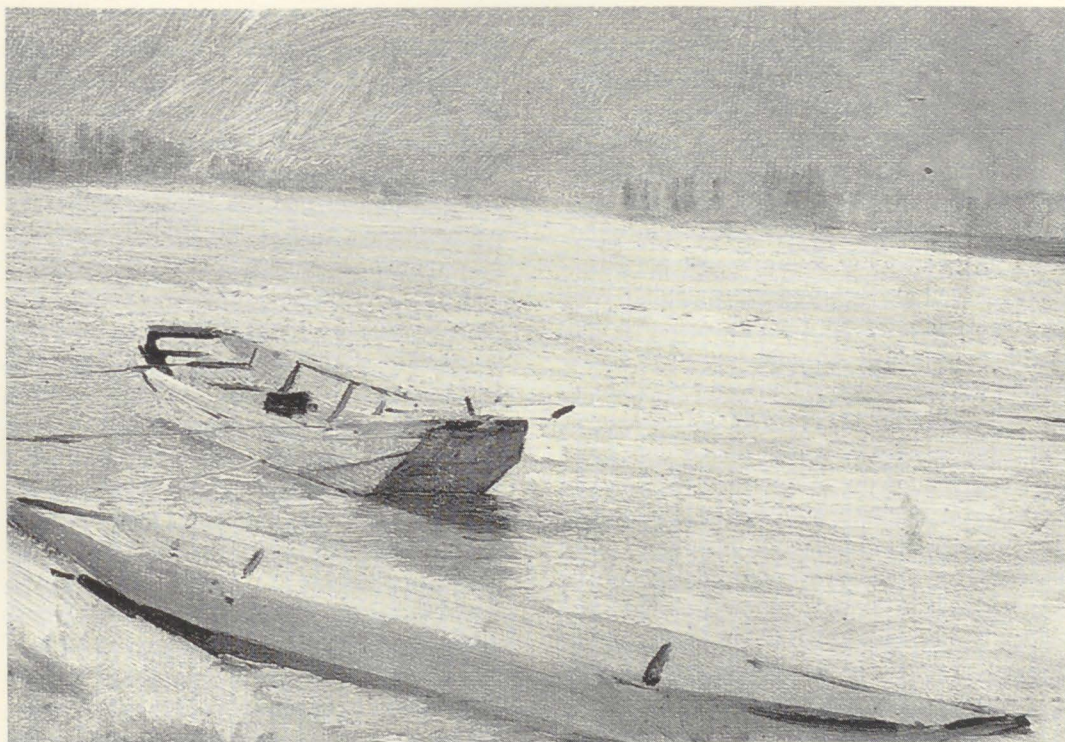
Anschrift des Verfassers:  
Dr. Bernd Riedel  
Wietreie 6  
22359 Hamburg

# Ausstellung mit Bildern von Lothar von Seebach (1853—1930)

4.–27. Mai 1996 in Gengenbach

Frau Brigitte Wilke, Dolmetscherin und Übersetzerin, aus Gengenbach, darf man das Verdienst anrechnen, einen fast vergessenen Maler, eben Lothar von Seebach, aus eigener Initiative im badischen Raum wieder ins Gedächtnis gerufen zu haben: sie hat vom 4.–27. Mai 1996 im „Museum Haus Löwenberg“, in dem alles an Ernst Otto Sutter erinnert, in der Stadt Gengenbach Ausschnitte aus dem Werk des Malers Lothar von Seebach – es waren an die sechzig Exponate – in dafür fast

idealen Räumen mit guten Lichtverhältnissen präsentiert, dazu hat Brigitte Wilke einen sehr kenntnisreichen und gediegen aufgemachten Katalog vorgelegt, der fast einem Kompendium des Lebens und Werkes dieses Künstlers gleichkommt, worin fast alles Wissenswerte über beide Bereiche aufgenommen ist. Für die Organisation dieser Ausstellung war es sicherlich nicht leicht, sich die Bilder alle zur Ausstellung zu beschaffen. Um so mehr dürfen wir mit Staunen zur Kenntnis nehmen, daß es Brigitte



*Nachen am Rhein*



*Rhein-Rhone-Kanal*

Wilke gelungen ist, eine gute Übersicht über das Werk dieses Malers zusammenzustellen und diese abgerundete Einführung mit der Einschätzung und Situierung des umfangreichen Œuvres eines Mannes zu geben, der in seiner Zeit sehr bekannt und geschätzt war. Diese Ausstellung in Gengenbach steht unter dem Stichwort: „Ein Impressionist am Oberrhein“, womit die Richtung auf eindeutige Weise aufgezeigt wird. In der Retrospektive und mit dem zeitlichen Abstand und auch unter Berücksichtigung der seitherigen Entwicklung auf dem Gebiet der Malerei mag uns jetzt sogar eine bessere Übersicht beschieden und auch die Einschätzung des malerischen Werkes von Lothar von Seebach klarer sein. Persönlich darf hier der Berichterstatter hinzufügen, daß er der Person und dem Werk des Malers Lothar von Seebach in jungen Jahren zwischen den beiden Weltkriegen im Elsaß kurz begegnet ist und daß er noch eine Erinnerung hat, die jetzt in der Ausstellung aufgefrischt worden ist.

Nach dem 2. Weltkrieg wurden im badi-schen Raum – und das gilt auch für die Bun-

desrepublik Deutschland – keine Bilder mehr von Lothar von Seebach öffentlich gezeigt. Wie soll ein Maler in Erinnerung bleiben, wenn man seine Bilder nicht sehen kann? Abgesehen von ein paar lesenswerten Artikeln in Zeitungen der Ortenau und des Hanauerlandes, die auf bestimmte Anlässe des Künstlers hinweisen, konnten wir nur einen Aufsatz zum Menschen und zum Werk Lothar von Seebachs in unserem näheren Raum ausmachen, und dieser stand im „Ekkhart-Jahrbuch 1963“ der „Badischen Heimat“ (S. 65–70). In einem „Gedenkblatt“ zu unserem Maler steht unter der Anspielung auf das Stichwort „bonne peinture“, mit dem man ihn charakterisieren könnte, aus der Feder von Werner Mollweide, Ludwigshafen am Bodensee, einem Schüler des Meisters im Elsaß, die Passage: „... es läßt sich voraussagen, daß der Marktwert Seebachscher Werke enorm steigen wird, wenn der Kunstmarkt ... nach Qualität fragt“. Diese Voraussage hat sich nicht erfüllt trotz aller Qualität des Werkes. Werner Mollweide hatte das im guten Glauben geschrieben, da er noch ganz unter dem Ein-



*Am Finkweiler in Straßburg*

druck des Meisters stand, den er noch so hoch einschätzte nach dem 2. Weltkrieg. Schon in der Zeit zwischen den zwei Weltkriegen ist Lothar von Seebach nur einmal bei einer Ausstellung im Badischen berücksichtigt worden, 1931 in Freiburg im Breisgau mit anderen elsässischen Malern zusammen. Vor 1918 hat man ihn dreimal in Baden-Baden gezeigt, hier auch mit anderen Künstlern aus dem Elsaß, Baden-Baden stand damals unmittelbar in Beziehung mit Straßburg, dazu ist ihm je einmal die Ehre in Berlin und München widerfahren, in München für sich allein. Ins Innere Frankreichs – nach Nancy und Paris – kamen Bilder von Lothar von Seebach auch in einer Sammelausstellung elsässischer Maler. Seine Ausstellungen haben sich weithin auf das Elsaß beschränkt – nur einmal stellte er in Metz in Lothringen aus. In punkto Ausstellungen war Lothar von Seebach sowie ziemlich zurückhaltend, es konnte sogar geschehen, daß er persönlich dazu gar nicht erschienen ist. Seine Bilder gingen zu seinen Lebzeiten so oder so an den Mann. Die doch karge Resonanz zu

Lothar von Seebach als Maler und Künstler im badischen Raum mag uns vielleicht verwunderlich vorkommen, ist dieser noch 1853 auf einem Gut bei Fessenbach in der Nähe von Gengenbach geboren und dort aufgewachsen, dazu ist er von der Mutterseite her authentischer Badener. Der Vater war als preußischer Offizier ins Großherzogtum gekommen, in dessen Dienst er dann getreten ist. Mit der Familie zog er später nach Bruchsal, Mannheim und Rastatt, in Rastatt legte er sein Abitur ab, um dann in der Residenz Karlsruhe auf der Kunstakademie in der Malerei sich ausbilden zu lassen, der er sich schon früh als Kind hingegen hatte. Durch die Professoren Keller und Riefstahl wird er aufs Erste stark beeinflusst. Dann aber zieht er Lothar von Seebach nach Straßburg, bald nach 1871, den Eltern folgend und dort auch seinen Militärdienst absolvierend. Das ist nun kein Bruch in seinem Leben, ganz im Gegenteil: im Elsaß und insbesondere in der Stadt Straßburg wird er für sein ganzes Leben heimisch werden, als Mensch und noch mehr als Maler. Das hat auch seine Bewandnis



*Die Ill am Finkweiler im Sommer*



*Baumallee*

in der Tatsache, daß das Geschlecht derer von Seebach im 17. Jahrhundert im Elsaß begütert war und damals mit den ersten Adelsgeschlechtern in Verwandtschaft steht. Das Geschlecht des Vaters zog dann nach Thüringen, von dort ins Preußische, um dann ins Badische überzusiedeln, von wo aus es wieder ins Elsaß zurückging. In Straßburg hatte Lothar von Seebach zuerst ein Atelier am Kleberplatz, um dann für ein halbes Jahrhundert sein Domizil mit dem Atelier zusammen im alten Torturm der Stadtbefestigung beim Spital aufzuschlagen. Dabei lebte er sich ganz in die Straßburger Künstler- und Malerwelt ein und integrierte sich auch ganz in die Tradition dieser Kreise. Sein Lebensmotto hat er in einem Satz ausgedrückt, der für ihn bezeichnend ist: „Es gibt nichts Schöneres auf der Welt als das Malen, es ist wunderbar.“ Ohne seine Herkunft zu leugnen, bediente er sich in diesem Maler- und Künstlerkreis oftmals der französischen Sprache, die er von klein auf beherrschte, was damals im Elsaß in den Volkskreisen nicht üblich war.

Bei der Ausstellung in Gengenbach konnten wir einem Mann begegnen, der Lothar von Seebach in seinem Haus und Atelier in Straßburg noch erlebt hat – er wohnte in seiner Nähe, dieser ist sogar von Lothar von Seebach gemalt worden. Der Ausgang aber des I. Weltkrieges brachte Lothar von Seebach manche Unannehmlichkeiten und Schikanen: mit Bitternis mußte er 1921 in sein Herkunftsland ziehen, ein solches Schicksal hatte er nicht verdient, zumal er als Mensch ganz unpolitisch war. Lothar von Seebach zog zuerst in seinen Geburtsort Fessenbach und daraufhin an den Bodensee, wo sein Schüler Werner Mollweide für ihn eine adäquate Landschaft für sein künstlerisches Wirken vermittelt hatte. Aber das alles konnte den Menschen und Künstler innerlich nicht befriedigen, seine Sehnsucht galt Straßburg. Dorthin 1923 zurückgekehrt, konnte er aber am alten Schaffensort die alte Schaffenskraft nicht mehr ganz finden. 1930 ist Lothar von Seebach in Straßburg gestorben. Der Berichterstatter weiß noch darum, wie er damals im Elsaß betrauert wurde –, er ist auf

dem Friedhof von Offenburg im Familiengrab beigesetzt worden. Im Schicksal von Lothar von Seebach äußert sich etwas von der Tragik des Menschen aus dem Elsaß, des Menschen, der sich dort daheim fühlt, aber in der Spannung zweier Welten steht, obwohl er sich geistig mit der Kunst der ganzen Welt verbunden weiß und darin seine Aufgabe sieht.

Lothar von Seebach war zu seiner Zeit ein sehr fruchtbarer Maler, seine Bilder konnte er vor allem im Elsaß, zumeist in bürgerlichen Kreisen, absetzen, es gehörte damals zum guten Ton im Lande einen Seebach zu eigen zu haben. Viele von diesen Bildern hängen heute noch in vielen Privathäusern im Elsaß und sind zumeist nicht erfaßt.

Andere Bilder sind auch unauffindbar, verlorengegangen durch die Bombardierungen Straßburgs 1944, aber auch durch einen Brand nach dem 2. Weltkrieg im ehemaligen Atelier, wo viele Bilder gestapelt lagen. In elsässischen Organen und Publikationen ist in den Jahrzehnten nach dem 2. Weltkrieg einiges zu Lothar von Seebach als Maler veröffentlicht worden, dort ist er auch nicht vergessen. Man sieht in ihm den elsässischen Maler par excellence, dort hatte er auch Schüler, von denen einige in der Mitte des 20. Jahrhunderts einen guten Namen hatten – es seien nur genannt Lucien Haffen und Hans Martin. In Museen und Galerien kann man Werke von Lothar von Seebach im Elsaß (Straßburg, Hagenau) vorfinden, auch in beschränkter Anzahl in Deutschland (Karlsruhe, Berlin) und kaum im Inneren Frankreichs. Man hat auch schon darüber nachgedacht, im Elsaß ein Museum für ihn einzurichten, könnte die Ausstellung in Gengenbach nicht dafür einen Anstoß geben? Straßburg wäre dafür der geeignete Ort. Nebenbei: diese Ausstellung von Gengenbach, soll demnächst auch in Straßburg gezeigt werden, die meisten Exponate, die Frau Wilke zusammengetragen hat, kommen ja aus dem Elsaß. Und es war auch wieder nicht verwunderlich, daß ein Großteil der Besucher in Gengenbach aus dem Elsaß, namentlich aus Straßburg gekommen ist. Das gilt auf jeden Fall; mit der Ausstellung in der Geburtslandschaft Lothar von Seebachs, erfolgte hier eine internationale Öffnung. Daß solche Internationalität sich etabliert in dieser Gegend, ist für die Zukunft

verheißungsvoll, den Weg dazu kann der Maler Lothar von Seebach weisen, der auf seine Art die Verbindung diesseits und jenseits des Rheins herstellt, auch wenn wir bei unserem Meister Sujets erkennen, die typisch elsässischer Provenienz sind und wir dazu feststellen müssen, daß er zu seinen Lebzeiten förmlich am Elsaß und an Straßburg klebte – außer der Gegend des Oberrheins hielt er sich kaum in der Fremde auf: er war wohl zweimal in Paris, dann noch in der Normandie und dort am Meer, dann kurz vor dem 1. Weltkrieg noch in der Schweizer Bergwelt. Aber Bodenständigkeit schließt doch die Weite in der Kunst nicht aus, was beides zusammen die persönliche Note unseres Malers ausmacht.

An die sechzig Exponate aus dem Schaffen des Meisters konnte man in Gengenbach sehen, demnach nur ein Bruchteil des Gesamtwerks. Darauf müssen wir uns beschränken, wobei wir aber daraus doch zu ahnen meinen, was als geistige Einstellung hinter der Malkunst von Lothar von Seebach steckt, wie er sich mit dem, was er malte und wie er es malte, auseinandergesetzt hat, wie er damit Zwiesprache gehalten hat und wie der Prozeß des Malens bei ihm verlaufen ist. Darum wäre es wohl hilfreich gewesen, wenn wir die Skizzen, die Lothar von Seebach auf seine Bilder hin angefertigt hat, hätten auch sehen können. Beim Thematischen in der Darbietung der Exponate gab es auch keine Gruppierung und keine chronologische Anordnung – es ist anzunehmen, daß das Absicht von Frau Wilke war. So war es dem Betrachter aufgegeben, sich selber einen Eindruck von der Ausstellung zu machen, was wieder den Vorteil hatte, daß man dem Künstler als Ganzes begegnete.

In der Ausstellung in Gengenbach waren vor allem Ölbilder, auf Leinwand gemalt, dann, vereinzelt nur, kolorierte Bleistiftzeichnungen, aquarellierte Kohlezeichnungen und Pastellmalerei, alles in solider Ausführung, zu sehen, denn Lothar von Seebach beherrschte souverän das Handwerkliche und Technische des Malens von Grund auf. Beeindruckend war beim Gang durch die hellen, hohen Räume die Vielfalt in den gezeigten Bildern, seien es nun Stilleben oder Genrebilder, Landschaften oder Gruppenbilder. Lothar von Seebach, dem man im Elsaß auch den Namen „Bluememohler“





*Mädchen im Tulpenfeld, 1911.*

gegeben hat, hat viele Arten von Blumen, oftmals mit den Vasen zusammen, gemalt, außerdem Tierbilder und hier wieder Pferde, unter ihnen auch schwere Treidelpferde – Fluß und Kanal sind ja nicht weit, auch Jagdszenen hat er aufs Bild gebannt. Und dann sind es Landschaftsbilder, die herausragen bei dieser Ausstellung. Es sind Bilder aus der Rheingegend, die die Motive liefert: Rheinauen, Rheinhafen, der Fluß als solcher, dann Baumalleen, die den Charakter der Rheinebene wiederspiegeln. Es gibt bei den Exponaten auch Bilder vom Meer (Normandie) und von einer Felsschlucht (Schweiz). Ein Bild zur Bibel und eines zur Mythologie haben sich auch dahin verirrt. Die Schwarzwaldlandschaft ist vertreten, nicht aber die der Vogesen, man spürt in der Wiedergabe der Bildmotive die Auseinandersetzung mit der jeweiligen Landschaft, so daß man sagen kann: diese Landschaft lebt.

Da Lothar von Seebach mitten in der Altstadt von Straßburg Domizil und Atelier hatte, konnte es nicht ausbleiben, daß er Ensembles von dort malte, von seinem Turmzimmer aus hatte er einen guten Blick auf das Münster, auf die Ill und auf das Finkweiler. Aber dann hat Lothar von Seebach auch viele Menschen gemalt, Frauen und immer wieder Frauen, einzeln, als Aktstudie, und dann auch Menschen in Gruppen. Hierin ist er besonders originell, malt er doch auch Handwerker, die es heute nicht mehr gibt – so werden seine Bilder Zeitdokumente – die Waschfrau kommt vor, dabei nicht nur Honoratioren, sondern viele der Unterprivilegierten: Kohlenträger, Straßenkehrer, Streikposten. Unter den Handwerkern malt er Steinmetze und dazu gleich eine Bildhauerwerkstatt, dann gibt es Bauern bei der Arbeit und Menschen im Abteil vierter Klasse eines Zuges von damals in der Ausstellung zu sehen. Alles ist atmosphärisch gut getroffen. Hierbei erkennen wir einen Zug, der bei Lothar von Seebach überrascht: sein Eingehen auf die Schwachen bei seinen Motiven. Das zeigt wieder die Vielseitigkeit, aber auch die Fähigkeit der Vielgestaltigkeit bei unserem Meister.

Kann man Lothar von Seebach nun aber in die Kategorie der Impressionisten einreihen, wie wir sie kennen, wie es im Untertitel des Kataloges der Ausstellung zum Ausdruck kommt, wenn es dort heißt: „Ein Impressionist

am Oberrhein“? Lothar von Seebach so zu bezeichnen, ist nicht unangebracht, vor allem dann nicht, wenn wir den Wortsinn von „Impression“ wortwörtlich nehmen und wenn wir den Impressionismus als das Bemühen beim Malen ansehen, den optischen Eindruck beim Objekt in seiner Augenblickhaftigkeit festzuhalten. So können wir diese Bezeichnung auf Lothar von Seebach anwenden und dann von einem „Impressionismus à la Lothar von Seebach“ sprechen, er ist der Vertreter des Impressionismus, der geprägt ist von der Art des Oberrheins, speziell des damaligen Straßburg. Zum Impressionismus können wir ihn auch noch rechnen, wenn wir bei den Bildern Lothar von Seebachs den Duft des Atmosphärischen in den Darstellungen ausmachen, was ganz besonders für die Bilder, die man in Gengenbach sehen konnte, zutrifft.

Dazu wäre bei unserem Maler hervorzuheben die Harmonie der Formen und der Fläche, aber auch und ganz besonders der Wohlklang der Farben, was sich auch niederschlägt im Verhältnis von hell und dunkel auf den Bildern, außerdem die Genauigkeit der zeichnerischen Elemente, auf die der Maler großen Wert legte, und auf das Lineare, das uns bei den aquarellierten Kohlezeichnungen begegnet, es liegt ihm auch am Herzen die Konzentration bei der Personendarstellung, bei der jeweiligen Figur oder Gruppe mit dem Verzicht auf die Ausgestaltung der Umgebung: so trifft er auch das Wesentliche des Stimmungsgehaltes, Gefühl und Gedanken sind dabei eine Einheit geworden. Außerdem fallen noch auf die scharf geschnittenen Konturen beim Menschen und bei den Gegenständen, die der Maler ausführt. So werden dann auch deutlich die Weiträumigkeit bei der Darstellung einer Landschaft und die Eigenwilligkeit der Menschen und der Gruppen, auf diese Weise begegnen sich bei Lothar von Seebach Realismus und Impressionismus. Man könnte das alles als den persönlichen Stil von Lothar von Seebach bezeichnen. Daß man aus allen diesen Gründen und von diesen Beobachtungen her mit einer echten Freude diese Ausstellung im Hause Löwenberg in Gengenbach verläßt, ergibt sich als selbstverständliche Zugabe. Das alles zusammengenommen läßt auch verstehen, warum Lothar von Seebach in seiner Zeit und auch noch lange nachher so



*Marktszene, um 1900*

geschätzt war in Künstlerkreisen und auch noch lange nachher im Volk.

Es ist lobenswert, daß Frau Brigitte Wilke Lothar von Seebach diesseits des Rheins mit dieser Ausstellung wieder aus dem Dornröschenschlaf herausgeholt hat. Zur Tradition aus dem Elsaß, zu der von Straßburg namentlich, aber noch mehr zu einer geistig hochstehenden Malerpersönlichkeit aus dieser Zeit, wird so eine Brücke geschlagen. Für uns diesseits des Rheins, auch für die Heimatlandschaft, in der der Maler Lothar von Seebach seine Wurzeln hat, die aber erst richtig im Elsaß und hier besonders in Straßburg sich entfalten konnten, ist es eine geradezu notwendige Erinnerung daran, daß gerade diese Epoche, in der Lothar von Seebach wirkte, vor dem 1. Weltkrieg und zwischen den beiden Weltkriegen, eine große künstlerische Epoche, insbesondere für den Bereich der Malerei, im Elsaß, besonders in

Straßburg, gewesen ist und das durch einen Maler, der aus dem Badischen stammt. Darauf aufmerksam gemacht zu werden, ist in einer Zeit, in der viel Neues auf dem Gebiet der Kunst und auch gerade der Malerei ausprobiert wird, vonnöten. Aber auch dafür sorgte diese Ausstellung, daß man im Elsaß selbst und im Raum des Oberrheins, diese geistige und künstlerische Epoche nicht vergessen sollte. So kann diese Ausstellung in Gengenbach auch wieder ins Bewußtsein bringen, daß der Raum des Oberrheins eine starke Zusammengehörigkeit sein eigen nannte. Sollte das uns nicht Verpflichtung sein?!

Anschrift des Autors:  
Michael Ertz  
Reuchlinstraße 14f  
75015 Bretten

# Die beiden „Kauernden Mädchen“ des Bildhauers Richard Engelmann

Zum Original im Garten der von Henry van de Velde erbauten Villa  
Schulenburg in Gera und dessen Freiburger Replik

Im Innenhof der Freiburger Alten Universität gelangte 1994 eine Bronzefigur von Richard Engelmann zur Aufstellung, die bislang dort recht unbeachtet verblieb, obgleich ihr im Œuvre des Bildhauers ein überaus bedeutender Stellenwert beizumessen ist<sup>1</sup>.

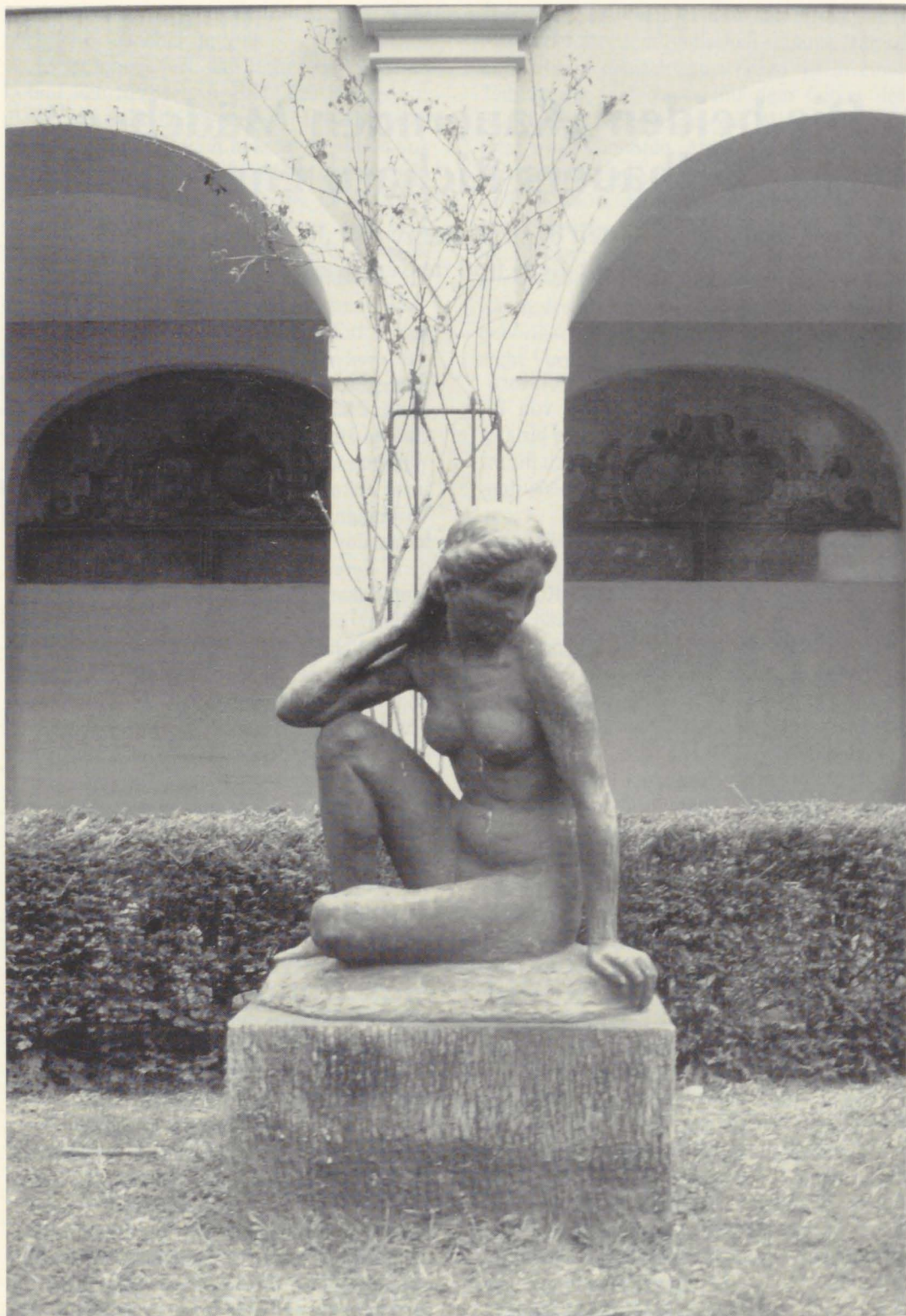
Anfang der 50er Jahre hatte der Freiburger Forstwissenschaftler Gerhard Mitscherlich die Plastik „Kauerndes Mädchen“ vom Künstler erworben und sie später der Universität Freiburg gestiftet<sup>2</sup>. So fand diese, eingefaßt von einer niedrig gehaltenen, karreeförmigen Hekke vor der Folie der Arkaden einen neuen, angemessenen Platz im Hof des alten Universitätsgebäudes.

Ihr Schöpfer, der Bildhauer Richard Engelmann (1868–1966), lebte und arbeitete seit 1937 in Kirchzarten. Vormalig als Professor an der Weimarer Hochschule für bildende Kunst tätig<sup>3</sup>, erreichte ihn 1930 das Kündigungsschreiben des damals amtierenden, deutsch-national gesonnenen Akademiedirektors Paul Schultze-Naumburg. Als Jude verfemt und mißachtet, nahmen die Repressalien gegen Engelmann Mitte der 30er Jahre unerträgliche und lebensbedrohliche Ausmaße an<sup>4</sup>. So verließ der Künstler mit seinen Angehörigen Thüringen fluchtartig und übersiedelte mit Hilfe von Freunden in den kleinen Ort im Schwarzwald. Im Zuge der Rehabilitierung wurde Engelmann nach dem Krieg von der Stadt Freiburg mit einigen größeren öffentlichen Aufträgen bedacht, wenngleich man in bestimmten Kreisen noch immer Vorbehalte gegenüber seiner „jüdischen Kunst“ hegte<sup>5</sup>. Engelmanns Werke gelangten nun auch innerhalb privater Räumlichkeiten und Grundstücke wieder zur Aufstel-

lung. So schmückte beispielsweise das „Kauernde Mädchen“ seit 1953 den Garten des Hauses Mitscherlich.

Doch die gleiche Figur verschönerte zu jener Zeit auch die Außenanlage einer Villa in Thüringen, wenngleich die einstigen Wohngebäude dort nicht mehr als solche genutzt wurden<sup>6</sup>. Bereits 1913 hatte der Geraer Textilwarenfabrikant Paul Schulenburg den damals in Weimar tätigen, belgischen Künstler Henry van de Velde mit dem Bau seines Eigenheimes beauftragt. Der Industrielle hatte einen Architekten verpflichtet, welcher der aufwendigen künstlerischen Gestaltung privater Wohnhäuser besondere Bedeutung beimaß. Außenbau und Innenraum sollten aus Zeugnisse eines Geistes wirken und somit eine damals neue Form der Wohnkultur dokumentieren<sup>7</sup>.

Die nach den Plänen des Belgiers gestaltete Wohnanlage am westlichen Stadtrand von Gera umfaßt einen zweigeschossigen Hauptbau und ein diesem verbundenes Nebengebäude.<sup>8</sup> Entlang der das Grundstück nach Westen begrenzenden Achse verläuft eine in rotem Ziegel gehaltene Pergola, die ihren Anfang gegenüber dem polygonalen Erker des einstigen Speisezimmers der Schulenburgs nimmt<sup>9</sup>. Vom nördlichen Teil derselben überdacht, befindet sich an dieser Stelle ein kunstvoll gestalteter Brunnen, den die Figur des „Kauernden Mädchens“ bekrönt.<sup>10</sup> Wie die Abbildung zeigt, sind schon im Rahmen der in sich geschlossen wirkenden Brunnenanlage Architektur und Skulptur harmonisch aufeinander abgestimmt. Den in Sandstein gehaltenen Brunnen van de Veldes kennzeichnet eine optimale Ausgewogenheit in der Anordnung einfachster architektonischer Ele-



R. Engelmann, *Kauerndes Mädchen*, Bronze 1958. Hof der Alten Universität Freiburg



*R. Engelmann, Kauerndes Mädchen, Bronze 1958. Garten Mitscherlich, Freiburg*



Villa Schulenburg, Gera. (Aufnahme 1995)

mente. So sind die seitlichen Glieder der Bekeneinfassung und vor allem jene der Brunnenrückwand ihrer Form und ihrem Gefüge nach wirkungsvoll auf ein Zentrum ausgerichtet. Dadurch wird der Blick des Betrachters vom mittleren, vorgezogenen Teil der Umrandung über das leicht gewölbte Hauptfeld der Sandsteinwand direkt zur brunnenschmückenden Figur geleitet, die von der planen Fläche des rückseitigen Mauerabschlusses hinterfangen wird.

Die Brunnenanlage ist als Bestandteil des Wohnensembles Schulenburg in denselben Baumaterialien ausgeführt, die sowohl für Pergola und Grundstückseinfriedung als auch für Haupt- und Nebengebäude Verwendung fanden. Wie für das Äußere der Bauten ist der Farbklang Rot-Gelb des Back- und Sandsteins ebenso für die optische Erscheinung des Brunnens bestimmend.

Wesentlich im Hinblick auf van de Veldes Vorstellungen bezüglich des Zusammenwirkens von Wohnarchitektur und Freiplastik erscheint die formale Anordnung der skulpturbe-

krönten Brunnenanlage innerhalb des Anwesens Schulenburg. In Verlängerung der mittleren Raumflucht des Erdgeschosses befindlich, markiert sie den Endpunkt der zentralen Achse des Hauptgebäudes im Freien. Bedingt durch die Plazierung gegenüber der Fensterfront des Speisezimmers trugen sowohl der Brunnen als auch die von ihm getragene Skulptur direkt dazu bei, die Alltagsatmosphäre der einstigen Hausbesitzer zu verschönern<sup>11</sup>. So konnten sich die Schulenburgs nicht nur im Garten, sondern auch vom Wohngebäude aus am Anblick der harmonisch gestalteten Anlage und ihrer ebenso besinnlich wirkenden Figur erfreuen.

Die in Kalkstein ausgeführte, nahezu lebensgroße Figur stellt ein unbekleidetes Mädchen dar. Am oberen Rande des Brunnens kauern, hält es den Kopf ein wenig geneigt und scheint sich im Spiegel des Wassers zu betrachten. Wie aus scheuer Verlegenheit führt es dabei die rechte Hand an den Hinterkopf, vielleicht, um die Haare zu ordnen. Bezüglich der Armhaltung wiederholte Engelmann hier





Garten der Villa Schulenburg, Gera (Arch. H. v. d. Velde), Brunnenberg, „Kauernde“ von Richard Engelmann vor 1920 nach 1915 (Villa erbaut)

Bildarchiv Foto Marburg Archivnummer 619.463

ein Motiv, welches bereits das 1906 entstandene und ebenfalls als Brunnenfigur konzipierte „Mädchen mit Schwamm“ aufweist. Als „Flora“ bezeichnet, fand dieses Werk 1949 Aufstellung auf dem Freiburger Aschoffplatz. Zaghaft lächelnd nimmt das Mädchen sein eigenes Spiegelbild wahr und ist ganz in diesen Anblick vertieft. Im Aufbau der sorgfältig ausponderierten Figur sowie in der Darstellung der Haartracht des „Kauernden Mädchens“ manifestiert sich die Vorliebe des Bildhauers für spätantike Skulpturen ähnlichen Charakters. Wenn auch in der Wiedergabe der Beinhaltung an Aristide Maillols „La Méditerranée“ erinnernd, ist doch Engelmanns „Kauerndes Mädchen“ im Gegensatz zur Figur des Franzosen von einer offenen Körperhaltung geprägt. Die verhaltene Drehung des vom linken Arm gestützten Oberkörpers nach vorn mag dies verdeutlichen. Nur so ist die imaginäre Blickachse der zudem sehr schlanken Mädchengestalt in den Spiegel des Wassers nachvollziehbar.

Der Vorgang stiller Selbstbetrachtung und des „In-sich-Versunkenseins“ wird hier optisch

effektiv in Szene gesetzt, welcher die einstigen Hausbesitzer vom Erker ihres Speisezimmers aus beiwohnen konnten. Figur und Brunnen ergänzen sind hierbei ihrer räumlichen Anordnung nach ausgezeichnet. Plastik und Architektur bestimmen gleichermaßen das „Geschehen“, wobei der Brunnen als Kulisse dient, vor der die Steinfigur als „handelnde“ Gestalt fungiert.

Die ohnehin schon ruhige und besinnliche Stimmung, welche von der Figur ausgeht, mag einst zusätzlich noch das sanfte Rinnen des Brunnenwassers unterstrichen haben. Über ein an der einfassenden Backsteinmauer rückwärtig angebrachtes Rohrsystem wurde das Wasser nach oben gepumpt, um dann aus den Öffnungen der hinteren, vertikal überstehenden Sandsteinplatte des Brunnens herauszutreten und entlang der beiden Ablaufrinnen, die das Hauptfeld der Brunnenwand rahmen, wieder in das Becken hinabzuzuließen.

Es ist anzunehmen, daß der Auftrag des Bauherren Schulenburg über die brunnen-



Brunnenanlage im Garten der Villa Schulenburg, Gera. (Aufnahme vor 1920)

Foto Marburg

schmückende Skulptur sowohl durch van de Velde angeregt als auch um 1913/14 durch diesen an Engelmann vermittelt wurde<sup>12</sup>. Da Engelmann in traditioneller Punktieretechnik arbeitete, blieb ihm das Gipsmodell des „Kauernden Mädchens“<sup>13</sup> erhalten. Das fragile Werk überstand den Umzug des Bildhauers nach Kirchzarten unbeschadet, so daß es dem Künstler 1958 möglich war, eine Bronzereplik der bereits 1913/14 geschaffenen Figur durch die Münchner Gießerei Mayr für Gerhard Mitscherlich fertigen zu lassen.

Dennoch läßt sich zweifelsohne feststellen, daß die Brunnenanlage in Gera den idealeren, weil auf Wirkung und Einbindung innerhalb eines architektonischen Gefüges genau abgestimmten Standort der ohnehin für diesen konzipierten Figur darstellt. Das von van de Velde intendierte, kommunikative Zusammenwirken von Wohnarchitektur und Skulptur muß in Freiburg freilich unberücksichtigt bleiben. Allerdings bildet auch hier der Hof der alten Universität einen würdigen architektonischen Rahmen, innerhalb dessen die schlichte Schön-

heit der in Bronze ausgeführten Plastik für den Betrachter erlebbar wird.

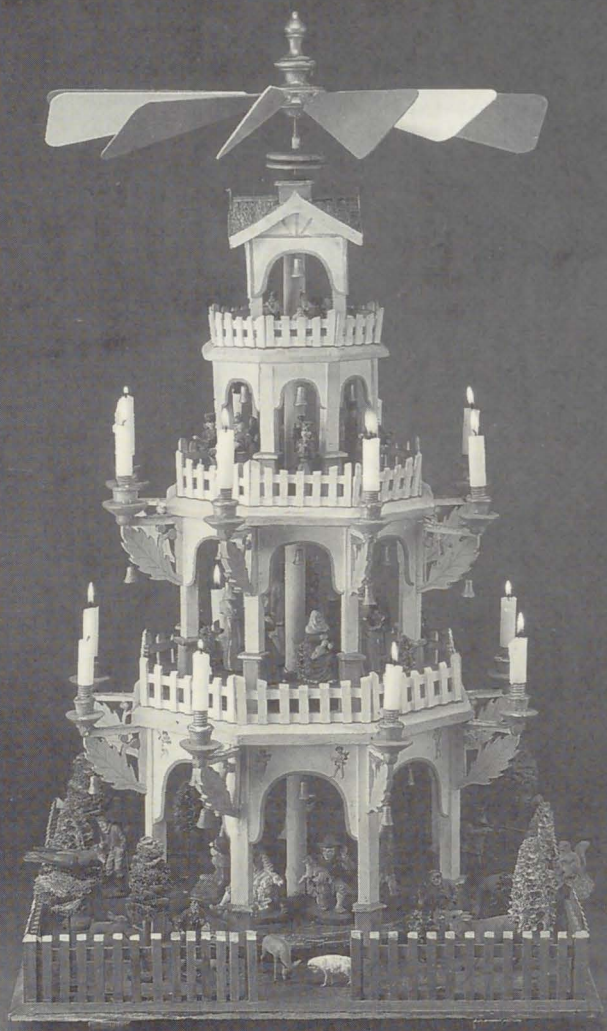
#### Anmerkungen

- 1 „... Im Innenhof der Alten Universität an der Bertoldstraße ist jetzt die etwa ein Meter hohe Bronzefigur eines sitzenden Mädchens aufgestellt worden, die der 1966 verstorbene Bildhauer Richard Engelmann geschaffen hat...“ = Badische Zeitung vom 22. 10. 1994.
- 2 „... Das Kunstwerk ist ein Geschenk des früheren Rektors der Albert-Ludwigs-Universität, Professor Mitscherlich...“, ebd. Die 85 cm hohe Bronzeplastik ist vorne links auf der Plinthe bezeichnet: Richard Engelmann 1957. Sie wird von einem besetzten Sockel aus rotem Sandstein (38 × 73 × 51,5 cm) getragen.
- 3 Engelmann hatte den Ruf als Leiter der Bildhauerabteilung der Weimarer Kunsthochschule 1913 angenommen. Zuvor war er mehrere Jahre in Berlin tätig gewesen und hatte dort seine eigentlichen Hauptwerke geschaffen.

- 4 Seit 1935 war Engelmann offiziell mit Berufsverbot belegt worden, nachdem man ihn in Weimar schon vorher gehindert hatte, künstlerisch wie erzieherisch tätig zu sein, siehe hierzu auch Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Thü. Volksbildungsministerium C, Personalakte Engelmann
- 5 Man beachte die um den Freiburger Marienbrunnen (1954) geführten Diskussionen, insbesondere der damalige Stadtrat Schneller (FWG) hielt Engelmann „... als außerhalb der katholischen Kirche stehend ...“ nicht für die Ausführung einer Madonnenfigur geeignet. Vgl. auch Stadtarchiv Freiburg, C5/4551, Heft 1.
- 6 Nachdem bereits durch den 1936 erfolgten Umbau die innenräumliche Situation durch Entfernung der Haupttreppe verändert und entstellt wurde, waren die Häuser seit 1950 als Internat und Unterrichtsgebäude der Medizinischen Fachschule Gera eingerichtet und genutzt worden. Anfang der 90er Jahre wurde die Schule geschlossen. Seitdem ist die einstige Wohnanlage jeglicher Art von Zerstörung preisgegeben.
- 7 Zu van de Veldes Programm siehe bes. Schulte/Sembach (Hrsg.), Henry van de Velde. Ein europäischer Künstler seiner Zeit. Ausst.-Kat., Köln 1992.
- 8 Ausführliche Beschreibung und Wertung im Vergleich zu anderen Bauten van de Veldes bei Rüdiger, U., Das Haus Schulenburg und seine Gartenanlage in Gera, unveröffentlichtes Manuskript, Denkmalamt Gera und Hüter, K.-H., Henry van de Velde. Sein Werk bis zum Ende seiner Tätigkeit in Deutschland. Berlin 1967. Die gesamte Anlage befindet sich momentan in einem völlig desolaten Zustand. Die gesamte Anlage befindet sich momentan in einem
- völlig desolaten Zustand und soll demnächst als Privatklinik umgebaut und genutzt werden.
- 9 Wie dem Lageplan des Wohnhauses zu entnehmen, ist die Pergola über eine breitere Pfeilerkonstruktion links- und rechtsseitig des Erkers mit dem Hauptgebäude verbunden. Auch diese war in Backstein ausgeführt worden.
- 10 Die Figur ist aus konservatorischen Gründen inzwischen eingelagert worden.
- 11 Im Rahmen des Raumprogrammes bürgerlicher Villen maß man seit Mitte des 19. Jahrhunderts dem Speisezimmer als „Treffpunkt der Familie“ und der damit verbundenen Ausgestaltung desselben besondere Bedeutung bei, siehe auch Hüter (1967), S. 154 und Brönnner, W., die bürgerliche Villa in Deutschland von 1830–1890. Düsseldorf 1987, S. 30 ff. und 60 ff. Wohl auch vom Eßtisch aus einst durch die breite Fensterfront gut sichtbar, trug die Skulptur Engelmanns, wenn auch von außen, wesentlich zur Ausschmückung dieses Raumes bei.
- 12 Wie der Architekt der Geraer Villenanlage war auch der Bildhauer zu diesem Zeitpunkt in Weimar tätig. Beide Künstler standen in freundschaftlichem Verhältnis zueinander, bis van de Velde 1917 Weimar verließ.
- 13 1917 auf der Ausstellung der Berliner Sezession gezeigt, siehe hierzu: Die Kunst für Alle, XXXIII. Jg., 1917, S. 41 ff.

Anschrift der Autorin:  
 Silke Opitz  
 Liebigstraße 4 A  
 35037 Marburg

Weihnachtsträume im  
**Erzgebirge**  
Sammlung Martin  
Spielzeug Schmuck und Kunsthandwerk



Hatje

*Historisches Museum der Pfalz Speyer, Ausstellung vom 23. November 1996 bis 30. März 1997*

# Historischer Christbaumschmuck:

„Bäume leuchtend, Bäume blendend“ im Landesmuseum Karlsruhe

## CHAMISSO, WEIHNACHTSLIED

*„Kein Sternchen mehr funkelt,  
Tief nächtlich umdunkelt  
Lag Erde so bang.“*

## I. BÜRGERLICHE FESTKULTUR

Das Badische Landesmuseum Karlsruhe zeigt in der Zeit vom 9. November 1996 bis zum 23. Februar 1997 „historischen Christbaumschmuck“ unter dem Titel eines Verses von Goethe: „Bäume leuchtend, Bäume blendend“ (1821). Wie bei früheren Ausstellungen volkskundlicher Art lag die Erarbeitung bei Dr. Wolfram Metzger, Frau Dr. Jutta Tremmel-Endres hat ihn dabei unterstützt. Der reich bebilderte Katalog zur Ausstellung erschien bei der Info Verlagsgesellschaft Karlsruhe. Er ist mit einem grundsätzlichen Teil zum Thema und einem Bildteil mit Beiträgen zu den verschiedenen Epochen der Schmuckformen gestaltet. Wie schon bei früheren Ausstellungen kommt die Ausstellung „Historischer Christbaumschmuck“ drei Interessenfeldern entgegen: Einmal handelt es sich um eine volkskundliche oder kulturwissenschaftliche Aufarbeitung der Schmuckformen und der dabei verwendeten Materialien vom Biedermeier bis hin zum „Designer“- und „Ökobaum“ unserer Tage. Das soziokulturelle Umfeld und der industrielle Hintergrund des Christbaumschmucks wird an „Settings“ demonstriert, begleitet von einer Vielfalt von Bildmaterial aus den verschiedenen Epochen. Schließlich kommt die Ausstellung dem Informationsbedürfnis der Sammler von Christbaumschmuck entgegen.



Titelseite des Kataloges und Plakat des Landesmuseums „Historischer Christbaumschmuck“



„Chlausezög“ aus Appenzell (Weihnachtsbrauch in Europa, Sonderheft der Zeitschrift *Der Hochwächter*; Dez. 1959) Das aufgesetzte Tannenbäumchen ist neueren Datums und zeigt bereits den Übergang zum Weihnachtsbaum

Helmut Thoma hat deshalb auch im Katalog „Dem Sammeln von Christbaumschmuck“ ein eigenes Kapitel gewidmet (S. 43 ff.). Die Ausstellung läßt uns wieder einmal die Wahrheit von Hans Beltings Satz klar werden, nämlich, daß „wir eine bürgerliche Kultur verehren und keine bürgerliche Kultur mehr sind“. (Hans

Belting, *Das Ende der Kunstgeschichte*, 1995, S. 107). Mitten in der Postmoderne – sie ist als Alltagsgeschichte gut zwanzig Jahre alt – überkommt uns eine geheime Sehnsucht nach dem „bürgerlichen Zeitalter“, seinen Lebens- und Festformen. In einer Zeit, in der der Christbaum weitgehend seines symbolischen Gehaltes entkleidet ist, der Baum zu einem Ensembleteil einer designermäßig entworfenen Innenausstattung geworden ist, suchen wir in der Geschichte des Weihnachtsbaumes nach der verlorenen Symboldimension.

Wie sehr der Christbaum zu einem Ensembleteil geworden ist, läßt sich schon daran ablesen, daß er immer häufiger nach den zwei Festtagen schon aus der Wohnung hinausgeworfen wird (er blieb noch bis in die 50er Jahre hinein bis zum Dreikönigstag im Zimmer stehen). Bei aller Freude an der vielfältigen „bürgerlichen“ Ausgestaltung des Weihnachtsbaumes ist die volkskundliche Botschaft nicht aus den Augen zu verlieren nämlich, daß das Grün des Baumes und die später hinzugefügten Lichter aus einem lebensnotwendigen, weil unheilabwehrenden Brauchtum während der „Übergangszeit“ der Rauhnächte entstanden sind. Voraussetzung für das sinnlich-sinnenhafte Erleben des Lichterbaumes ist das ihn umgebende Dunkel. Das Dunkel (der Lateiner gebraucht den Plural „tenebrae“) kann die Ausstellung freilich nicht inszenieren. Aber bei allem Glanz des Baumbehangs ist das Dunkel mitzudenken.

Wie schwierig es ist, in einer Zeit der Lichterfülle das „Dunkel“ herzustellen, das zeigt das Gedicht

#### „Bei Kurzschluß“

Am Heiligen Abend löste eine verirrte Maus  
Im Elektrizitätswerk eine Kurzschluß aus.  
Lichter und Kerzen erloschen, Millionen  
Watt,

Plötzlich alles dunkel und still in der Stadt.  
Da auch die Radio- und Fernsehgeräte  
nicht gingen,

Mußte man „O du fröhliche“ selber singen;  
D. theol. Rösch mußte, ähnlich den Propheten,

Anstatt vom Blatt aus dem Herzen reden,  
Und irgendwo entzündete jemand ein Kerzenlicht

Und sagte zu seinem Kind: „Fürchte dich nicht!“

Im Gedicht wird das „Dunkel“ zufällig und durch einen technischen Defekt hergestellt. Die ursprüngliche Situation des Licht-Anzündens und der Vertreibung der Furcht muß künstlich „nachgestellt“ werden! Weihnachten – das ist die Botschaft des Gedichtes – ist in Umkehrung des ursprünglichen Sinnes – heute eigentlich mehr „Herstellung“ von Dunkel als Voraussetzung des Lichtelebnisses!

## II. „DIE GESCHICHTE DES CHRISTBAUMSCHMUCKS BEGINNT MIT EßBAREM“

Der Ausstellung ist es gelungen mit drei großen privaten Sammlungen (Gerad Ott, Margot Schach, Helmuth und Margarethe Thoma) „die Entwicklung des Christbaumschmucks“ in allen ihren Facetten und ihrer Entwicklung seit der Biedermeierzeit bis in unsere Tage darzustellen (Katalog S. 41). Außer dem Christbaumschmuck zeigt die Ausstellung alles, was sonst noch zum Christbaum gehört: Christbaumständer aus der Sammlung Hinrich Behning, Klemmkerzenhalter, Pendelleuchter, Christbaumspitzen, Rauschgoldengel und Gabentische mit den für die jeweilige Epoche charakteristischen Geschenken. Mit Äpfeln und Oblaten begann um 1600 die Geschichte des Baumbehangs. „Die Geschichte des Christbaumschmucks beginnt mit Eßbarem“, heißt es deshalb lapidar im Katalog (S. 59). Die Eßbarkeit des anfänglichen Schmucks leitet sich vielleicht von Neujahrsbräuchen her. Im Jahre 1520 schreibt Joh. Bohemus aus Aub in Franken, daß zur Neujahrsfeier „in Geschenkkörbchen vergoldete Äpfel“ versendet wurden (O. Lauffer, S. 23). Der Apfel bildet neben Lebkuchen auch heute noch ein Grundelement der Appenzeller „Chlausezüg“ oder bei Nikolaus, Weihnachtspyramiden und Weihnachtsgestellen. Der früheste Behang des Christbaums besteht aus Äpfeln, Lebkuchen, etwas später „Springerle“, Eßbarem, das nach dem Dreikönigstag „abgeblümt“, d. h. von Kindern „abgeputzt“ wurde. Die Ausstellung, die sich den

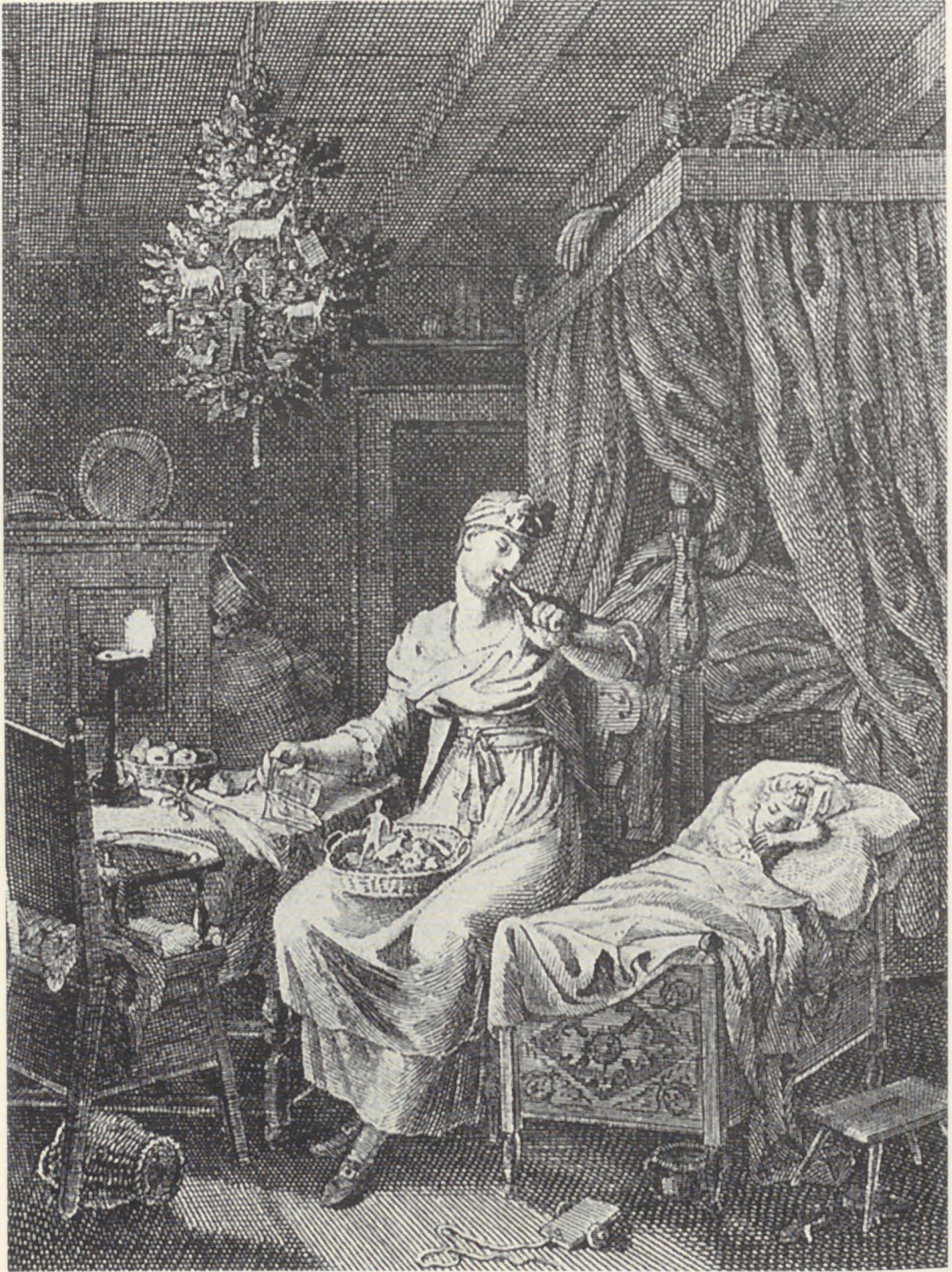


Daniel Chodowiecki (1726–1801). Titelkupfer zu dem Buch „Weihnachtsgeschenk für kleine Kinder, angenehme und lehrreiche Unterhaltungen“, Hamburg 1776

Schmuckformen des Weihnachtsbaumes widmet, verzichtet auf die Vorformen des Weihnachtsbaumes zu zeigen. Da sie aber volkshundlich wichtig und interessant sind, sollen sie hier kurz Erwähnung finden.

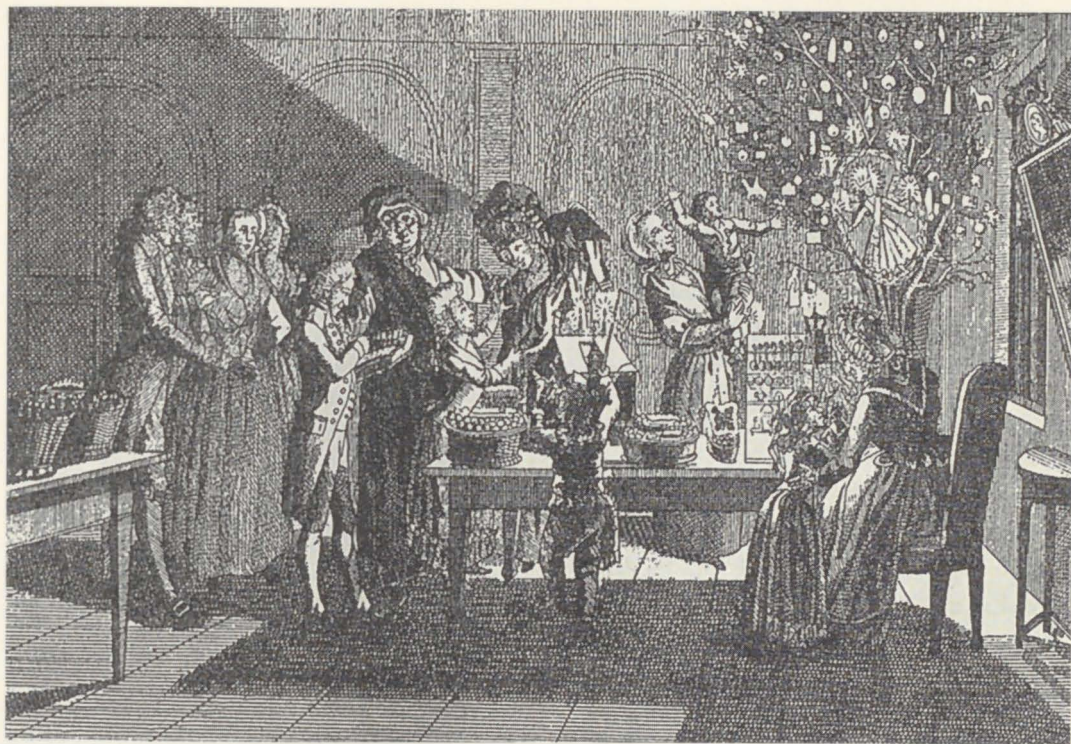
## II. VOM REIS ZUM AUFGEHÄNGTEN BAUM

Am Anfang des Weihnachtsbaumes stehen „grüne Zweige, Ruten, Reiser“ (W. Escher). Sie hatten in der Zeit der Rauhächte abwehrenden Charakter. Noch 1494 schreibt Sebastian Brandt: „Wer nit grien tannriss steckt in sin huß, der meint, er leb das jor nit us“. Das immerwährende Grün von Eibe, Buchs, Wachholder, Stechpalme, später wohl auch Tanne ist das sinnlich-symbolische Substrat des späteren Weihnachtsbaumes. Der entscheidende Schritt



Hängender Baum, 1826 „Die Mutter am Christabend“. Aus: J. P. Hebel: Alemannische Gedichte. 5. Ausgabe, 1826





Joseph Kelbier, *Das Christbescheerens, oder Der Fröhliche Morgen*

(Aus: Ulrich Riemerschmidt, *Weihnachten. Kult und Brauch – einst und jetzt*, 1962 S. 19)

zum Weihnachtsbaum wird erst getan, als „Weyhnachts Meyen“ in der Stube aufgehängt wurden. Davon spricht J. P. Hebel in seinen Alemannischen Gedichten: „Do hangt e Baum, nei lueg me doch un lueg“. Es vergehen wohl Jahrhunderte bis vom „Wintergrün“ die Entwicklung zum Weihnachtsreis, dann zum Schmuckbaum und zum Lichterbaum führt (Lauffer S. 17). Erst im 16. Jahrhundert hat sich wohl die Entwicklung zum stehenden Baum vollzogen. In der Waldordnung von Ammerschweier vom Jahre 1561 wird bestimmt, daß kein Bürger „uf Weihnachten mehr denn einen Meyen hawen soll“. Zur selben Zeit berichtet Liselotte von der Pfalz von dem Brauch, auf Tische Buchsbäumchen zu stellen und an jedem Zweig ein Kerzchen zu befestigen (1659). Sehr spät wird das Grün des Baumes mit einem anderen Element, der Kerze, dem Licht kombiniert. Beide Elemente haben sich wohl unabhängig voneinander entwickelt und gehören wohl auch verschiedenen Symbolkreisen an. Eine Verbindung mit dem Licht geht zunächst

nach den Quellen der Buchs und nicht der Tannenbaum ein. Ähnlich wie dem immerwährenden Grün wurde dem Licht der Kerze eine Kraft gegen drohende, schädigende Mächten zugeschrieben. So meint ein Autor um 1555: „Denn die kertzen han gar viel krefft, Man brauchts gar zu manchem geschefft. Brennens fürs wetter ungestüm, Widers gespenst und ungethüm“. Einem Tannenbaum, „bedeckt mit Lichtern“, begegnen wir in einem Reisebericht der Baronin von Oberkirch im Jahre 1785. Goethe berichtet im „Werther“ von einem „aufgeputzten Baum mit Wachslichern, Zuckerwerk und Äpfel“. Aber noch im Jahre 1776 sehen wir auf einem Kupferstich von Daniel Chodowiecki auf einem Gabentisch nur Kerzen, die eine Pyramide bilden. Lauffer hat wohl zu recht vermutet, daß es zwei Linien gab, die sich unabhängig voneinander entwickelten: „Wo die Entwicklung in erster Linie vom Wintergrün ausging, führte sie zum Weihnachtsreis, dann zum Schmuckbaum und endlich Lichterbaum. Im Osten und Norden aber



*Lichterengel aus dem Erzgebirge*

knüpft die Formgestaltung zunächst am Gebrauch des Lichtes an“ (Laufer, S. 17). Das Licht ohne Baum hat sich noch erhalten in den Lichterengeln und Weihnachtskronen des Erzgebirges.

Lange hat es gedauert, bis die Elemente immerwährendes Grün der Zweige und Licht zusammengeführt wurden. „Mehrere Glaubensvorstellungen und Einflüsse verschiedener Kulturgeschichten sind zusammengekommen: vorchristliche Schutzbräuche, magische Handlungen zur Gewinnung von Glück und Segen für die Zukunft“ (Escher). Sie haben schließlich den Lichterbaum hervorgebracht.

### DIE GLASKUGEL — EIN „SPÄTLING“

In der langen Geschichte des Weihnachtsbaumschmuckes ist die Christbaumkugel ein „Spätling“ (Stille). Das erste Angebot taucht im

Revolutionsjahr 1848 auf, und etwas später werden sie dann industriemäßig hergestellt. Der eßbare Christbaumschmuck bleibt zwar auch im 19. Jahrhundert bei ärmeren Familien die Regel, die bürgerlichen Familien wenden sich aber dem „glitzernden Schmuck“ der Glaskugeln (Stille) zu. Ausstellung und Katalog dokumentieren die Schmuckformen und Materialien: Dickwandige Farbglaskugeln aus Lauscha (Katalog S. 69), Gablonzer Glasperlenschmuck (Katalog S. 86/87), Christbaumschmuck mit leonischen Drähten (Katalog S. 90/91), Schmuck aus Dresdener Pappe, Watte- und Papiermascheschmuck (Katalog S. 121).

Der erste gläserne Christbaumschmuck — Früchte und Nüsse aus bemaltem Glas — hat aber zunächst mehr mit technischen und wirtschaftshistorischen Gründen zu tun als mit volkskundlichen. 1867 wurde in Lauscha eine private Gasanstalt eröffnet, die es ermöglichte, Glas vor der Flamme zu verarbeiten.

## V. DER ENTNADELTE UND „ENTBLÜMTE“ TANNENBAUM

Immerwährendes Grün und Licht sind beim konventionellen Weihnachtsbaum eine unlösliche Verbindung eingegangen. Vom Symbolgehalt der beiden ursprünglichen Elemente her gesehen – Abwehr und Hoffnung – eigentlich eine Verdoppelung, beide Symbole meinen dasselbe. Im Glitzern des Schmucks wird das Lichtelement weiter fortgeführt. I. Weber-Kellermann hat deshalb gemeint, daß „der grüne Baum mit seinem Lichterschmuck“ zu den „wenigen allgemeingültigen Symbolen“ gehöre. „Ein solches Zeichen bleibt unerschöpflich, es kann immer neu verstanden werden“ (Katalog S. 25).

Der Weihnachtsbaum ist in Deutschland wohl seit der Nachkriegszeit nicht mehr nur Mittelpunkt des häuslichen Festes. Die auf frühen Bildern dargestellte fast heimlich-nächtliche Privatheit des Tannenbaumes im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts (Hängender Baum, 1826) weicht einer bürgerlich prunkvollen Festlichkeit seit den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts (Katalog S. 16). Die Entprivatisierung des Weihnachtsbaumes und seine Omnipräsenz in der Werbung führte notwendigerweise in den letzten Jahren zu einer zunehmenden Tendenz, den Baum auf seine abstrakten Formen – Dreieck und Pyramide – zu reduzieren und zu entemotionalisieren. Wurde der Weihnachtsbaum am Anfang des 19. Jahrhunderts mit der sogenannten „Weißen Welle“ (silbener Glasschmuck, weiße Kerzen, Eiszapfen Lametta (Katalog S. 129) von der Überla-

Wolfram Metzger, Jutta Tremmel-Endres, Bäume blendend . . . Historischer Christbaumschmuck. Mit Textbeiträgen von Hinrich Behning und Hellmuth Thoma. Info Verlagsgesellschaft Karlsruhe. Katalog zur Ausstellung des Badischen Landesmuseums im Schloß Karlsruhe vom 9. November 1996 bis 23. Februar 1997, 38,00 DM.

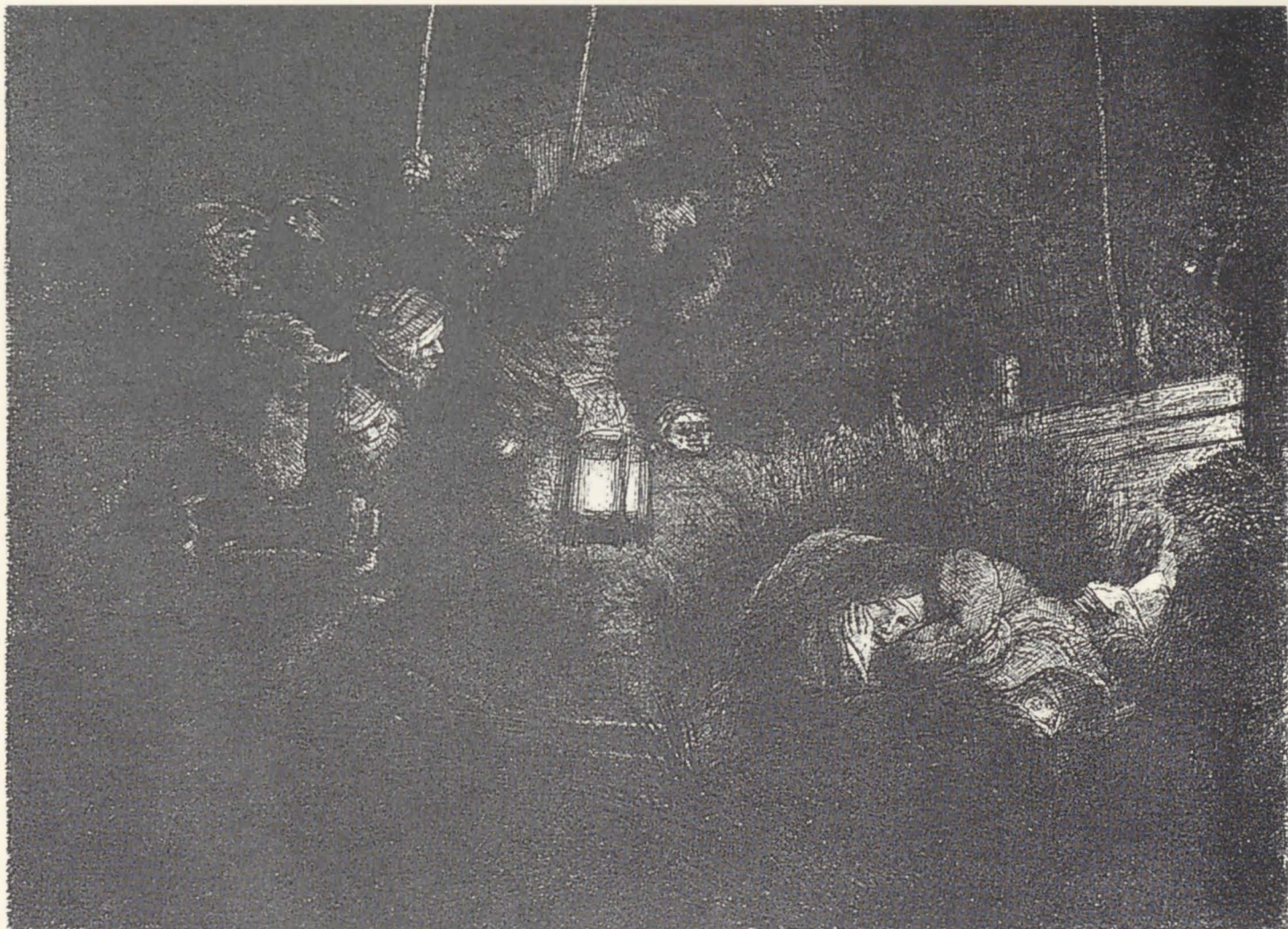
dung des Historismus befreit, so ist heute eine Reduktion des Baumes auf seine Grundformen festzustellen, es handelt sich gewissermaßen um den entnadelten, „abgeblühten“ Weihnachtsbaum. Der Baum als reine Form. Er freilich transportiert keine Gefühle und Zeichen mehr. Nimmt es da Wunder, daß wir mit Behagen in der Ausstellung „Bäume leuchtend, Bäume blendend“ betrachten?

---

### *Literatur*

- Otto Lauffer, Der Weihnachtsbaum in Glauben und Brauch, 1923  
Weihnachtsbrauchtum in Europa  
Sonderausstellung 9. Dez. 1959–31. Jan. 1960, Basel  
Sonderheft der Zeitschrift „Der Hochwächter“, Dez. 1959“  
Eva Stille und U. Pfistermeister, Christbaumschmuck, 1979

Anschrift des Verfassers:  
Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39  
76149 Karlsruhe



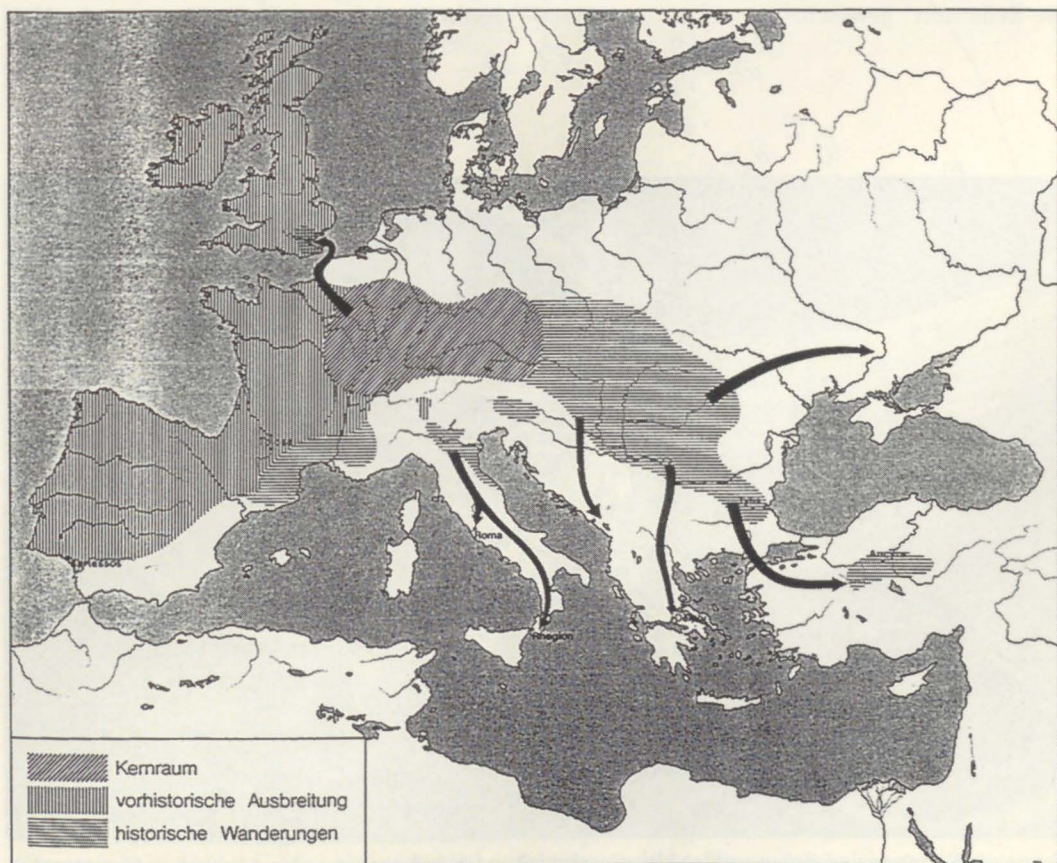
*„Aber bei allem Glanz des Baumbehangs ist das Dunkel mitzudenken“. Rembrandt, Anbetung der Hirten bei Laternenschein*

# Keltische Kultur am Oberrhein

Faszinierende Ausstellung im Freiburger Colombischlößchen

Keine Frage mehr: Das erste Europa unserer Geschichte ist das Europa der Kelten – ein Name, der seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. in Zeugnissen der klassischen Autoren Mitteleuropas bekannt ist. Zuvor waren sie für die Kulturmenschen des mediterranen Südens die „Hyperboreer“ gewesen, die „jenseits des Nordwindes (Boreas) Wohnenden“. Aber im halben Jahrtausend vor der Zeiten-

wende wurden die transalpinen Völkerstämme für die Griechen, Etrusker, Römer und Karthager immer konkreter durch vielfache Erfahrungen – als Handelspartner, aber vor allem als „gewalttätige“ und „barbarische“ Krieger und Eroberer. Herodot aus Halikarnass wußte schon, daß dort, wo die „Donau“ entspringt, die „Kelten“ wohnen. Gut informiert sind wir über die „keltische Landnah-



Die Kelten im Altertum, vorhistorische Ausbreitung und historische Wanderungen

(Theiss)

me“ in Oberitalien, über die Niederlage Roms an der Allia und den „Galliersturm“ 387/86 mit dem unvergeßlichen „Vae victis“ der Sieger, über die Bedrohung des Heiligtums von Delphi durch keltische Krieger 279 v. Chr. Wer kennt nicht den „sterbenden Galater“ aus den kapitulinischen Museen in Rom, diese ausdrucksstarke Kopie eines Originals aus dem hellenistischen Pergamon des 3. vorchristlichen Jahrhunderts? Respektvoller kann ein Feind kaum dargestellt werden, kaum eindrucksvoller auch die „barbarische“ Fremdheit des andersartigen Gegners.

Für uns kann es heute als gesichert gelten, daß diese keltische Kultur, die sich entwickelte von den Küsten und Inseln des Ozeans bis hin zu den Karpaten und in Verbindung stand mit den sagenhaften Skythen, eine der wichtigen Grundlagen unserer europäischen Kultur ist. Allzu lange war sie – im Vergleich zur berechtigt hohen Wertschätzung des Reichtums aus dem kulturellen Erbe der Römerzeit – „kaum die Rede wert“ gewesen.

## „BARBARISCHE“ VORFAHREN?

Die Fauststadt Staufen hat 1995 die „frühen Kulturen unserer Region“ zum Thema einer großartigen „Kulturwoche“ gewählt, und Bürgermeister von Hohenthal schrieb in einem Geleitwort: „Zum einen des gesteigerten Interesses wegen, geschichtliche Wurzeln wieder bewußt zu machen, aber auch aufgrund der Erkenntnisse, daß die Kultur unserer ‚barbarischen‘ Vorfahren neben der griechisch-römischen Antike und neben der arabischen Welt durchaus zu den Grundlagen unserer abendländischen Zivilisation gehört“. Sehr eindrucksvoll gelang damals die Erinnerung an die Zeit der Kelten, wo für die Forschung zwar noch viele Rätsel zu lösen sind, wo aber doch sehr viele Daten und Fakten auf zivilisatorische und kulturelle Großleistungen verweisen, gerade auch in der REGIO am Oberrhein. Graf von Hohenthal: „Geblichen sind neben archäologischen Zeugnissen vor allem die keltischen Mythen und Sagen, die die Phantasie der Men-



Schon die Keltinnen und Kelten wußten sich zu schmücken: Goldschmuck aus einem keltischen Fürstengrab

(Foto: Museum für Ur- und Frühgeschichte)

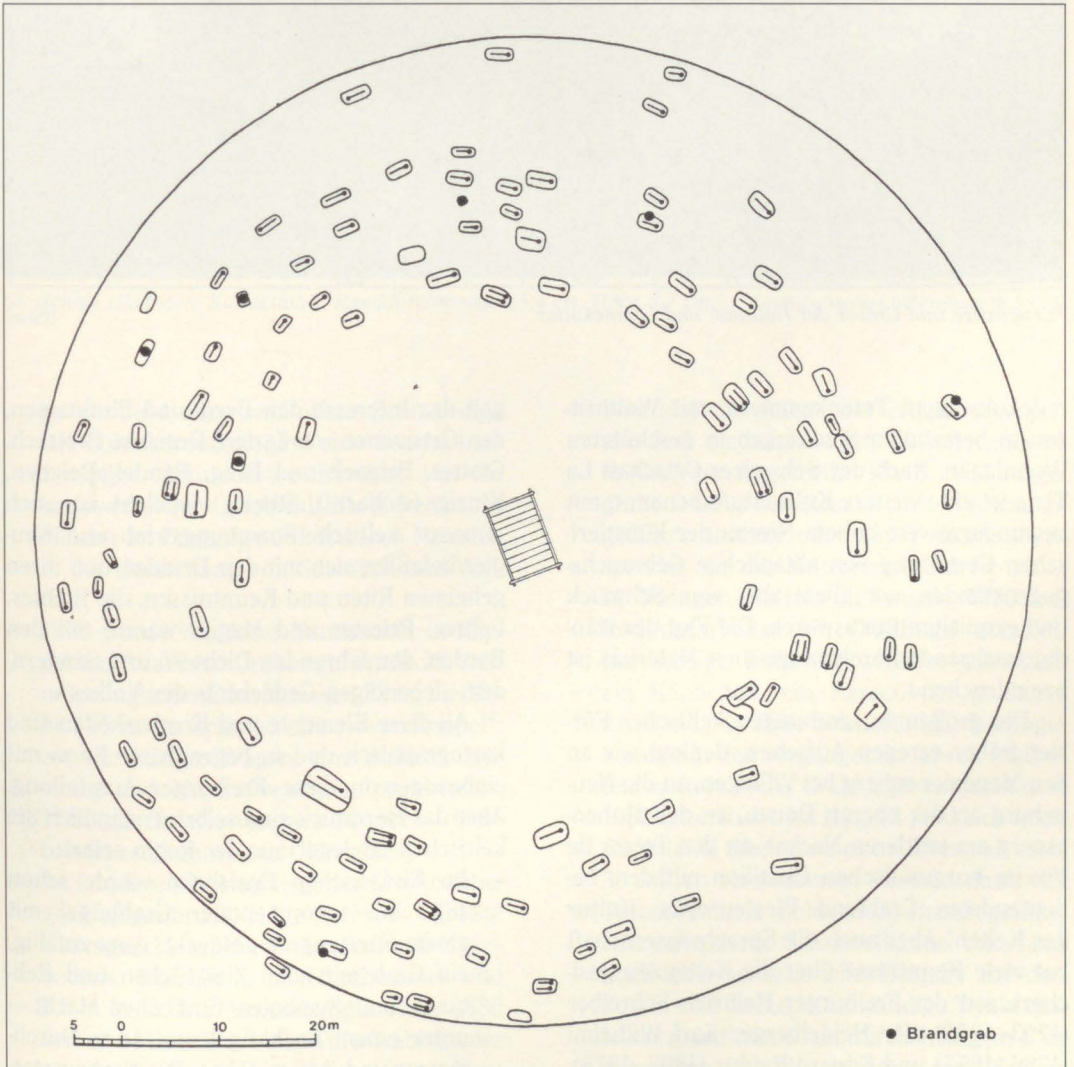
schen bis heute beflügeln“. In der Tat, moderne „Barden“ sorgen in unsern Tagen für eine lebhaftere Renaissance.

## AUSSTELLUNG IN FREIBURG

Fünf Monate lang, von Juni bis Oktober 1996, wurde im Freiburger Colombischlößle, dem Museum für Ur- und Frühgeschichte, eine faszinierende Ausstellung präsentiert: „Schätze der Gallier und Kelten. Der Oberrhein zwi-

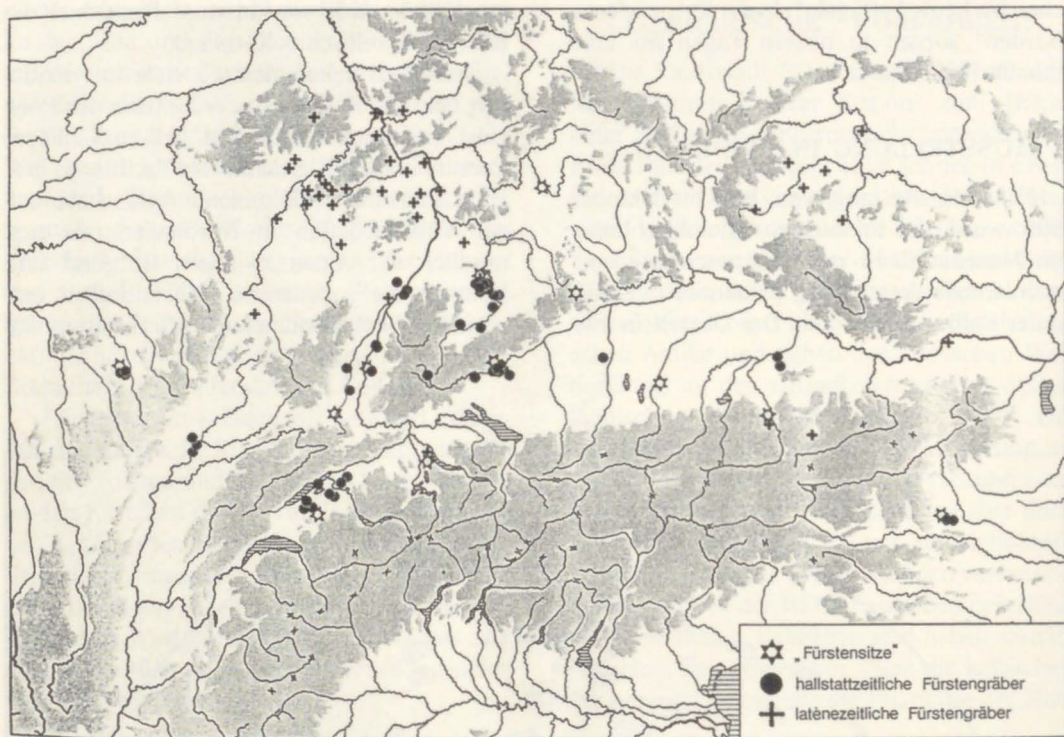
schen 800 und 50 vor Christus“. Fazit: auch die REGIO ist keltisches Kernland.

Natürlich bekommen wir viele Informationen über die Kelten aus der Lektüre des Polybios, des Strabo, aus dem bellum Gallicum Caesars und der Germania des Tacitus. Es gibt auch schriftliche Dokumente keltischstämmiger Völkerschaften in Norditalien, als sich nördlich der Alpen zwischen Burgund und Böhmen die sogenannte Hallstattkultur entwickelte – mit monumentalen Grabstätten, Pa-



Villingen-Schwenningen. Grabhügel Magdalenenberg. Zentralgrab und kreisförmig angeordnete Nachbestattungen

(Theiss)



Fürstensitze und Gräber der Hallstatt- und Latènekultur

(Theiss)

radekultwagen, Totenkammern, mit Wohnsitzen in befestigten Siedlungen in geschützten Wohnlagen. Nach der Schweizer Ortschaft La Tène ist eine weitere Kulturstufe benannt, mit bewundernswert hohem Niveau der künstlerischen Gestaltung von alltäglichen Gebrauchsgegenständen, vor allem aber vom Schmuck und exquisiten Luxuswaren. Die Flut des ständig wachsenden archäologischen Materials ist beeindruckend.

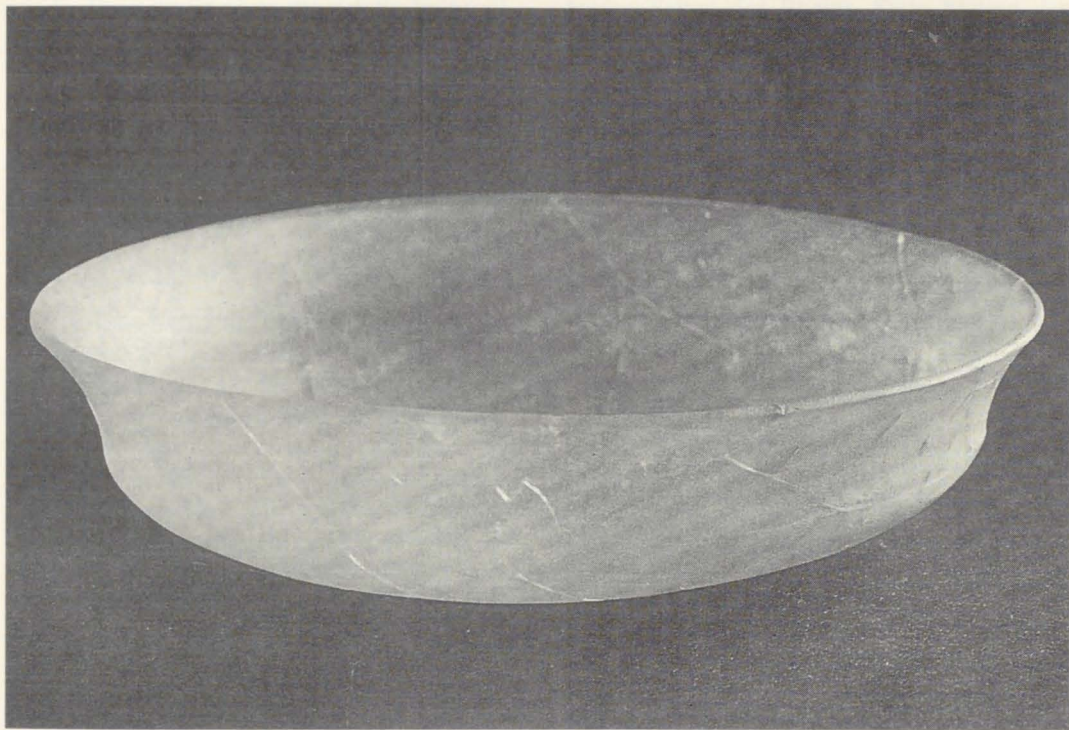
Die großen Ausgrabungen keltischer Fürstengräber erregen Aufsehen, denken wir an den Magdalenenberg bei Villingen, an die Heuneburg an der oberen Donau, an den Hohenasperg am mittleren Neckar, an den Trésor de Vix im burgundischen Châtillon mit dem bedeutendsten Grabfund Westeuropas: Kultur der Kelten! Aber auch die Sprachwissenschaft hat viele Kenntnisse über die Keltenzeit gesichert, seit der Freiburger Heinrich Schreiber (1793–1872), der Heidelberger Karl Wilhelmi (1786–1857) und Eduard Paulus (1803–1878), hochverdient um die württembergische Altertumskunde, hier angesetzt haben. Vor allem

galt das Interesse den Berg- und Flußnamen, den Ortsnamen wie Zarten, Dreisam, Breisach, Glotter, Brigach und Breg, Kandel, Belchen, Kinzig (vielfach!), Rhein, vielleicht ist auch „Donau“ keltisch. Forschungstrieb und Neugier befaßten sich mit den Druiden und ihren geheimen Riten und Kenntnissen, die Richter, Lehrer, Priester und Magier waren; mit den Barden, den fahrenden Dichtern und Sängern, dem „lebendigen Gedächtnis des Volkes“.

All diese Elemente und Kostbarkeiten sind kartographisch und in begreifbarer Form mit einbezogen in diese Freiburger Ausstellung. Aber das Herzstück sind selbstverständlich die keltischen „Belege“ aus der Regio selbst:

– Im Elsässischen Ensisheim wurde schon 1873 ein monumentaler Grabhügel mit einem Fürstengrab entdeckt, ganz zufällig, ein Grab mit allen Zierstücken und Reliquien und Symbolen fürstlicher Macht – unter einem Grabhügel von 48 m Durchmesser und 3,18 m Höhe. Die Grabausstattung: ein Halsring, ein Armband, ein weiterer Ring, zwei schmale Bänder – alle aus



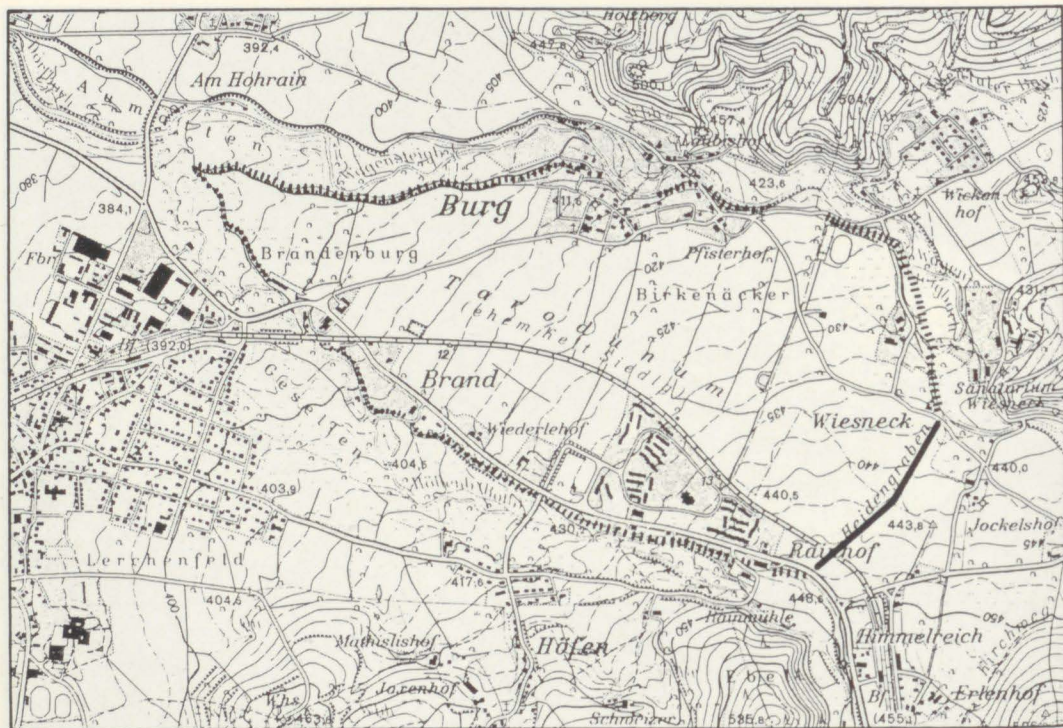


Glasschale (Ihringen/Kaiserstuhl): Randedurchmesser 15,4 cm, Höhe 3,7 cm. (Landesdenkmalamt BW-Freiburg) Nr. 5 (S. 5)

purem Gold; dazu zwei offene Bronzeringe mit Goldblattaufgabe und eine eiserne Lanzenspitze. Wunderbare Beweise für die handwerkliche Geschicklichkeit keltischer Meister im Umgang mit kostbaren Metallen in der Herstellung von Schmuck und Waffen.

- 1976 wurde von Josef Naudascher in Kappel am Rhein ein Grabhügel entdeckt; sein ursprünglicher Durchmesser: 38 m, die Höhe 4–5 m. Im Grab des „Herrn von Kappel“: ein vierrädriger Wagen, eine Waffenausrüstung und ein aufwendiges, prunkvolles, 17teiliges Tafelservice aus Bronze – offenbar teurer Import aus Oberitalien.
- Im Landkreis Rastatt liegt der Großgrabhügel Heiligenbruck/Hügelsheim, das größte bodengeschichtliche Bodendenkmal Mittelbadens, über 70 m im Durchmesser und 3,5 m hoch. Die Ausgrabung im Jahr 1880 verlief enttäuschend, denn die Grabkammer war geplündert, nur Reste waren noch zu finden: Teile eines Wagens, Henkelbruchstücke . . .

- Wer löst das Rätsel der „Räucherlampe“ mit dem eindrucksvollen Löwenornament im Grab von Appenwihr/Elsaß, 1954 ausgegraben? Ist es den etruskischen Weihrauchgefäßen ähnlich oder sonst einem Duftspender aus der Mittelmeerkultur?
- In Ihringen/Kaiserstuhl wurde 1859 bei Rodungsarbeiten ein Grabhügel zerstört, nur wenige Fundstücke dabei geborgen: ein Kännchen, ein Kessel, ein goldenes Armband. Mit Hilfe der Luftbildarchäologie wurden in den vergangenen Jahren im Umfeld weitere sechs Grabhügel entdeckt und 1993 untersucht. Im Hügel 1 fand sich noch das intakte Skelett eines im Alter von etwa 30 Jahren verstorbenen Mannes, dazu viel Totenschmuck, Goldwaren, Bronzegefäße, eine etruskische Schnabelkanne. Und dazu noch eine sensationelle Beigabe für den Toten: eine flache, dünnwandige Trinkschale aus grünlichem, fast durchsichtigem Glas mit einem Randedurchmesser von 15,4 cm und einer Höhe von 3,7 cm. Der Herkunfts-ort wird vermutet in Mesopotamien/verde-



Oppidum Tarodunum (Gde. Kirchzarten und Buchenbach)

(Theiss)

rer Orient, im altpersischen Reich der Achämeniden. Die Wertschätzung dieses Fundes ist ganz hoch anzusetzen, ein für Europa einmaliger Fund am Kaiserstuhl! „Es kann wohl kein Zweifel daran bestehen, daß wir in dem unter Hügel 1 in Ihringen bestatteten Mann einen Angehörigen der Oberschicht des Fürstensitzes auf dem Münsterberg von Breisach sehen dürfen“ (Rolf Dehn).

Hier können nur einige wenige Beispiele aus einer imponierenden Fülle, die diese Freiburger Ausstellung zeigt, genannt werden. Natürlich fehlen auch nicht Informationen über die „Kelten aus dem Dreisamtal“, über das Tarodunum im Zartener Becken Gemarkung Kirchzarten, das im Werk des Claudius Ptolemaios in seiner „geographikè Hyphégesis“ (Einführung ins Kartenzeichnen) mit einer kartographischen Darstellung der Erde mit rund 1000 Orten der damals bekannten Welt aufgeführt ist, geschrieben zwischen 150 und 180 n. Chr. in Alexandria/Ägypten. Dieser Ort im Dreisamtal gehört so zu den wenigen Orten

diesseits der Alpen, die uns bereits aus antiken Quellen als keltisches Siedlungsgebiet belegt sind und die die Wissenschaft anspornen, mit ihren modernen Methoden neue Erkenntnisse zu gewinnen und weiterzugeben, die aber auch die Phantasie beflügeln können, wie hier Menschen vor 2000 Jahren gelebt haben in diesen Siedlungen aus Holz, Weiden, Lehm und umgeben von Mauern, die die Römer oppida genannt haben – Siedlungen und soziale Einheiten als „Inseln“ in einem Meer dichter Wälder, breiter Flüsse und weiter Sümpfe.

Diese Freiburger Ausstellung kann, ja muß dazu beitragen, die Vorstellungen von der keltischen Kultur bei allen zu verändern, die damit bisher nur primitive Wildheit, hitzköpfige Streitlust und alle Assoziationen von Trunksucht verbinden konnten – ganz so, wie die alten Informanten das Bild gestaltet hatten; so meldete Polybios im 2. Jahrhundert v. Chr. vor allem, daß die Kelten die Köpfe ihrer Feinde als Trophäen sammelten. Der keltische Nationalcharakter war wenig schmeichelhaft gezeichnet, aber dieses Bild stammte ausschließlich

aus der Vorstellung derer, die sich für kulturell überlegen dünkten, alles Nicht-Griechische bzw. Nicht-Römische für „Barbarisch“ hielten. Den Druiden, der geistigen Elite der Kelten, war aus magisch-religiösen Gründen jegliche schriftliche Fixierung und eigene Darstellung unmöglich.

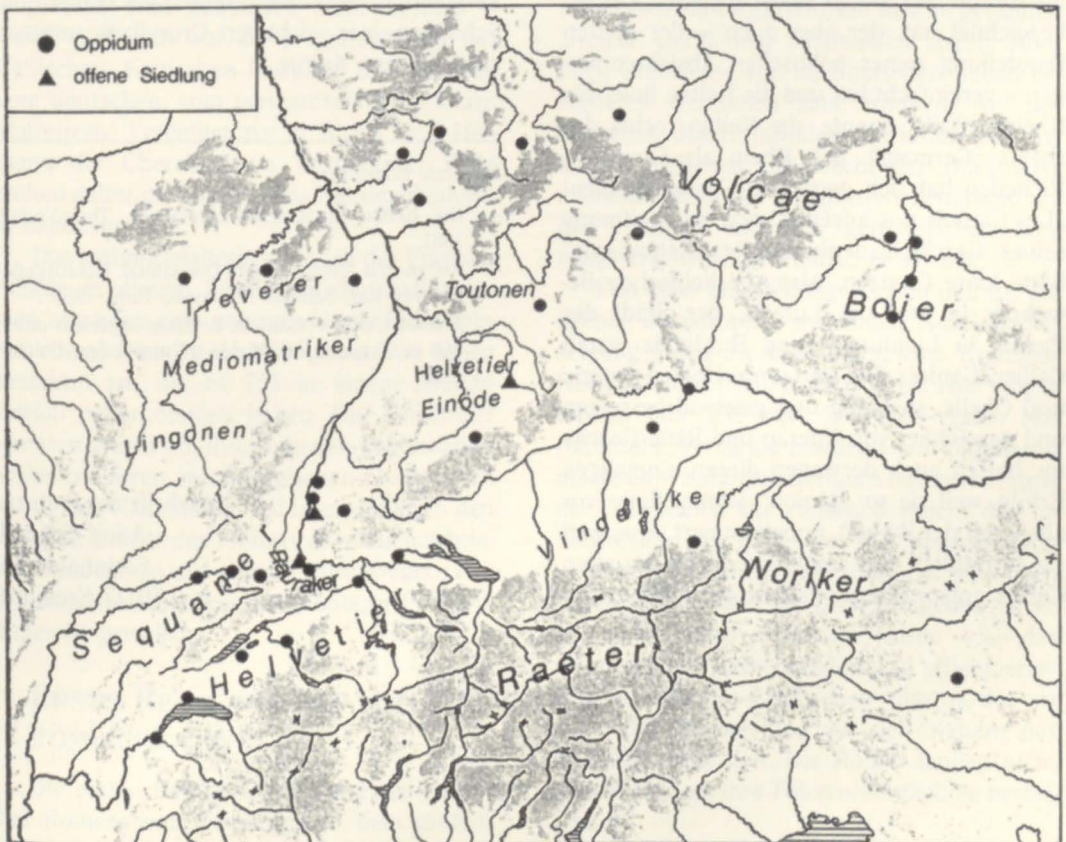
## BEISPIELHAFT GUTER KATALOG

Die Beschäftigung mit dieser keltischen Kultur wurde vor allem bereichert durch die Archäologie, aber sie hat auch erstaunliche Einblicke ermöglicht in die gesellschaftlichen Organisation, in die Denk- und Lebensweisen der keltischen Ureinwohner Europas, unserer europäischen Heimat. Für die Regio am Oberrhein war diese Ausstellung ein besonderer Glücksfall – nicht zuletzt durch die erfreuliche Kooperation der kompetenten Fachleute auf

beiden Seiten des Rheins. Erste Station der Ausstellung war im Frühsommer 1996 das Unterlindenmuseum in Colmar, wo das neue Wissen von keltischer Kultur in der Regio zusammengetragen wurde. Hierfür wurde auch ein zweisprachiger Katalog erarbeitet, der in Präsentation und Information als beispielhaft gelten kann. Im Anschluß an die Freiburger Ausstellung gehen die Kunstschätze ins Museum Schwab nach Biel-Bienne/Schweiz und schließlich Anfang Januar 1997 nach Basel.

## KELTEN UND GALLIER

Hilde Hiller, Leiterin des Museums für Ur- und Frühgeschichte in Freiburg, die diese Ausstellung im „Colombi“ organisierte, ist sicher und kann es auch sein, daß die „Keltenfaszination“ anhält, noch weiter wächst: „Kein Volk reizt so sehr die Phantasie und verführt so sehr



Keltische Stämme und ihre bedeutenderen Siedlungen in Mitteleuropa. 1. Jh. v. Chr.

(Theiss)

zur Spekulation“, sagte sie in einem Interview mit der „Badischen Zeitung“. Dieser Erwartung kann man nur zustimmen, denn auf ganz überzeugende Weise konnte so demonstriert werden, zu welcher Blüte keltische Kultur auch „hierzulande“ gereift war, mit intensiven Beziehungen zum mediterranen Kulturraum, mit wirtschaftlichem Austausch quer durch Europa fast ohne Grenzen.

Eine Frage bleibt offen: Was sollte im Titel „Schätze der Kelten und Gallier“ diese Unterscheidung? – Die „Galli“ sind die keltischen Bewohner Galliens. „Sicher ist, daß in geschichtlicher Zeit der größte Teil des französischen Bodens von Völkern beherrscht war, die bei den Griechen Kelten, bei den Römern Gallier hießen“ – so Charles Seignobos in seiner *Histoire sincère de la nation française*. Faktum ist natürlich, daß die Franzosen sich schon viel früher und intensiver mit der Frühgeschichte ihres Landes beschäftigt haben, sich dabei vor allem auf Caesar berufen konnten, der freilich die Bewohner Galliens selbst auch als „Celtae“ bezeichnet hat, der aber auch – der glatten Darstellung seiner politischen Absichten wegen – vereinfacht hat und die Kelten links des Rheins „Galli“ nannte, die Kelten rechts des Rheins „Germani“. Der Rhein als Grenze – Richelieu hat sich gerne auf Caesar berufen! „Les Gaulois nos ancêtres“ war das Leitmotiv seines Geschichtsdenkens, die „Keltomanie“ hatte klare Grenzen. Also: die keltischen Bewohner in und um Lutecia, der Stadt der Parisii, in Lugdunum und Burdigala waren Gallier, Gaulois. Die munteren Helden Asterix und Obelix, so lustig und geistvoll besungen und gezeichnet von Uderzo und René Goscinny, hatten auch deswegen diesen einmaligen Erfolg, weil sie so „gaulois“ waren: flink (vor allem mit der Zunge), unbekümmert, lose; weil sie so trefflich dem mythischen Bild der alten Gallier entsprachen, offenbar gut paßten zum

französischen Nationalcharakter, schnauzbärtig mit dem moustache à la gauloise.

Deshalb haben wir Verständnis für den französischen Titel „trésors celtés et gaulois“, in der deutschen Version sind die Schätze einfach keltisch. Vielleicht noch weiter: Die „Einheit“ dieser Kelten wollen wir nicht ethnisch verstehen, aber die kulturelle Klammer der Sprache ist eindeutig genug.

## „ERST ALS DIE RÖMER KAMEN . . .“

Nachdem auch Frankreichs Geschichte für die Franzosen schon vor dem Erscheinen der Römer begonnen hat und sie sich auszeichnete durch große zivilisatorische und kulturelle Leistungen, ist es wohl auch angebracht, in unseren geschichtlichen Darstellungen es nicht immer so einfach zu machen mit Floskeln wie „erst als die Römer kamen . . .“. Die Kelten sollten in unserem Bewußtsein und historischen Verständnis verstanden werden als Träger und Schöpfer einer wichtigen Grundlage unserer europäischen Kultur.

---

### *Benutzte Literatur:*

- Die Kelten in Baden-Württemberg. Theis-Verlag 1981.
- Kelten und Alemannen im Dreisamtal. Herausgegeben von Karl Schmid. Konkordia Bühl. 1983.
- Trésors Celtés et Gaulois. Le Rhin supérieur entre 800 et 50 avant J.-C. Musée d'Unterlinden, Colmar 1996.

Anschrift des Autors:  
Adolf Schmid  
Steinhalde 74  
79117 Freiburg

# Die Franken — Wegbereiter Europas

Ein geschichtlicher Hintergrund zur Ausstellung im Reiß-Museum  
Mannheim

Die Betrachtung der fränkischen Zeit, des 5.–8. Jahrhunderts, der Zeit der Merowingerkönige, stand lange unter dem Eindruck einer zielgerichteten Sehweise. Der Wunsch des 19. Jahrhunderts nach einem deutschen Nationalstaat führte zu einer Idealisierung der Germanen, der Nationalsozialismus tat ein Übriges, und die Nachkriegszeit hatte ihre Mühe mit der Entnazifizierung auch die Geschichte zu „entgermanisieren.“ In Frankreich dagegen – parallel zum deutschen Nationalismus – wollte man sich auf die prägende Kraft des Gallischen, Keltischen besinnen und dadurch vom deutschen, vom germanischen Nachbarn abgrenzen. Vercingetorix in Alesia und Hermann der Cherusker im Teutoburger Wald stehen daher gleichwertig als Nationaldenkmale nebeneinander.

Das frühmittelalterliche Reich der Franken konnte in diesem Zweikampf der Nationalisten nur noch eine untergeordnete Rolle spielen, zumal seine Einschätzung auch von denen bestimmt ist, die es 751 in einem „Staatsstreich“ übernommen haben. Die Karolinger konnten schon um ihrer eigenen Legitimation willen an ihren merowingischen Vorgängern kein gutes Haar lassen und interpretierten den rituellen Umritt des Merowingers als machtloses Umerziehen auf einem Ochsenwagen. Der Kontrast zur schlagkräftigen Reiterei der Karolinger ist gewollt.

## ERSTE BEGEGNUNGEN MIT DER RÖMISCHEN WELT

Die ersten Begegnungen der Franken mit den Römern vollziehen sich in dem großen Rahmen der römischen Grenzverteidigung gegen die „barbarischen“ Germanen. Daß schon

diese Grenzverteidigung nicht allzu absolut gesehen werden darf, zeigen die Funde aus der breiten Kontaktzone zwischen Germanen und Römern. Hier geht der Handel in beiden Richtungen über den Rhein, hier stehen immer wieder einzelne Germanen oder ganze Germanenstämme in römischem Dienst. Vor allem einzelne Hortfunde mit Goldmünzen aus römischen Soldzahlungen legen beredtes Zeugnis ab, aber auch für die zahlreicheren Funde von römischen Militärgürteln, die sich im gesamten „freien“ Germanien nachweisen lassen. Aber auch Grabsteine von im römischen Gebiet bestatteten Germanen sind erhalten, wie der Grabstein des Burgunders Hariulfus, der aus dem königlichen Geschlecht der Burgunder stammte, eines der wichtigsten Zeugnisse für den Übertritt auch der germanischen Führungsschicht in den römischen Dienst.

Von einer ersten kriegerischen und für die Römer katastrophal wirkenden Auseinandersetzung legen die Grabungen vom Krefelder Kastell Galupa (Gellep) Zeugnis ab. Hier stürmten im Jahr 259 oder 260 zum ersten Mal fränkische Verbände mordend und plündernd ins Reich – zeitgleich übrigens mit dem Eintritt der Alemannen ins römische Reich, der im Südwesten den Limes zu Fall brachte. Eilig verscharfte Leichen, Tote in einem zerstörten Mithres-Heiligtum, die Zerstörung des vicus, der nicht wieder aufgebaut wurde – all das zeugt von der verheerenden und schockierenden Wirkung des fränkischen Angriffs, der vor allem der Zivilsiedlung vor den Mauern des Kastells Gellep galt. Die Römer fanden nicht einmal die Zeit, ihre Toten ordentlich zu bestatten.

Die Franken – vom germanischen, latinisierten Wort „francus“, wild, abgeleitet – wa-

ren in den Gesichtskreis der Römer getreten. Sie scheinen ein Volksstamm gewesen zu sein, der sich erst im Verlauf der Annäherung an das römische Reich, an die reichen gallischen und belgischen Landstriche, diesen Namen beigelegt hat – ein Sammelbegriff, den sich eine neu zusammengewürfelte Gemeinschaft gab, ähnlich dem Kampfnamen der Alemannen in den Beschreibungen der frühen Kaiserzeit jedenfalls kommen sie noch nicht vor.

In der Mitte des 4. Jahrhunderts schließlich werden erste fränkische Abteilungen von Seiten der römischen Verwaltung Siedlungsplätze in der Provinz Belgica secunda zugewiesen. Der Grund dafür liegt in den wachsenden Schwierigkeiten des römischen Reiches, die Einheiten des Heeres aus der einheimischen gallorömischen Bevölkerung zu rekrutieren.

## VERSCHIEDENE VÖLKERSCHAFTEN IM FRANKENREICH

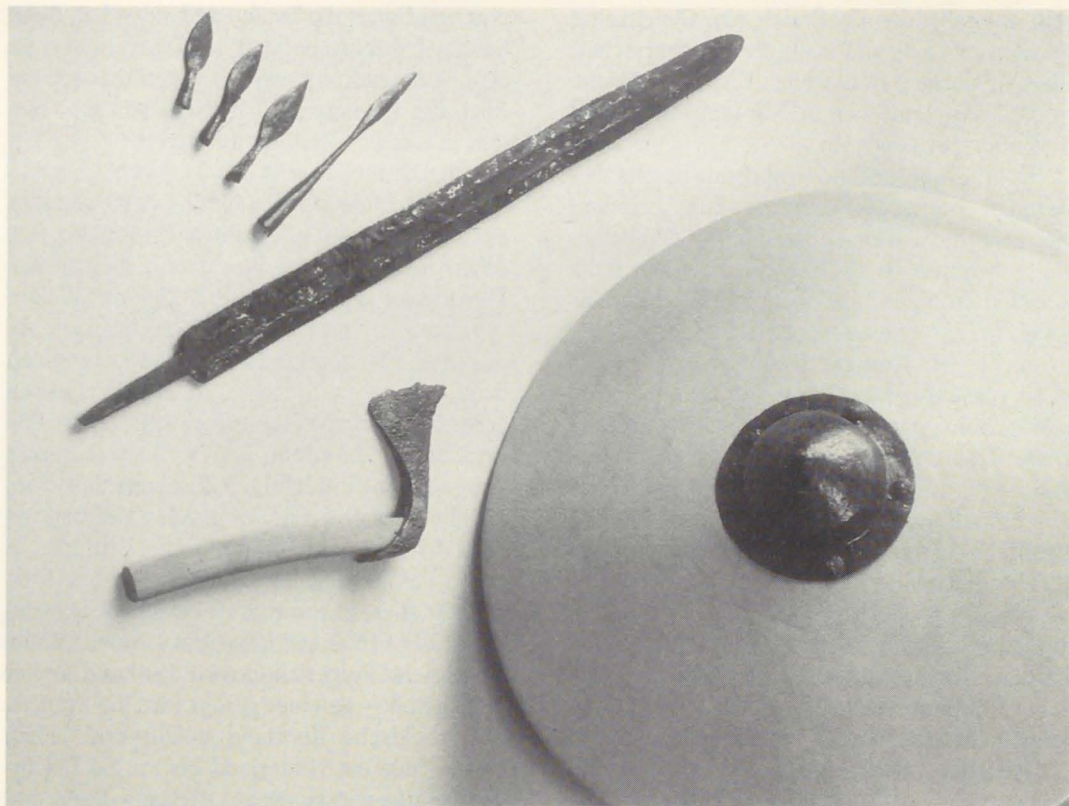
Bereits in diese erste Ansiedlungszeit fällt das unmittelbare Zusammenleben der fränkischen Neuankömmlinge mit der einheimischen Bevölkerung, die sich aber ihrerseits wieder aus den „eingeborenen“ Galloromanen und den zugewanderten Völkern der römischen Legionen zusammensetzte. Schon von dieser Frühgeschichte her eignet also der fränkischen Bevölkerung eine gewisse Offenheit. Sie zeigt sich unter anderem im klassischen Gebiet der frühmittelalterlichen Archäologie, der Gräberkunde. Die Mannheimer Ausstellung geht hier noch den traditionellen Weg, indem sie die Grabfunde museal präsentiert. Der Besucher geht oberflächlich besehen von Schwert zu Schwert, von Fibel zu Fibel. Daß eine Fibel aber unter sehr verschiedenen Gesichtspunkten gesehen werden kann, zeigt sich erst beim zweiten Hinsehen. Da ist zum einen der Aspekt der fränkischen Kleidungssitte, nach der die freie Fränkin die klassische Vielfibeltracht trägt – zwei kleine Fibeln auf der Brust, zwei größere am Rock. Dann der Aspekt der verschiedenen Fibeltraditionen, fränkische Bügelfibeln etwa oder westgotische Adlerfibeln. Interessant wird die Fibeltracht dann, wenn westgotische Fibeln nach fränkischer Ma-

nier getragen werden. Fibeln können weiterhin unter dem Aspekt ihrer handwerklichen Herstellung gesehen werden. Diese Gesichtspunkte hätte sich der nicht vorgebildete Besucher allerdings etwas mehr didaktisch aufbereitet gewünscht.

Auf römischem Boden, in römischem Föderatenverhältnis entsteht nun ein „Netz von fränkischen Königstümern“ (Staab), die eben als römische Bundesgenossen zwischen Niederrhein und Flandern Aufgaben der Reichsverteidigung übernehmen. Ihre Könige waren einerseits traditionell fränkisch bestimmt, übernahmen andererseits Aufgaben innerhalb der römischen Verwaltungs- und Kommandostruktur und sehen sich wohl als Erbe beider Welten. Zu ihnen gehört der *rex foederatus* Childerich (457/58 – 482), König der Franken im Militärsprengel von Tournai, den Vater des „Reichsgründers“ Chlodwig. Die Aussage von der Stellung der Franken zwischen römischer und germanischer Welt – besser gesagt inmitten beider Welten – gilt zumindest im archäologischen Sinn in besonderem Maß für ihn.

## DAS CHILDERICHGRAB IN TOURNAI

Bei Bauarbeiten auf dem Gelände der frühmittelalterlichen Kirche St. Brice in Tournai fand ein Arbeiter im Jahr 1653 ein Grab, das durch die Umschrift eines beigegebenen Siegelrings als letzte Ruhestätte des Frankenkönigs Childerich I. identifiziert werden konnte. Das Grab enthielt die persönliche Ausstattung, Waffen, eine Spatha (zweischneidiges Longschwert), ein Sax (einschneidiges kurzes Hiebschwert) und eine Franziska (Wurfaxt), Zubehör und Schmuck zur Kleidung (Zwiebelknopffibel, Beschlag, Schnalle und Schnallendom, 2 Goldzikaden) und einen Siegelring mit dem Namen sowie einen Beutel mit 100 Gold- und 200 Silbermünzen. Besonders die Zwiebelknopffibel verrät den Rang Childerichs im römischen Militär, während die Stierköpfe am Zaumzeug des Pferdes eher auf die mythische Herkunft der Merowingerkönige hindeuten mögen. Er war militärisch und ziviler Befehlshaber im nördlichen Teil der römischen Provinz Belgica II und residierte in Tournai, einem Ort mit bedeutenden militärischen Ausrü-



Typisch fränkische Bewaffnung mit Schild, Franziska (Wurfbeil) und Spatha (Langschwert) (Reiß-Museum, Mannheim)

stungsbetrieben. Daneben war er König der mit Rom verbündeten Salischen Franken und trug daher den Titel *rex foederatus*.

Der König wurde in einem Grabhügel beigesetzt, eine Sitte, die wohl aus der thüringischen Heimat von Childerichs Frau Basena übernommen und von da an bei der fränkischen Oberschicht üblich wurde. Der Grabhügel selbst bestand aus einer übereinander angeordneten Doppelkammer, mit dem Schlachtroß des Königs im oberen und der Leiche des Königs selbst im unteren Teil – die Anlage wurde für die Ausstellung im Originalmaßstab rekonstruiert. Um den Grabhügel herum wurden weitere 21 Pferde begraben.

Bereits zwei Jahre nach seiner Entdeckung wurde der gesamte Grabschatz ausführlich und in allen Einzelheiten publiziert. Diese Publikation, für die Ausstellungstafeln neu koloriert, ist nachdem 1831 der größte Teil des Schatzes gestohlen und eingeschmolzen wurde, die einzige überlieferte Abbildung. Napoleon nahm

bei seiner Krönung 1801 die Bienen/Zikaden des Childerich als Vorbild für den Schmuck seines Krönungsmantels. Er ersetzte die Linien der Bourbonen durch die „Bienen des Childerich“, die als „napoleonische Bienen“ in die Geschichte eingingen, als bewußte Inszenierung einer Rückbesinnung auf eine der frühen kulturellen Wurzeln des Kaiserreiches.

## CHLODWIG ALS ERBE RÖMISCHER TRADITIONEN

Mit dem Herrschaftsantritt Chlodwigs aus der Familie der salfränkischen Kleinkönige und römischen Provinzgouverneure von Tournai im Jahre 482 beginnt die expansive Phase der fränkischen Zeit: Er erobert das Reich des Syagrius um Paris, der sich als letzten römischen Statthalter sah, das Westgotenreich zwischen Toulouse und Poitiers und bezieht durch den Sieg über die Alemannen deren nördliches Siedlungs- und Herrschaftsgebiet in

sein entstehendes Großreich ein. Gleichzeitig gewinnt er nach und nach die Oberherrschaft über die übrigen fränkischen Kleinkönigreiche und Gaufürstentümer in Nordgallien, zuletzt 508 über das von Köln.

Politisch hatte Chlodwig damit bereits den Rahmen fränkischer Reichspolitik zwischen Nordsee und Pyrenäen gezogen – möglicherweise durchaus in bewußtem Rückgriff auf die klassischen römischen Traditionen, die ihm als Abkömmling einer römischen Militäraristokratie nicht fremd waren. Das ist das Erbe, das dann zweieinhalb Jahrhunderte später die Karolingerkönige wie selbstverständlich antreten. Diese Reichsgründung wäre jedoch Stückwerk geblieben, wäre ihm nicht die tiefgreifende gesellschaftliche Integration der romanischen Bevölkerung und vor allem der romanischen Führungsschicht gelungen.

Chlodwig übernahm bei seiner zum Jahr 496 überlieferten Taufe nicht wie die Langobarden oder Westgoten das Christentum arianischer Prägung, das germanischer Vorstellungskraft mehr entsprechen mochte, aber von der „offiziellen“ Lehre bereits 325 als Ketzerei verdammt worden war. Er schloß sich dem katholischen Christentum seiner gallischen Bischöfe an und vermied damit den tiefgreifenden Gegensatz anderer Germanenreiche. Chlodwig konnte Kirche und romanische Gesellschaft integrieren, konnte aber auch die Assimiliationskraft der Romanen für die Franken freisetzen und nutzen.

Die Taufe des Königs selbst, von der „offiziellen“ Geschichtsschreibung ursächlich in Zusammenhang mit einer Schlacht gegen die Alemannen gebracht, dürfte eher als ein langsamer Annäherungsprozeß an das katholische Christentum der Romanen im Frankenreich zu sehen sein. Die vielzitierte Szene, daß Chlodwig angesichts der drohenden Niederlage des fränkischen Heeres den Christengott um Beistand angerufen und diesen Beistand auch erhalten habe, rückt den Frankenkönig in die Rolle eines zweiten Konstantin: Dort die Schlacht an der Milvischen Brücke, hier die Schlacht gegen die Alemannen, und beidemale die Anerkennung eines mächtigen Gottes. Aber noch ein anderer Gesichtspunkt steckt hinter der Legende. Da Chlodwig wohl erst später, vielleicht 496, vielleicht 508 von Bischof Remi-

gus von Reims die Taufe empfangen hat, dient bereits in fränkischer Zeit das Taufversprechen als Legitimation des Königs gegenüber seinem Adel, der es diesem auch leicht gemacht hat, ihm in das Christentum zu folgen.

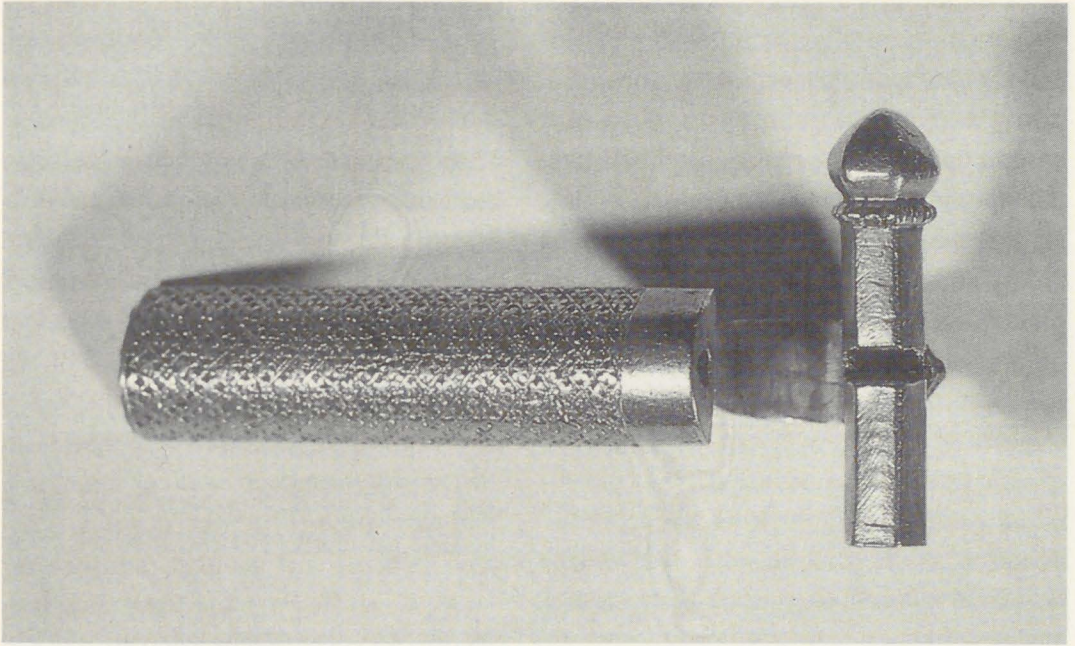
Überhaupt ist nicht nur das Verhältnis zwischen Nichtchristen und Christen, sondern auch zwischen Franken und Nichtfranken, zwischen Romanen und Westgoten, Alemannen, Thüringern und Mitgliedern anderer Völkerschaften weit weniger spannungsgeladen, als uns das aus heutiger Sichtweise erscheinen mag. Gerade die archäologische Hinterlassenschaft in Dörfern, die von verschiedenen Völkerschaften bewohnt waren, legt beredtes Zeugnis vom einträchtigen Zusammenleben ab.

Mit dem Tod Chlodwigs, des Reichsgründers, tritt das alte salfränkische Erbrecht in Kraft, das zwar jedem Sohn Anteil am Erbe zuweist, dieses Erbe aber weiterhin als Gemeinschaft der Erbberechtigten, der Brüdergemeinde, ansieht. Folgerichtig wird das Land in vier Teile geteilt – genauer gesagt wird die Francia, das fränkische Kernland geteilt und jedem dieser Teile ein Hinterland bis an die Reichsgrenze zugewiesen. Reims, Orléans, Paris und Soissons werden Sitze der Teilkönige, die sich je nach politischer Stimmung durchaus auch als Unterkönige eines gemeinsam zu haltenden gesamtfränkischen Reiches ansehen. Ausdruck dieser weiterlebenden gesamtfränkischen Idee ist nicht nur der permanente Erbanspruch auf das Ganze, sondern auch eine gemeinsam von allen getragene Außenpolitik. Paris wird darüberhinaus auch ideelle Hauptstadt eines stets als Gesamtreich verstandenen Frankenreiches gesehen. Mitte des 6. Jahrhunderts ist daher durch konsequente Eroberungspolitik der Umfang der alten römischen Gallia und Germania wiederhergestellt.

Die Folgezeit kennt zahllose Klein- und Erbkrige, vor allem um die Frage, ob bei Tod eines Bruders dessen Kinder oder die übrigen Brüder erben. Immer wieder geschah es aber, daß das Reich unter der Regierung eines überlebenden Merowingens geeinigt wurde – um dann in der nächsten Generation wieder geteilt zu werden.

Die Teilreiche bilden sich als Austrien mit der Hauptstadt Reims, Neustrien mit der Hauptstadt Paris und Burgund mit Orléans





Zwiebelknopffibel Childerichs als Abzeichen seines römischen militärischen Ranges

(Reiß Museum, Mannheim)

und Chalons heraus. In dieser Zeit festigt sich nicht nur ihre politische Existenz, sondern auch die auf die Teilreiche bezogene Identität der Führungsschichten. Diese wird unterstützt durch die Anknüpfung an alte Traditionen. So setzt Neustrien – auch in seinem Namen, der vermutlich mit Neu-Westreich zu übersetzen ist – das von Chlodwig eroberte Syagrius-Reich um Paris fort, Austrien das alte Kölner Reich, von dem auch der Königsname Sigibert übernommen wurde.

## DIE GESCHICHTE DES FRANKENREICHES

Die Zeit der Teilreiche und der Bruderfeinden beendet auch die Konsolidierungsphase des Frankenreiches. Nachdem in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts der Umfang der spätantiken römischen Provinzen wiederhergestellt war, stagniert die Entwicklung. Langobarden und Awaren bedrohen das Reich, erstere beenden praktisch die vom Reimser Teilreich ausgehende Italienpolitik.

Als Chlodwig II, seit 581 König in Soissons und Paris, nach dem ruhmlosen Ende der

bitter verfeindeten Bruder Theuderich und Theudebert in Orléans und Metz 613 die Herrschaft über das Gesamtreich antreten konnte, mußte er sich dem Adel gegenüber für dessen Unterstützung erkenntlich zeigen. Im Edikt von Paris von 614 machte er ihm weitreichende Zugeständnisse, die seine eigene Königsmacht einschränkten. Zum ersten Mal in der europäischen Geschichte tritt die Sicherung von Eigentum, Freiheits- und Persönlichkeitsrechten ausformuliert in das Licht der Überlieferung.

Für die wachsende Identität der Teilreiche und ihre Abgrenzung gegeneinander wichtig ist jedoch die Bestimmung, daß keine Landfremden als Beamte eingesetzt werden dürfen. Hier war also das Bewußtsein einer übergreifenden Gemeinsamkeit schon zurückgetreten.

9 Jahre später beginnt mit der Errichtung eines Unterkönigtums in Metz unter Chlothars Sohn Dagobert ein neues Element fränkischer „Staatsordnung“. Da das Unterkönigtum auf Druck des austrasischen Adels zustande gekommen war, erhielt Dagobert auch Pippin den Älteren und den Bischof Arnulf von Metz als Leiter des königlichen Haushalts bzw. als wichtigen politischen Berater zur Seite ge-

stellt. Die Hausmeier werden in der Folgezeit zum wichtigsten politischen Amt, wobei dieser Entwicklung der ausgeprägte politische Ehrgeiz Pippins und seines Sohnes Grimoald zugute kam.

Grimoalds Griff nach der Königsherrschaft scheiterte jedoch. 656 trat zwar sein Sohn als Adoptivsohn Sigiberts von Metz das Königtum in Austrasien an, als dieser jedoch 662 starb, traf Grimoald die Reaktion der neustrischen Merowingerfamilie: er wurde in einen Hinterhalt gelockt und ermordet.

In den Wirren der folgenden Jahre erwies sich das Hausmeieramt in der Hand des Adels als der entscheidende Hebel, um die Macht des Königtums politisch auszuhöhlen. Dieses war nur noch Legitimationshülle für die politisch entscheidende Kraft, hatte aber ihr gegenüber immer noch den traditionellen Vorteil des „Königsheils“, der Blutsbindung des Königtums, inne.

Nach der Ermordung Grimoalds und dem Tod seines Sohnes Childebert führte Pippin, der Sohn von Grimoalds Schwester Begga und Ansegisels, des Sohns und Bischof Arnulf von Metz, die Familientradition weiter und schlug 687 den gesamtfränkischen Hausmeier Berthar von Paris bei Tertry an der Somme. Er behielt nach diesem Sieg das gemeinsame Hausmeieramt bei und regierte das Reich als Fürst der Franken (Princeps Francorum) von Metz aus. Innen- und Außenpolitik waren nun Sache des Hausmeiers, der jetzt auch den Merowingerkönig nur noch soweit akzeptierte, wie er ihn zu seiner eigenen Legitimation benötigte.

Führender Vertreter dieses Amtes ist zweifellos Karl Martell, Friedelsohn Pippins des Mittleren. Auch er begann seine „Regierung“ mit dem Kampf um die Herrschaft im gesamten Reich, stellte also zunächst die Einheit des Frankenreiches wieder her.

Mit ihm geht die fränkische Geschichte endgültig in die Geschichte der Karolinger über.

## DIE FRANKEN UND DIE RÖMISCHEN STÄDTE

Die römischen Großstädte und Verwaltungszentren wurden von den Franken weitge-

hend weitergenutzt. Die Mitteilung, die Tacitus von der Lebensweise der Germanen machte, daß sie die städtischen Ansiedlungen mieden und sich lieber auf dem freien Land ansiedelten, kann für den nordgallischen Raum nicht bestätigt werden. Dafür waren die Franken zu nachhaltig mit der römischen Kultur in Berührung gekommen, als daß sie auf die Annehmlichkeiten des städtischen Lebens verzichten wollten.

In der Ausstellung sind Paris, Trier und Köln thematisiert. Paris, das in der Mitte des 3. Jahrhunderts seinen Namen vom antiken Lutetia zu dem vom gallischen Stamm der Parisii übernommenen modernen Namen ändert, erwarb seine Hauptstadtfunktion für das neue Reich der Merowinger vor allem durch die enge persönliche Beziehung zwischen der Familie König Chlodwigs und der heiligen Genovefa, die bis zu ihrem Tod 502 auch für den ungetauften Chlodwig eine hohe Ausstrahlung ausübte. In der Anlage der über dem Grab der Heiligen errichteten Basilika zeigt sich bereits der Rang, den Chlodwig einzunehmen gewillt ist: Er bestimmt sie zur Grablege seiner Familie, weihet sie den Aposteln Peter und Paul und knüpft damit bewußt an die Grabkirche Kaiser Konstantins in Konstantinopel an.

Das politische Zentrum von Paris befindet sich seit der römischen Zeit auf dem linken Seine-Ufer, in merowingischer Zeit entsteht auf der Ile de la Cité der Bischofsbezirk mit seinem Kranz von Kirchen. Es kennzeichnet die besondere Stellung von Paris, daß die Stadt seit Chlodwig Hauptstadt des Merowingerreiches und später Frankreichs war, und auch in den Zeiten der Teilung des Reichs immer gemeinsame Königshauptstadt blieb.

Das antike Trier, das zunächst in der Mitte des 5. Jahrhunderts noch zum Bereich des römischen Statthalters Syagrius gehörte und von einem fränkischen Militärbefehlshaber Arbogast verwaltet wurde, ändert mit dem Eindringen der Franken sein Erscheinungsbild und seine innere Struktur wenig, höchstens die Siedlungsfläche innerhalb des antiken Mauerings geht zurück. Für die Topographie der Stadt charakteristisch ist, daß einige Großgebäude kontinuierlich – allerdings mit anderer Zweckbestimmung – weiterbenutzt werden, die Aula Palatina Konstantine, die Thermenan-



Grabstein aus Trier mit Christusmonogramm, das unverstanden als Rad wiedergegeben wurde

(Reiß Museum, Mannheim)

lage, der Speicherbau am Moselufer und schließlich der Dombezirk selbst. Der Dom zeigt heute noch bis über die hohen Fenster hinaus römisches Mauerwerk, die Südkirche wurde erst in gotischer Zeit durch den Neubau von Liebfrauen ersetzt. Erst der Normanneneinfall 888 zerstörte auch topographisch die römische Struktur der Stadt, die auch in karolingischer Zeit noch ein Zentrum der galloromanischen Bevölkerung des Moseltals war.

In den vier ausgestellten Grabsteinen aus Trier zeigt sich sowohl das Nebeneinander von Germanen und Romanen in der Stadt als auch der allmähliche Verlust der klassischen Eleganz in Sprache und Schrift.

Das römische Köln wurde um 460 zum Königssitz der Rheinfranken, die sich damit dem Brauch der anderen fränkischen Kleinkönigtümer anschlossen, die römischen Strukturen soweit wie möglich weiterzupflegen, weil



*Rekonstruktion der Ausstattung und Bekleidung des Frankenkönigs Chludwig als römischer Provinzgouverneur und fränkischer rex foederatus*

(Reiß-Museum, Mannheim)

sie ja eben sich selbst in der römischen Kontinuität stehend ansahen. Auch hier wurden, wie in Trier, die römischen Großbauten kontinuierlich weiterbenutzt und verschwanden nach und nach erst im Lauf des hohen Mittelalters. Unter den Nachfolgern Chlodwigs lebte die rheinfränkische Tradition weiter, jüngere Söhne, die den östlichen Reichsteil erhalten sollten, wurden aus rheinfränkischem Namengut benannt, immer wieder hielten sich austrasische Könige hier auf.

Einer der Bauten, das römische Prätorium am Rheinufer, wurde von den Frankenkönigen als Regierungssitz weitergenutzt – und blieb mit allen Nachfolgebauten bis heute Sitz staatlicher Verwaltungen. Als nach dem 2. Weltkrieg der heutige Neubau errichtet wurde, stieß man auf die römischen Grundmauern und ließ sie im Keller des Neubaus zur Besichtigung frei. Mit dem Fahrstuhl gelangt der heutige Besucher dorthin – und der Fahrstuhl hat dem Buch von Rudolf Pörtner, in dem er die Überreste der Römerzeit in Deutschland beschreibt, den Namen gegeben – „Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit“.

Was das Childerichgrab in Tournai für die Salfranken des 5. Jahrhunderts ist, ist das Damengrab unter dem Kölner Dom für die Rheinfranken des 6. Jahrhunderts.

Seine Auffindung unter dem Chor des Kölner Doms war eine Sensation in vielerlei Hinsicht. Der Leichnam selbst bestand zwar nur noch aus einzelnen Zähnen, einzelnen Röhrenknochen und Knochenresten, vermutlich vom Schädel, aber die außergewöhnlich reichen Beigaben erlaubten die sichere Identifizierung als das Grab einer Frau.

Vier Münzen lieferten einen Anhaltspunkt für die Datierung um 535. Auffallend war der reiche, überwiegend goldene Schmuck: eine golddurchwebte Stirnbinde, beide Ohringe, einen Armring, ein umfangreicher Halschmuck mit Gold-, Glas- und Bernsteinperlen, dazu Almandin und Münzanhänger, zwei Rosettenfibeln mit Goldkette, ein Armreif und zwei Fingerringe, die beiden Bügelfibeln von typisch langobardisch-thüringischer Form mit typisch langobardischem Ziergehänge, dann beide Schuhschnallen und Wadenbindenrie-

menzungen. Nägel und Holzreste beweisen, daß die Dame in einem Sarg beigesetzt war. Außerhalb des Sargs befanden sich Bronzebecken, Glasschalen und -flaschen, eine davon in einem Eimer. Eine Flasche enthielt noch Wasser in einer Qualität, die selbst heutige Chemiker vor Rätsel stellt. Nüsse und Kerne weisen auf eine Speisebeigabe hin. In einem Holzkasten mit Bronzebeschlägen befanden sich Spinnwirtel und ein Schuh. Eine Woldecke lag auf dem Sarg.

Obwohl jeder Hinweis auf den Namen der Toten fehlt, spricht vor allem der Bestattungsort innerhalb der Stadtmauer neben der Bischofskirche dafür, daß sie eine Angehörige des merowingischen Königshauses war. Auf Grund der Datierung und dem langobardisch beeinflussten Schmuck ist es recht wahrscheinlich, daß hier Wisigarde, die zweite Frau Heudeberts, bestattet wurde.

## UND DIE MORAL DER GESCHICHT?

Wenn Karl der Große allgemein als „Vater Europas“ tituliert wird, dann ist Chlodwig der Großvater. Er stellt sich durch seine Taufe und durch seine Kirchengründungen bewußt in eine Reihe neben Konstantin den Großen und füllt in seiner Außenpolitik den Raum des römischen Gallien (einschließlich Aquitaniens und der Germania) aus. In der bewußten Übernahme römischer Tradition hat er den Rahmen abgesteckt, in dem sich in den folgenden 1500 Jahren europäische Geschichte vollzieht. Sein Reich kann darüber hinaus als Muster dafür gelten, wie sich in einer Umbruchzeit alte Nationenbegriffe verwischen und neue entstehen.

Als Abbildungen sind dem Katalog zur Mannheimer Ausstellung „Die Franken, Wegbereiter Europas“ entnommen. Wir danken dem Reiß Mauseum, Mannheim, für die Abdruckgenehmigung.

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Christoph Bühler  
Lochheimer Str. 16  
69124 Heidelberg

# KRIEG GESCHICHTE DEUTSCHLAND 1945

## Kriegsende 1945

Zeitzeugen der Karlsruher Region erzählen

*Dokumentation „Kriegsende 1945. Zeitzeugen der Karlsruher Region erzählen.“ Das Buch wurde von einer Gruppe von Lehrerinnen und Lehrern im Arbeitskreis Landeskunde/Landesgeschichte beim Oberschulamt Karlsruhe aus einer einjährigen Projektarbeit herausentwickelt. Bereits im Vorfeld des 50jährigen Gedenkens an das Kriegsende haben Schüler und Schülerinnen von Karlsruher Schulen anhand eines Fragebogens Zeitzeugen des Kriegsendes interviewt. Das Ergebnis der Rückmeldungen und deren Auswertung liegt nun vor. Bücher über das Kriegsende 1945 gibt es zahlreich, aber daß in Form der „Oral History“ die damaligen Zeitzeugen jetzt einmal selbst zu Wort kommen, das ist zumindest in Karlsruhe bisher einmalig.*

*Die Dokumentation ist besonders geeignet zum Einsatz im Geschichts-, Gemeinschaftskunde- und Deutschunterricht. Sie führt Lehrer wie Schüler hautnah an die historisch-politischen Ereignisse, Erlebnisse und Erfahrungen von 1945 in der Region Karlsruhe heran.*

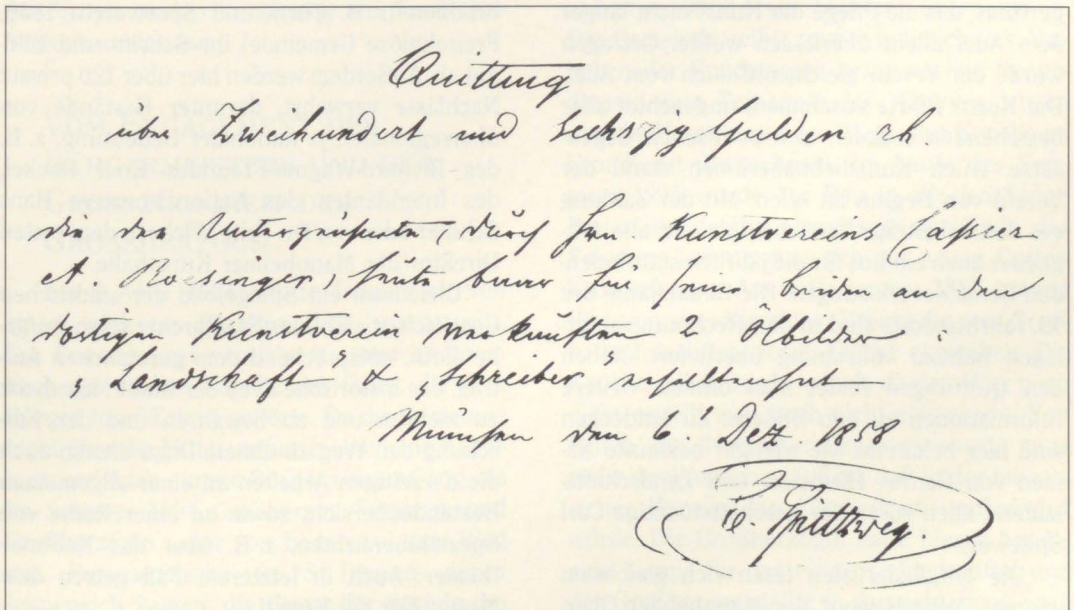
*Herausgeber: Arbeitskreis Landeskunde/Landesgeschichte  
Verantwortliche Autoren: Rainer Gutjahr, Reinhold Lang*

# Für die Kunst! ✓

## Der Bestand „Kunstverein“ im Stadtarchiv Mannheim

Am 13. August 1996 präsentierte Bürgermeister Eckhard Südmersen in einer Feierstunde im Stadtarchiv Mannheim der Öffentlichkeit einen, wie er es nannte, „Baedeker“ für die Reise durch den Unterlagen-Dschungel. Gemeint ist das vom Stadtarchiv erarbeitete Findbuch „Mannheimer-Kunstverein“. Dieser hatte bereits seit 1981 seine historischen Schriftdokumente dem Stadtarchiv treuhänderisch übergeben und immer wieder Unterlagen nachgereicht. Aus der ursprünglichen Karteikartensammlung erwuchs nun ein stattliches Findbuch von mehr als 300 Seiten bzw. 2417 Positionen. In seiner Dankesrede verwies der Vor-

sitzende des Kunstvereins, Notar Dr. Rainer Preusche darauf, daß die beiden Institutionen in einer Art „Joint venture“ verbunden sind: *Erst die Kette von subjektiver Kreativität, wertender Präsentation und nachvollziehbarer Katalogisierung, also die Dienstleisterkette Künstler, Kunstpräsentator und Archivar macht es den Menschen über die Zeiten möglich, Entwicklung für sich nutzbar zu halten.* Und in Anerkennung für die geleistete Arbeit revan-chierte sich Dr. Preusche mit einem Autographen des berühmten Malers Carl Spitzweg (s. Bild) beim Leiter des Stadtarchivs Dr. Jörg Schadt, das dem Depositum beigelegt wurde.



Eine Quittung über 260 Gulden, ausgestellt von Carl Spitzweg am 6. 12. 1858 für den Vereinskassierer A. Roesinger. Zwei Bilder erwarb der Kunstverein damals, darunter den „Schreiber“, der heute unter dem Bildtitel „Der Kaktusliebhaber (I. Fassung)“ zu den bekannteren Werken des Malerpoeten zählt.

Ein beziehungsreicher Festvortrag, der so viel Anklang fand, daß er beim Kunstverein wiederholt wird, und eine Ausstellung rundeten die Veranstaltung ab. Ganz spitzwegisch vermittelte Archivrat Dr. Ulrich Nieß, Betreuer der Verzeichnung, mit vielen Dias Näheres über die Geschäftsbeziehungen zwischen dem Münchner Malergenie und dem Mannheimer Kunstverein. Die Ausstellung gab Einblicke in die archivalischen Kostbarkeiten des Kunstvereins. Präsentiert wurde auch der sich wandelnde Kunstgeschmack im Laufe der Jahrzehnte anhand der sogenannten Jahresgaben: Der Verein ließ seinen Mitgliedern jährlich für viel Geld hergestellte Reproduktionen – zumeist Lithographien – von Gemälden zukommen. Fraglos: Die Kunst hielt ihren Einzug ins Archiv.

Der Archivalienbestand, den Frau Petra Bergmann mit viel Akribie verzeichnete, umfaßt rund 15½ laufende Meter und reicht zeitlich bis in die Anfänge des Vereins zurück. Der Mannheimer Kunstverein, 1833 gegründet, zählte alsbald über 1000 Mitglieder. Mit anderen Kunstvereinen am Oberrhein stand er in engem Kontakt, organisierte mit diesen eine jährliche Wanderausstellung zeitgenössischer Kunst. Gewiß war dies Ausdruck eines gewachsenen Selbstbewußtseins des gehobenen Bürgertums, das die Pflege der Kunst nicht länger dem Adel allein überlassen wollte. Getragen wurde der Verein gleichwohl auch vom Adel. Die Kunst führte zusammen, ungeachtet aller bestehenden sozialen und politischen Gegensätze. Auch Kunstliebhaberinnen stand der Verein von Beginn an offen. Mit der Zahlung des Jahresbeitrags erwarben sie wie alle Mitglieder auch ein Los für die jährlich stattfindenden Gemäldeverlosungen. Die Bildankäufe des 19. Jahrhunderts sind in den Rechnungsunterlagen nahezu vollständig überliefert. Neben den Quittungen findet man oftmals weitere Informationen zu den Bildern. Zu entdecken sind hier bekannte wie weniger bekannte Namen von Genre-, Historien- und Landschaftsmalern, allen voran der geschäftstüchtige Carl Spitzweg.

Die Mitgliederlisten lesen sich gleichsam wie ein „Who is who“ der Mannheimer Ober-

schicht. Bankleute, Lehrer, Juristen, Ärzte, Politiker – wer etwas auf sich hielt, trat dem Verein bei. Neuen Kunstrichtungen und Techniken gegenüber war er stets aufgeschlossen, experimentierte schon ab 1938 mit dem neuen Medium Photographie. In der Zeit der Weimarer Republik bot der Kunstverein zunehmend avantgardistischen Strömungen eine Plattform, trat gemäß seinem heute noch geltenden Selbstverständnis als „Förderer des Experiments“ auf. 1864 nahm der Verein von seiner bisherigen Praxis Abstand, sämtliche angekauften Gemälde an Mitglieder zu verlosen. Der Grundstock für die spätere Städtische Sammlung, die 1909 in der Mannheimer Kunsthalle aufging, war gelegt.

Der Archivalienbestand ermöglicht nicht nur kunsthistorische, sondern auch breite sozial- und stadtgeschichtliche Forschungen. Vergleichende Untersuchungen mit anderen Kunstvereinen könnten lokale Eigenheiten wie überregionale Kongruenzen hinsichtlich der Kunstströmungen der letzten 150 Jahre herausarbeiten. Im Stadtarchiv Mannheim ergänzt dieser Bestand einen ansehnlichen Fundus an außerstädtischem Schriftgut. So gaben die örtlichen Gliederungen der Parteien (CDU, F.D.P./DVP und SPD) sowie Vereine und Institutionen (z. B. Turn- und Sportverein 1846, Freireligiöse Gemeinde) ihr Schrift- und Bildgut ab. Außerdem werden hier über 120 private Nachlässe verwahrt, darunter Bestände von überregionaler, ja nationaler Bedeutung: z. B. des Richard-Wagner-Freundes Emil Heckel, des Intendanten des Nationaltheaters Hans Schüler oder von Dr. Fritz Wichert, dem ersten Direktor der Mannheimer Kunsthalle.

Gleichsam ein Spiegelbild der städtischen Gesellschaft sieht das Stadtarchiv seine Aufgabe darin, entsprechend dem gesetzlichen Auftrag, das historische Erbe der Stadt Mannheim zu mehren und zu bewahren und der Forschung den Weg zu ebnen. Dazu dienen auch die derzeitigen Arbeiten an einer allgemeinen Beständeübersicht sowie an einer Reihe von Spezialübersichten, z. B. über das Nationaltheater: Auch in letzterem Fall getreu dem Motto: *Für die Kunst!*



## Über die Entstehung der Bernhardus-Kapelle in Immeneich

Zurecht weist der Volksmund darauf hin, daß jede Münze zwei Seiten hat. Die Bau- und Entstehungsgeschichte der Bernhardus-Kapelle in Immeneich eignet sich hervorragend, um diese Volksweisheit zu bestätigen. Je nachdem, ob man die seinerzeitigen Vorgänge aus der Sicht des Gemeinderates oder aus der Sicht der jeweiligen Pfarrkuraten von Schlageten beleuchtet, stellen sie sich völlig unterschiedlich dar. Im folgenden wird versucht, die damaligen Ereignisse aus beiden Blickwinkeln zu betrachten. Zuerst werden die Vorgänge so geschildert, wie sie sich aus den Berichten des Gemeinderates ergeben. Anschließend wird versucht darzustellen, wie die betroffenen Ortsgeistlichen zu den Vorgängen um den Kapellenneubau standen.

### VOM ENGAGEMENT DES BÜRGERMEISTERS UND DER GROSSZÜGIGKEIT DES GROSSHERZOGS

Am 1. April 1894 wurde Immeneich von einem schweren Brandunglück heimgesucht. Die Feuersbrunst vernichtete unter anderem auch die einzige Kapelle des Ortes, die dem Bürger Josef Eckert gehörte. Da die Gemeinde nicht über die Mittel verfügte, eine neue Kapelle zu errichten, nutzte Bürgermeister Gäng, als im Sommer 1894 Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden auf dem Weg zur Sommerfrische in St. Blasien durch Immeneich kamen, die Gunst der Stunde. Im Verlauf des begeisterten Empfangs, den die Immeneicher Bevölkerung den königlichen Hoheiten bereitete, lenkte er das Augenmerk

des Landesvaters auf das Brandunglück. Besonders hob er die Bedrängnis hervor, die durch das Fehlen der Kapelle entstünde.

Großherzog Friedrich sagte der Gemeinde seine Unterstützung beim Bau einer neuen Kapelle zu und stellte spontan einen Zuschuß von 4000 Mark in Aussicht. Ende November 1894 beschloß er dann aber, sogar den ganzen Neubau aus seiner Privatkasse zu finanzieren und ließ den Karlsruher Architekten Professor Kossmann beauftragen, für Immeneich eine Kirche in Holzbauweise zu entwerfen. Der Architekt suchte einen geeigneten Bauplatz aus und zeichnete die Pläne. Vom Großherzog wurden fast die gesamten Baukosten, die sich auf etwa 9000 Mark beliefen, übernommen. Die Gemeinde selbst mußte lediglich das Ausheben der Fundamente besorgen, die Spandienste zum Transport des Materials leisten und die Herrichtung des Weges zur Kapelle im Frondienst übernehmen. Im Laufe des Sommers 1895 wurde der Bau in Block-Ständer-Bauart ausgeführt, bereits gegen Ende des Sommers konnte man sich am neuen Gotteshaus erfreuen. Am 9. September 1895 konnte Pfarrverweser Kiem<sup>2</sup> von Urberg die vom Großherzog gestiftete Josefs-Glocke einweihen. Die Kapelle selbst wurde jedoch, da der Altar noch nicht erstellt war, noch nicht eingeweiht. Von Seiten des Herrscherehepaares wurde nunmehr der Wunsch geäußert, daß in der Immeneicher Kapelle das Allerheiligste aufbewahrt würde. Die Großherzogin hatte hierzu bereits eine Lampe für das ewige Licht gestiftet und der Großherzog stellte in Aussicht, zu diesem Zweck eine Monstranz zu schenken.

Da es zu jener Zeit nicht üblich war, in einer Kapelle die heilige Messe zelebrieren

oder gar das Allerheiligste aufbewahren zu dürfen, wandte sich der Gemeinderat mit der diesbezüglichen Bitte an das Erzbischöfliche Ordinariat. In einem von Bürgermeister Gäng und den Gemeinderäten Böhler, Ebner und Schlegel unterschriebenen Bittgesuch wurde versprochen, sämtliche hierdurch anfallenden Kosten auf die Gemeindekasse zu übernehmen. Die Kirchenbehörde sah sich, wohl auch aufgrund der Einbindung des Großherzogs in diese Angelegenheit, nicht in der Lage, das Bittgesuch abschlägig zu bescheiden. Am 17. Oktober 1895 erhielt deshalb der Gemeinderat die Zusage, daß in der neuerbauten Kapelle nicht nur regelmäßig Gottesdienst gehalten würde, sondern daß dort auch das Allerheiligste aufbewahrt werden dürfe.

Nachdem in der Zwischenzeit ein Altar mit Tabernakel erstellt worden war, konnte die Kapelle am 28. Oktober 1895 durch Pfarrer Franz Xaver Dold<sup>3</sup> von Ibach, der auch Definitor des Dekanates Waldshut war, eingeweiht werden. Die endgültige Ausstattung der Kapelle ging wiederum zu Lasten des Großherzogs. Die General-Intendanz der Großherzoglichen Civilliste stellte dem Pfarrkuraten von Schlageten, Josef Belz<sup>4</sup>, 2000 Mark zur Anschaffung aller für die Zelebration und zur Aufbewahrung des Allerheiligsten notwendigen Gegenstände zur Verfügung. Gleichzeitig regte sie die Übertragung des Grundstückes und des Gebäudes auf einen kirchlichen Fond an. Zu diesem Zweck wurde der Kapellenfond Immeneich gegründet, dem am 5. Juni 1896 durch Erlaß des Großherzoglichen Ministeriums des Kultus und Unterrichts die staatliche und durch Erlaß des Erzbischöflichen Ordinariats vom 10. des gleichen Monats die kirchenobrigkeitliche Genehmigung erteilt wurde. Am 22. Juli 1896 wurde auf Beschluß des Katholischen Oberstiftungsrates ein besonderer Stiftungsrat für den Fond der Filialkapelle in Immeneich bestellt. Erster Fondsrechner wurde der Gemeinderat Vinzenz Ebner von Immeneich, den Mesner- und Glöcknerdienst versah der Postagent Josef Gäng. Das Areal, auf dem die Kapelle steht, wurde am 15. Juni 1897 durch den Kapellenfond, dem eine Person zu diesem Zwecke 20 Mark geschenkt hatte, zu diesem Preis erworben. Am 4. Oktober gleichen Jahres hat dann die General-Intendanz der Großherzogli-

chen Civilliste im Namen seiner Königlichen Hoheit dem Kapellenfond die Kapelle samt Einrichtung geschenkt.

Dank der Unterstützung von Seiten des Großherzogs bekam die Bevölkerung Immeneichs eine Kapelle, wie sie in Größe und Ausstattung nicht so schnell in einem Ort dieser Größe zu finden war. Der Erwähnung wert sind die beiden Glockenanschaffungen, die zur Ergänzung der vom Großherzog gestifteten Josefs-Glocke getätigt wurden. Das Geläut wurde erstmals in den Jahren 1913/14 durch eine zweite Glocke ergänzt. Der Kaufpreis wurde durch eine Spendenaktion aufgebracht. Leider wurde diese Glocke nach dem zweiten Weltkrieg durch einen Riß unbrauchbar. Als Ersatz wurde 1980 eine Glocke angeschafft, die nach dem Patron der Kapelle benannt wurde.

Durch die Währungsreform verlor der Kapellenfond sein geringes Kapital. Da es nicht sinnvoll war, für den kläglichen Rest eine gesonderte Rechnung zu führen, wurde die Rechnung des Kapellenfonds zum 21. 6. 1948 (Währungsreform) rechnerisch mit der Rechnung des Kath. Kirchenfonds von Schlageten vereinigt. Die Rechnung des Kath. Kirchenfonds wiederum wurde zum 1. 1. 1976 rechnerisch mit der bis dahin getrennt geführten Rechnung der Kirchengemeinde (Pfarrkuratie) vereinigt<sup>5</sup>.

## DIE ANDERE SEITE DER MEDAILLE

Als Pfarrkurat Götzmann<sup>6</sup> von Schlageten im Sommer 1894 mitbekam, daß in der Filialgemeinde Immeneich der Bau einer Kapelle betrieben wurde, war er gar nicht begeistert. Die ganze Angelegenheit wurde, von der Auswahl des Bauplatzes bis zur Erstellung der Baupläne, durchgeführt, ohne ihn in Kenntnis zu setzen. Seiner Meinung nach wäre für Immeneich eigentlich eine kleine Kapelle zur Abhaltung von Betstunden für die Verstorbenen ausreichend gewesen. Der ins Auge gefaßte Neubau erschien ihm reichlich überflüssig und als viel zu groß bemessen. Die erst fünf Jahre zuvor errichtete Pfarrkuratie Schlageten, zu der Immeneich als Filialort gehörte, verfügte damals über einen derart unzulänglichen Kirchenfond, daß aus ihm noch nicht einmal die

anfallenden Kulturaufwendungen bestritten werden konnten. Auch weigerten sich die Kirchspielsgemeinden, die notwendigen Reparaturen am Pfarrhaus in Schlageten zu bezahlen. Vor diesem Hintergrund sah es Pfarrkurat Götzmann nicht ein, daß der damals 200 Seelen umfassenden Ort Immeneich eine Kapelle mit einem Fassungsvermögen von 50 Plätzen errichten wollte. Und das auch noch, ohne ihm oder dem Erzbischöflichen Ordinariat gegenüber überhaupt ein Wort darüber zu verlieren. Pfarrkurat Götzmann erkannte sofort, daß man in Immeneich nicht einfach nur eine Kapelle erbauen, sondern auch das Recht erwirken wollte, daß dort regelmäßig Gottesdienst gefeiert würde. Da dieses Recht für ihn als Pfarrer eine Pflicht darstellte, fand er es unerhört, daß man ihn einfach vor vollendete Tatsachen stellen wollte. Bei seiner Beurteilung des Sachverhaltes fiel es für die Immeneicher sicherlich nicht günstig ins Gewicht, daß er ihnen eine recht laue Einstellung der Kirche gegenüber bescheinigen mußte. Als er zum Beispiel für Fronleichnam von den Mädchen des Kirchspiels Kränze zum Schmücken der Pfarrkirche binden ließ, hieß es in Immeneich: „für die Schlageter machen wir keine Kränze.“ Auch mußte er feststellen, daß die Immeneicher die Gottesdienste nicht allzu oft besuchten und jeden Sonntag während des Amtes das Vieh austrieben. Und das, obwohl auf Betreiben des Amtmannes zwischen ihm und der Gemeinde ein Vertrag abgeschlossen worden war, nach dem gerade dies nicht mehr während der Messe geschehen sollte. Pfarrkurat Götzmann war wohl zurecht verbittert, wie man in Immeneich Vertrag, Kirchengebot und Pfarrer achtete.

Das seltsame Verhältnis zwischen Gemeinde und Pfarrer erklärt sich dadurch, daß Immeneich eine Hochburg der Liberalen war, die sich zu jener Zeit durch ihre Kirchenfeindlichkeit auszeichneten. Bei den Landtagswahlen hatte Immeneich zu  $\frac{3}{4}$  liberal gewählt und so kann es nicht verwundern, daß der Gemeinderat offen gegen den Pfarrer arbeitete.

Auch der Nachfolger von Pfarrkurat Götzmann, Kurat Josef Belz, sah keinen Anlaß, sich über die Immeneicher Kapelle zu freuen. Er wurde gleich zu Beginn seiner Tätigkeit mit der Forderung konfrontiert, daß er wöchent-

lich zweimal, jeweils bei Gelegenheit des dortigen Schulbesuches, Gottesdienst in der neuen Kapelle feiern solle. Über die Bestreitung der hierdurch entstehenden Unkosten wie Wachs, Öl für das ewige Licht, Paramente, Meßwein, Mesnerlohn und ähnliches wollte der Gemeinderat mit ihm aber nicht verhandeln. Während der Gemeinderat dem Ordinariat gegenüber eine großzügige Regelung dieser Punkte in Aussicht gestellt hatte, verweigerte man dem Pfarrer zuerst ein Gespräch in dieser Sache. Erst im Spätjahr 1895 wurde Kurat Belz zu einer Gemeinderatssitzung gebeten, die in dieser Sache abgehalten wurde. Hierbei verlangte man vom Pfarrer, jährlich 50 heilige Messen in Immeneich abzuhalten. Die von ihm beanspruchte Ganggebühr von 1 Mark erschien dem Gemeinderat jedoch als zu hoch. Die Gemeinderatssitzung endete mit einem Eklat. Bürgermeister Gäng war nämlich mit einem gehörigen Rausch erschienen und benahm sich infolgedessen dem Geistlichen gegenüber so grob, daß sich Kurat Belz genötigt sah, die Sitzung vorzeitig zu verlassen. Nicht nur, daß Bürgermeister Gäng meinte, die Ganggebühr einseitig auf 50 Pfennig festlegen zu können, er verlangte auch, daß in Zukunft alle Hochzeiten, Opfer, Jahreszeiten und dergleichen in der Immeneicher Kapelle zu halten seien. Auch prophezeite er, daß es nicht lange dauern würde, bis in Schlageten ein Vikar zur Versorgung der Immeneicher Kapelle aufziehen müsse. Erst als auf Betreiben der General-Intendantz der Großherzoglichen Civilliste die Kapelle samt Grundstück an einen kirchlichen Fond übertragen werden sollte, was nur mit Zustimmung der Freiburger Kirchenbehörde erfolgen konnte, lenkte der Gemeinderat ein. Am 29. April 1896 einigte er sich mit Kurat Belz auf eine Ganggebühr von 50 Pfennig zuzüglich eines Frühstückskaffee für den Geistlichen. Auf den Gemeinderat wurde auch dadurch Druck ausgeübt, daß sich der Stiftungsrat von Schlageten weigerte, die Kapelle in das Eigentum des Kirchenfondes der Kuratie zu übernehmen. Da die Immeneicher in den vergangenen Jahren kein Scherflein für die Herz-Jesu-Kirche in Schlageten übrig hatten, wollte man nun auch nicht mit dem dortigen Kirchenfond für die Immeneicher Kapelle eintreten. Somit war klar, daß für die Bernhardus-Kirche ein

eigener Kapellenfond gegründet werden mußte. Nachdem dies geschehen war, kehrte aber immer noch keine Ruhe ein. Als die zuerst auf drei Jahre erteilte Erlaubnis zur Aufbewahrung des Allerheiligsten in der Kapelle Anfang 1899 zur Erneuerung anstand, setzte sich Pfarrkurat Belz mit Macht dafür ein, daß keine unbefristete Verlängerung gewährt wurde. Er begründete dies mit der Gottesdienstteilnahme in Immeneich, wo im Sommer sogar der Besuch von Seiten der Frauenwelt zu wünschen übrig ließ. Von Seiten der Männer bezeichnete er ihn als minimal und fügte an, daß die hochliberalen Herren Gemeinderäte fast nie in der Kapelle zu sehen seien und der Sonntagspflicht in Schlageten höchstens einmal monatlich nachkämen. Bürgermeister Gäng und Gemeinderat Schlegel, beides Fuhrhalter, warf er vor, an Heilige Drei König oder an den Marienfesten wie an den Werktagen zu arbeiten. Am Gründonnerstag 1896, also wenige Wochen nachdem man angefangen hatte, das Allerheiligste in der Kapelle aufzubewahren, kam nicht ein einziger Mann aus Immeneich zu der festgesetzten Betstunde vor dem Allerheiligsten in der Pfarrkirche. Dieser Beurteilung schloß sich das Dekanat an und bezeichnete in seinem Bericht an das Ordinariat die Bevölkerung in Immeneich und Umgebung als „in religiöser Beziehung ziemlich kalt“.

Der Bau der Immeneicher Kapelle hat den Pfarrkuraten von Schlageten sicherlich mehr Verdruß als Freude bereitet, da er zum Werkzeug politischer Interessen wurde. Anders läßt sich nicht erklären, daß sich der protestantische Großherzog, der ja in Personalunion Landesbischof der vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche Baden war, derart für den Kapellenbau und für die Aufbewahrung des Allerheiligsten einsetzte. Man wollte

offensichtlich die nationalliberal gesinnte Einwohnerschaft von Immeneich belohnen und gleichzeitig allen Katholiken zeigen, „seht, wie gut die liberale Regierung zu den Katholiken ist, seht wieviel Verständnis sie für diese aufbringt.“ Ein Vorhaben, das zumindest in bezug auf all jene gelungen ist, die nicht die leidvollen Erfahrungen der Schlageter Pfarrkuraten erlangen mußten.

---

*Quellen:*

- Erzbischöfliches Archiv Freiburg: Erzb. Ordinariat Nr. 10942: Immeneich, Pastoration, Kapelle und Bauten, vol. I, 1894–1911
- Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg (Akten der Registratur): Bauten/Fahrnisse St. Blasien-Albtal, 94.16.10, seit 1975

---

*Anmerkungen:*

- 1 Immeneich, Filialort der Pfarrkuratie Schlageten (jetzt St. Blasien-Albtal).
- 2 Heinrich Kiem (1865–1944), von 1893–1895 Pfarrverweser von Urberg.
- 3 Franz Xaver Dold (1846–1903), von 1885–1896 Pfarrer von Unteribach.
- 4 Josef Belz (1866–1928), von 1895–1900 Pfarrkurat von Schlageten.
- 5 siehe Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 1975 S. 419.
- 6 Wilhelm Götzmann (1867–1928), von 1892–1894 Pfarrkurat von Schlageten, promovierte 1897 zum Dr. theol.

Anschrift des Autors:  
Michael Rudloff  
Breitenweg 8  
79194 Gundelfingen

## Kappentrögle, geschenkt als Zeichen der Liebe, verwahrt als teurer Besitz

Der Geschichtsverein Buchenberg zeigt im Dorfmuseum im Rathaus in Buchenberg eine reiche Auswahl von Kappentrögle aus den Schlafzimmerschränken der Großmütter und Urgroßmütter, lange versteckte Schmuckkästchen und Schachteln für den persönlichen Besitz. Vorstandsmitglied Bernd Müller wies in der Einführung zu der Ausstellung darauf hin, daß Kappentrögle eine Sonderform süddeutscher Volkskunst und auch ein fester Bestand-

teil des Brauchtums im Schwarzwald sind. Sie gehören zum Formenkreis der Minnekästchen oder Minnetrühelein, die im Bräuchen um Lieb und Hochzeit eine Rolle spielen. In Form und Dekor sind sie durchweg dem Großmöbel der Truhe nachgebildet und dienen zum gesicherten Verwahren intimer Dinge, oft auch von Schmuckgegenständen, die als Bestandteil der Tracht dienen konnten. Seit dem 13. Jahrhundert sind von Kunsthandwerkern aufwendig



*Eines der im Dorfmuseum ausgestellten Kappentrögle.*

Bild: Johann Haller

angefertigte Minnekästchen bekannt. Im Rahmen des ritterlichen Minnedienstes wurden sie der geliebten Frau als Liebespfand verehrt, oft mit einem ganz persönlichen Inhalt, z. B. Gegenständen, die eine enge körperliche Berührung mit dem Gebenden erfahren hatten oder sonstwie in enger Beziehung zu ihm standen. Da höfische Kultur und Bräuche immer schon in enger Wechselbeziehung und Kultur und Bräuchen des einfachen Volkes standen, ist davon auszugehen, daß es ähnliche Formen auch dort gab. Bäuerliche Minnegaben sind allerdings zumeist Gebrauchsgegenstände für das tägliche Leben, veredelt für den besonderen Anlaß durch besonders schöne Ausführungen und vielfältige, symbolreiche Verzierungen. Meist sind sie selbst gearbeitet von den mehr oder weniger geschickten Händen der Burschen und Männer. Somit waren sie eine ganz persönliche Gabe, die viel über den Geber und sein Gefühl aussagen konnten. All diese Trögle sind in dieser Ausstellung unmittelbare Zeugen ganz persönlicher Wünsche, Sehnsüchte und Schicksale. Es entstanden regionale Eigenarten in Form und Verzierung, die immer wieder variierten sich bis in die jüngste Vergangenheit halten konnten. Im Schwarzwald mit seiner großen Tradition des Uhrenschlimalens verwundert es nicht, daß Methoden und Techniken dieses Gewerbes auch bei der Anfertigung von Kappentrögle Anwendung fanden.

Aber sie waren nicht nur ganz persönliche Geschenke, wie diese auch heute bei Verliebten üblich sind. In einer Welt der Bildzeichen, die völlig anders denkt und fühlt und als unsere vertraute Schreib- und Lesewelt, sind Formeln, Gebärden, Handlungen, Sinnbilder und symbolische Gegenstände wichtige Darstellungsmittel von Gültigkeit und Legitimität, sie haben verpflichtenden Charakter und soziale Konsequenzen. Der Gabentausch unter Liebenden also als Versprechen, als Form der Besiegelung eines rechtskräftig geschlossenen Vertrages, das überreichte Liebespfand besiegelt somit die Rechtskraft von Verlobung und Ehe. Auch im Schwarzwald wurden die Kappentrögle vor allem wohl bei der offiziellen Verlobung des jungen Paares übergeben und erinnern an den geschlossenen Ehebund. Entsprechend ist auch die verwendete Symbolik. Es finden sich

händereichende Menschenpaare, oft in der Mode der Zeit aufgeputzt. Ihre Deutung als Hochzeitspaare ist einfach, Darstellungen von Adam und Eva, dem Ur-Liebespaar, dienen der biblischen Begründung des Ehebundes. Der Paradiesbaum dabei ist auch das Symbol des Lebensbaumes, der Stamm- und des Familienbaumes. Er kann auch allein auftreten als Symbol der Fruchtbarkeit, aber er hat auch Mahncharakter, erinnert er doch auch an den Sündenfall. Herzen galten schon in der Antike als der Sitz des Lebens und der Seele. Der Regensburger Domherr Konrad von Megeburg formuliert das 1350 so: Das Herz sei „anvanch einer ieglichen rerung“ und „schatzlädelein des lebens“, auch „triebkraft allen körperlichen wachstums“. Ein besonders sinnfälliger Ausdruck hierfür ist das Herz mit einem Pflanzenzweig oder Blütenproß, ein Symbol des Lebens, des Gedeihens und des Glückes. Das brennende Herz steht für die aufflammende, glühende Liebe, ist allerdings seit dem Spätmittelalter auch das religiöse Symbol für die Liebe Gottes. Das vom Pfeil durchbohrte Herz ist ein Motiv bereits in der Antike: Eros und Amor lassen den Pfeil den Funken der Liebe ins menschliche Herz tragen.

Im Mittelalter übernimmt „Frau Minne“, die Personifizierung dieser ritterlichen Form des Liebesdienstes diese Rolle, durchbohrt dem liebenden Ritter das Herz und macht es damit wund: Liebesfreud und Liebesleid gemeinsam finden so ihr Symbol.

Aber auch die Symbolik der Farben sollte man nicht vergessen. Dazu zitierte Bernd Möller Ludwig Uhlend: „Der Dichter wird von einer minniglichen Frau befragt, was jede der verschiedenen Farben meine, worein jetzt, nach einem durch alle Lande übliche Funde, die Männer sich kleiden, um damit Kunde zu geben, wie sie gegen ihre Freundinnen gesinnt seien. Es gibt folgende Aufschlüsse: Grau sei ein Anfang, und der Träger dieser Farbe gebe zu erkennen, daß er noch frei von Minne sei. Rot bedeutet die Not des Minners, der wie feurige Kohle brenne. Blau bezeichne Stetigkeit, Treue. Wer weiß trage, lasse die Hoffnung merken, die sich seiner Liebe aufgetan. Schwarz meine Zorn und Trauer über vergeblichen Dienst und über die Untreue der Geliebten. Gelbe Farbe, die selten getragen werde, sei

der Minne Sold. Das reiche minnigliche Gold verkünde die erlangte Gewährung“.

Das Dorfmuseum des Geschichtsverein Buchenberg mit der Sonderausstellung „Kappentrögle“ ist vom November bis April an jedem ersten Samstag eines Monats und von Mai bis

Oktober jeden Samstag von 14.00 bis 17.00 Uhr geöffnet.

Anschrift des Verfassers:  
Johann Haller  
Buchenbergstr. 30  
78126 Königsfeld



---

**CHRISTOPH DANIEL  
SCHENCK**



**BAROCKBILDHAUER  
VOM BODENSEE**

---

**AUSSTELLUNGSORTE  
UND ÖFFNUNGSZEITEN**

*21. September bis  
10. November 1996*

**Rosgartenmuseum Konstanz**  
Rosgartenstraße 3-5,  
78459 Konstanz

Öffnungszeiten:  
Di-Do 10-17 Uhr, Fr-So 10-16 Uhr  
Montags und an gesetzlichen  
Feiertagen geschlossen

Telefon: 0 75 31 / 90 02 46

*5. Dezember 1996 bis  
23. Januar 1997*

**Augustinermuseum Freiburg**  
Augustinerplatz, 79089 Freiburg

Öffnungszeiten:  
Di-So 10-17 Uhr

Telefon: 07 61 / 2 01 25 31

*23. Februar bis 13. April 1997*

**Württembergisches Landes-  
museum Stuttgart**  
Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart

Öffnungszeiten:  
Di 10-13 Uhr, Mi-So 10-17 Uhr

Telefon: 07 11 / 2 79 34 00



# Das Prämonstratenserkloster Allerheiligen und die Seelsorge

Festvortrag zur Eröffnung der Feierlichkeiten „800 Jahre Allerheiligen“ am  
24. Mai 1996 in der Klosterruine Allerheiligen

Immer wieder inspirierten die Ruinen von Allerheiligen nicht nur Maler und Zeichner<sup>1</sup>, sondern auch Schriftsteller und Dichter zur geistigen Auseinandersetzung und künstlerischen Gestaltung. Eduard Brauer, im Hauptberuf Jurist im badischen Staatsdienst, ließ sich von der Gründungssage Allerheiligens anregen und gestaltete das bekannte Sujet um 1840 in einem Gedicht<sup>2</sup>. Uta von Schauenburg schickt den Esel mit dem Geldsack aus, wo der Esel das Geld abwirft, soll das Kloster entstehen:

*Rat Langohr schleicht in tragem Gang,  
Dem weiland amtsgemäßen,  
Als wär er all sein Leben lang  
Herzoglicher Rat gewesen.*

Was hier noch als ironischer Seitenhieb auf die schwerfällige großherzogliche Bürokratie der Vormärzzeit verstanden werden könnte, offenbart sich in Brauers Gedicht als rationalistische Kritik am Wunderglauben. In einem zweiten Gedicht wird das Ende Allerheiligens, dessen Gründung ohnehin als das Werk eines „Esels“ diskreditiert ist, als Bestandteil einer säkularen Fortschrittsgeschichte sogar positiv bewertet. Die Aufhebung des Klosters und die Brandkatastrophe von 1804 symbolisieren den Anbruch einer „neuen“ Zeit:

*Adels- Preis und Herrlichkeit  
Priestermacht und – glanz verbleichen,  
Debb im West mit blut'gen Zeichen  
Steigt empor die neue Zeit!*

Das Fanal der Französischen Revolution sollte demnach eine Periode einleiten, in der

Priestermacht und Mönchtum keinen Platz mehr haben. Klöster wurden als „Horte des finsternen Mittelalters“, „dumpfen Aberglaubens und Vorurteils“ und als organisierte Entmündigung des Individuums verstanden. Die Ruinen von Allerheiligen sind für Brauer kein Anlaß zur Trauer, sondern zur Euphorie. Die Säkularisation wird sozusagen literarisch nachvollzogen. Der Ottenhöfener Kurgast und Frankfurter Irrenarzt Heinrich Hoffmann, als Autor des bekanntesten deutschen Kinderbuches „Der Struwpeter“ weltberühmt geworden, wendet in seinen Allerheiligengedichten diese Sichtweise ins Frivole, wenn er beschreibt, wie an der altehrwürdigen Stätte nunmehr ein Wirtshaus errichtet wird<sup>3</sup>:

*Und wieder kam ein frommer Mann  
Die Schlucht herab gegangen;  
Er schaute die Mauern prüfend an,  
Was damit anzufangen.  
„Es ist etwas in dem Gestein,  
Als wollt' es gern ein Wirtshaus sein.“*

In diesem Wirtshaus tagt nun ein neuer Konvent: Zecher, die ganz andere „Heilige“ verehren: Sankt Klingelberg, Sankt Zeller usw.

Unmittelbar nach 1945 stand der Schriftsteller Reinhold Schneider tief erschüttert in der Ruine der Klosterkirche Allerheiligen:

*Als ich zwischen den Trümmern vor leeren  
Sarkophagen stand, deren Höhlungen mit  
einer besonderen Rundung für das Haupt  
der menschlichen Gestalt nachgebildet ist,  
erschütterte mich die Frage nach den Toten.  
Wo waren sie? Wo war ihr Gebein? . . .*

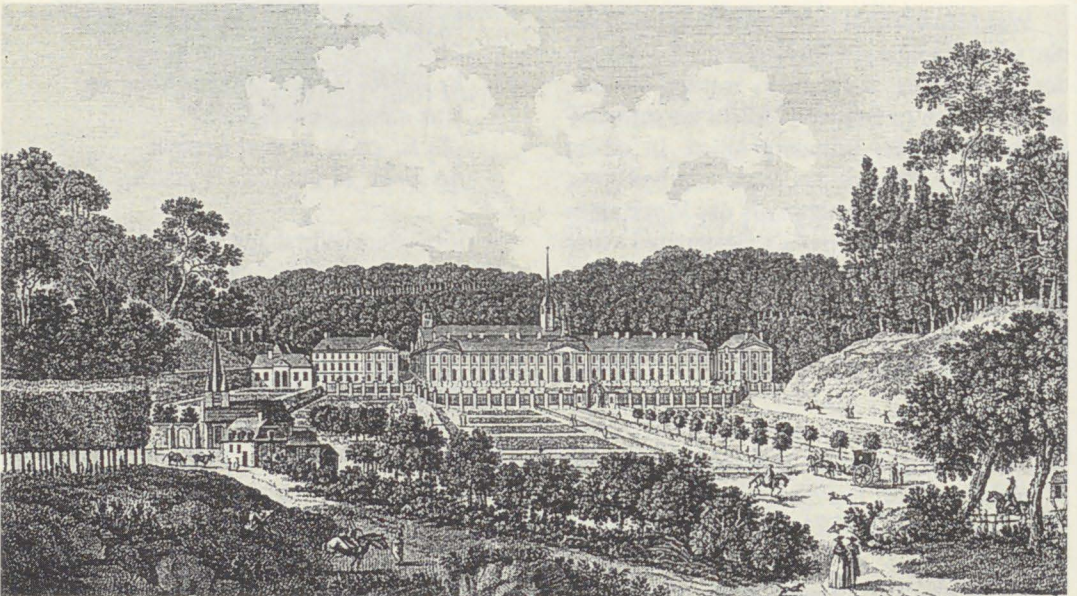
*Mich überwältigte die Sehnsucht nach dem Tode, nach dem Nichtmehr sein. Nie-mehr-sein. Ich wollte mich begraben lassen wie die Mönche von Allerheiligen, ich wollte schlafen, bald und für immer mich dieser Welt entziehen, von der ich bereits wußte, daß sie meine höchsten Hoffnungen nicht erfüllen, daß sie mich mit der immer neuen Erfahrung ihrer Tragik niederbeugen werde<sup>4</sup>.*

Der letzte Satz dieses Zitates macht deutlich, daß Schneider nicht nur seine persönliche Melancholie und Resignation ausspricht, sondern auch sich als Zeitgenosse äußert. Die Ruinen von Allerheiligen beschwören die Gegenwart der zerstörten deutschen Städte, aber auch der politischen und moralischen Trümmerlandschaft Deutschlands. Mehr noch: Die irdische Passion von Krieg und Gewalt, von Völkermord und Verbrechen lassen Schneider am Menschen selbst zweifeln und verzweifeln. Nichts mehr schien geblieben zu sein von der Aufbruchstimmung der „neuen Zeit“, der Moderne, die noch Brauer beschworen hatte. Die Moderne brachte auch die Erfahrung der geschichtlichen Katastrophe mit sich, die säkula-

re Heilslehren und politische Utopien ausgelöst hatten. Die religiöse Wendung Schneiders, nur Betern könne es gelingen, „Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten“, also die Welt zu retten, wurde in radikalen Tendenz verkannt und von vielen Kritikern als Marotte abqualifiziert.

Das Ende der Klöster war und ist nur ein Bestandteil eines umfassenden Säkularisierungsprozesses. Dieser hat lange den Blick dafür getrübt, worin die Leistungen der Klöster bestanden. Am Beispiel der Prämonstratenser von Allerheiligen<sup>5</sup> ließen sich viele Aktivposten nennen: Durch die Chorherren von Allerheiligen kam der Weinbau<sup>6</sup> ins Tal; die Meierhöfe des Klosters waren landwirtschaftliche Musterbetriebe<sup>7</sup>. Die Klosterschule von Allerheiligen<sup>8</sup> wurde weithin gerühmt. Nicht nur die zerstörte Klosterkirche, sondern vor allem die 1470–1488 in Lautenbach errichtete Wallfahrtskirche Mariae Krönung verkörperte und verkörpert Gipfelpunkte spätgotischer Kunst<sup>9</sup>.

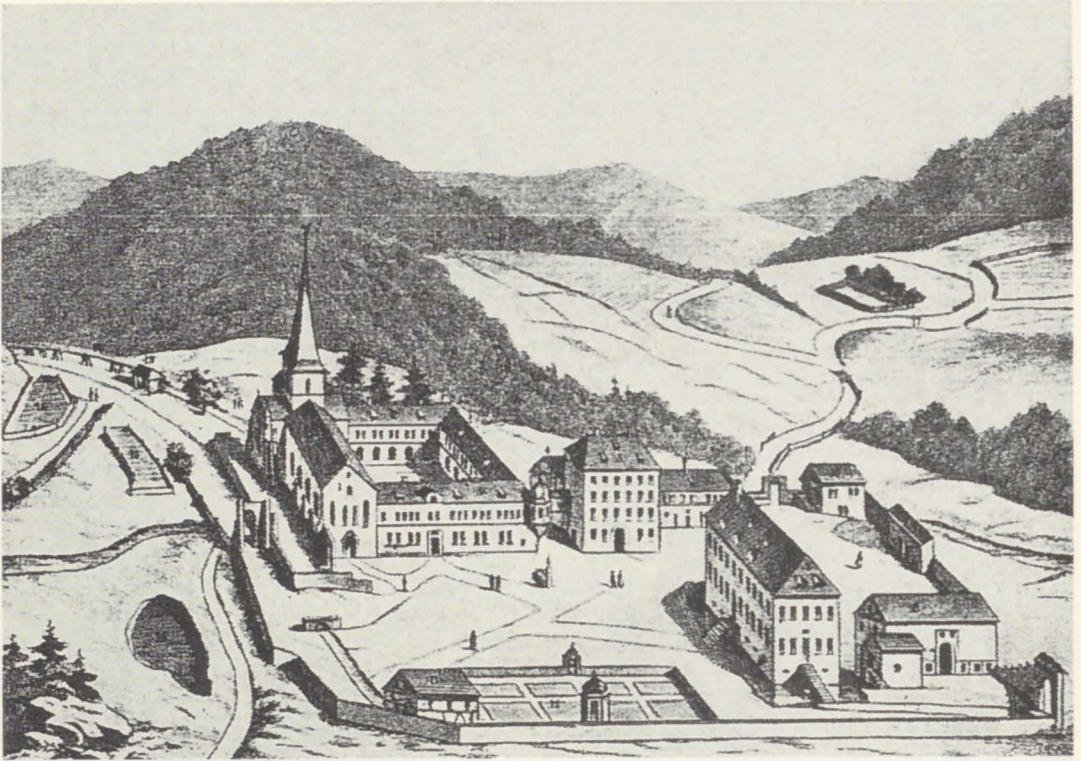
Norbert Elias hat in seinem Werk „Über den Prozeß der Zivilisation“ zu beschreiben versucht, wie seit der höfischen Zeit die politische und wirtschaftliche Zentralisierung die



*Das Gründungskloster der Prämonstratenser, die Abtei Prémontré im Jahr 1784*



*Der Ordensgründer Norbert von Xanten (Pfarrkirche Nußbach um 1700)*



Die Klosteranlage von Allerheiligen um 1700

Zivilisation vorangetrieben hat.<sup>10</sup> Er hat m. E. dabei die Rolle des „Überbaus“, die Bedeutung der Spiritualität der Klöster und Kirchen für die Überwindung barbarischer Umgangsformen und für die Evolution der Kultur unterschlagen. Der aus Bohlsbach gebürtige Naturphilosoph, Zoologe und Arzt Lorenz Oken, der ganz aus der Nähe das Ende Allerheiligen miterlebte, hat als einer der ersten Intellektuellen sein Unbehagen über die Mißachtung der Kulturleistung der Klöster formuliert:

*Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichen herabsetzte. . . Waren denn nicht sie es, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit ihr sittliche Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nicht als halbwilde Germanen.<sup>11</sup>*

Im Zentrum prämonstratensischen Bemühens und damit auch der Chorherren von

Allerheiligen stand die Seelsorge. Schon bei den beiden Gründervätern des Ordens, dem hl. Augustin von Hippo<sup>12</sup> und Norbert von Xanten<sup>13</sup>, verband sich priesterliches Wirken mit klösterlichen Lebensformen. Augustinus, in der nordafrikanischen Stadt Tagaste geboren, gründete als Presbyter eine klösterliche Niederlassung und wohnte auch nach seiner Wahl zum Bischof von Hippo in einer Klerikergemeinschaft, die nach festen Regeln zusammenlebte. Auf der Aachener Reichssynode von 816 wurde das klösterliche Zusammenleben der Kleriker kirchenrechtlich festgelegt; die Mitglieder der Kommunität bezeichneten sich als „Chorherren“.<sup>14</sup>

Norbert von Xanten, um 1180 auf der Burg Gennep als nachgeborener Adelssohn auf die Welt gekommen, trat zunächst in das Stift Xanten ein. Nach seiner persönlichen Bekehrung – er wurde wie der hl. Paulus vor Damaskus durch einen Blitz vom Pferd geworfen – versuchte er im Sinne der Gregorianischen Reform die Stifte in Xanten und Köln nach der

strengen augustinischen Regel zu erneuern, fand aber keine Resonanz für seine Forderungen nach Askese, Buße, Besitzlosigkeit und einem apostolischen Leben. Wie die Apostel zog Norbert aus, um als Wanderprediger in der Welt zu wirken. Sein um 1120 gegründetes Kloster Prémontré verließ er 1126 wieder, um Erzbischof von Magdeburg zu werden. Dort gründete er nicht nur Prämonstratenserniederlassungen, sondern reformierte im Sinne seiner Ideale den Diözesanklerus. An die Stelle der apostolischen Wanderpredigt der Aufbruchzeit trat für die Prämonstratenser die kontinuierliche Gemeindeseelsorge. Von den Prämonstratenserstiften aus wurden immer mehr Pfarreien seelsorgerlich betreut.

Allerheiligen bekam bei seiner Gründung durch die Verleihung des Nußbacher Patronatsrechtes seinen Seelsorgeauftrag zugewiesen. Da die Nußbacher Pfarrei<sup>15</sup> zu diesem Zeitpunkt das gesamte Renttal mit den Kapellen Oberkirch und Oppenau bis zur Wasserscheide des Kniebis umfaßte, war der Raum für das umfangreiche seelsorgerische Wirken der Chorherren von Allerheiligen vorgegeben. Dennoch sollte es eine geraume Zeit dauern und mit vielen Schwierigkeiten verbunden sein, bis Allerheiligen die Seelsorgetätigkeit in vollem Umfang aufnehmen konnte.

Die Nußbacher Kirche und damit der Pfarrsatz war Bestandteil des schon in die karolingische Zeit zurückreichenden Nußbacher Hofes. Über ihn konnte Uta nicht verfügen, da er Eigentum der Zähringer und nach dem Tod Bertholds V. 1218 von deren Erben war. So bemühte sich das Kloster von Anfang an, sich die Gründung einschließlich des Patronats von Päpsten, Kaisern und Königen bestätigen zu lassen und den Kreis der Stifter nachträglich auf die Angehörigen des zähringischen Familienclans auszuweiten.<sup>16</sup> Schließlich erwarb es von der verwitweten Gräfin Adelheid von Freiburg 1239 den Nußbacher Dinghof mit dem Pfarrsatz. Die territorialstaatlichen Ambitionen der Fürstenberger und der Markgrafen von Baden stellten erneut das Seelsorgerecht Allerheiligens infrage. Der Markgraf von Baden beanspruchte die Nußbacher Kirchenvogtei und nahm sogar 1241 den Propst gefangen, mußte jedoch verzichten. Heinrich von Fürstenberg kaufte 1275 den unteren Nußbacher

Hof zurück, beließ Allerheiligen jedoch nominell die Pfarreirechte. 1327 konnten die Prämonstratenser den Hof zurückerwerben. Aber noch 1346 war ein Graf Heinrich von Fürstenberg in Nußbach Pfarrer; das Kloster mußte offensichtlich 150 Jahre lang immer wieder einkirchlichen Ansprüchen entgegenkommen, um dauerhaft seine Rechte sichern zu können.

Es erscheint fast als ein Wunder, daß Allerheiligen, weit fern von seinen Kirchen und Kapellen und nur mit dürftigem Stiftungsvermögen ausgestattet, diese Anfangsschwierigkeiten überwinden konnte. 1225 war nach der Inkorporation der Nußbacher Kirche die Seelsorge im Tal neu organisiert worden. Die Kapellen in Oberkirch und Oppenau wurden zu selbständigen Pfarrkirchen erhoben. Damit wurde erstmals eine ortsnahe Seelsorge möglich.

Der Windberger Ordenshistoriker Norbert Backmund hat darauf hingewiesen, daß die Seelsorge vor der Übernahme durch Reformklöster und Stifte vielfach unbefriedigend war. Die Kirchen wurden oft von den adeligen Eigenkirchenherren als Einnahmequelle betrachtet. Die Pfarrorganisation war nicht den Seelsorgenotwendigkeiten angepaßt, der Pfarrklerus war schlecht bezahlt und ungebildet, das Wissen des Volkes rudimentär, von Aberglauben und magischen Praktiken geprägt, es gab kein Gemeindebewußtsein.<sup>17</sup> In diesem Sinne war die Übernahme der Seelsorge durch Allerheiligen mit einer zweiten Christianisierung verbunden. Die gebildeten Prämonstratenser versuchten ihren Gläubigen eine vertiefte Sicht des Christentums zu vermitteln. Etwas von diesem volksaufklärerischen Bemühen wird noch aus den Äußerungen des letzten Prämonstratenserpfarrers in Oppenau Bernhard Benz spürbar, der beklagt, daß das Volk in seinem Kirchspiel Oppenau mehr den „väterlichen Traditionen“ und „alten Vorurteilen“ anhängt als „den Beweisen des lichten Verstandes“ folge.<sup>18</sup>

Die Konventsgröße brachte es mit sich, daß Allerheiligen Schwierigkeiten hatte, seine eigenen Ansprüche einzulösen. 1484 zählte der Konvent nur 12 Kanoniker, 1519 nur 9, 1594/1604 wegen des Straßburger Bistumsstreits nur 4, 1657 15 Priester und 5 Primizianten, 1803 26 Kanoniker.<sup>19</sup> Man darf vermuten, daß



*Einer der Seelsorger aus dem Prämonstratenserstift Allerheiligen: Er war Pfarrer in Nußbach und wurde 1677  
18. Abt des Klosters Roggenburg*

(Original: Kloster Roggenburg)



*Die Ruine Allerheiligen auf einer romantischen Darstellung um 1840*

in der Anfangszeit die personellen Nöte des Klosters in der schmalen materiellen Basis und sicher nicht in der fehlenden Anziehungskraft der Niederlassung begründet lagen. Der Propst des Benediktinerklosters Honau sah sich wohl deswegen veranlaßt, 1280 zugunsten des Konvents und der Aufbesserung der Kost Höfe und Gefälle zu schenken. Die zielbewußte Erwerbspolitik der Pröpste Allerheiligens diente einzig und allein dazu, die Zukunft des Klosters zu sichern und die Erfüllung der vielfältigen sozialen und seelsorgerlichen Funktionen zu gewährleisten.<sup>20</sup>

In den ersten Jahrhunderten war es notwendig, auch Weltpriester für die Seelsorge anzustellen, wie mehrere seit 1297 erteilte bischöfliche Privilegien bezeugen. Allein die Betreuung der drei Renchtäler Hauptpfarreien erforderte sechs Seelsorger. Von Oppenau aus mußte die Kapelle St. Peter, von Oberkirch die Schloßkapelle auf der Schauenburg, von Nußbach aus die Seelsorge in der Kapelle St. Georg

auf Staufenberg versehen werden. In Sand hatte Allerheiligen die Pfarrechte 1280 erworben, die es bis zur Reformation ausübte. Im 14. Jahrhundert kamen die Pfarreien Appenweier, Oberdorf und Ebersweier hinzu, im 15. Jahrhundert Achern, im 17. Jahrhundert Durbach. Frühmeßstiftungen in Nußbach, Oberkirch und Appenweier schufen die materielle Grundlagen für eine bessere pastorale Betreuung.<sup>21</sup>

Da die Priester zum Teil auch als Professoren in der Schule wirken mußten, sah sich Allerheiligen gezwungen, speziell im 17. und 18. Jahrhundert häufig das Seelsorgepersonal auszuwechseln. In Appenweier bleiben die Pfarrer häufig nur wenige Monate lang in der Pfarrei. Die Frühmeßstellen versahen dort Professoren, um sich „etwas ausschnaufen zu können“ und wohl auch, um für einige Monate dem rauen Klima zu entrinnen.<sup>22</sup> In Nußbach löste der häufige Priesterwechsel einmal sogar einen kleinen Volksaufstand aus. Als nach

mehrfachem personellen Wechsel ein junger Priester 1660 im Pfarrhaus einziehen wollte, schloß man ihm die Tür ab, verbot man ihm die Kirche, entrichtete den Zehnten nicht mehr und gebrauchte gegen ihn „trohe worte“. Propst Hodapp klagte, daß sich die Nußbacher „wider alle unsere Teutschen gewöhnlich gebrauch“ benommen hätten.<sup>23</sup> Es war nicht leicht, angesichts der Vielfalt an Aufgaben eine gewisse Flexibilität mit einer Kontinuität in der Pfarrseelsorge zu verbinden. Nicht zuletzt artikulierten sich in den Protesten der Nußbacher ein neues Gemeindebewußtsein, das auch durch die Seelsorger von Allerheiligen gewachsen war. Viele von ihnen ließen sich in ihren Pfarrkirchen beisetzen und blieben so über den Tod hinaus mit ihren Pfarreien verbunden.

Eine Hilfe bei der Bewältigung der Seelsorgeaufgaben waren auch die Kapuziner, die seit 1668 in Oppenau und seit 1697 in Oberkirch Niederlassungen unterhielten. Da sie kein Stiftungsvermögen hatten, bestritten sie ihren Lebensunterhalt als Bettelmönche. In den Renchtalgemeinden sammelten sie zu bestimmten Terminen Wein, Garn, Butter, Eier und Getreide. Sie verkauften geweihte Kräuter und hielten Jahrzeitämter vor allem in den Nebenkapellen. Auch dadurch wurde die Seelsorgesituation noch einmal entscheidend verbessert.<sup>24</sup> Freilich gerieten 1756 die Kapuziner in einen gewissen Gegensatz zu den Prämonstratensern, da der Straßburger Fürstbischof Rohan alle Prämonstratenser vorübergehend von der Pfarrseelsorge suspendiert hatte. Vorausgegangen waren Auseinandersetzungen um die bischöflichen Rechte bei der Abtswahl.

Angesichts der dürftigen Quellenlage ist es schwer, die Leistungen von Allerheiligen im Seelsorgebereich umfassend zu würdigen. Nach einer von Straub<sup>25</sup> aufgezeichneten Volkssage sollte Kanoniker des Klosters dem Moosbauern die Sterbesakramente bringen. Da Oppenau damals gerade von den Schweden belagert wurde, mußte er einen weiten Umweg machen. Er verirrte sich, stolperte und verlor das Allerheiligste, der Moosbauer starb ohne Beistand und unversehen. Der Chorherr müsse deshalb nach seinem Tod als Geist umhergehen. Der wahre Kern dieser Volkssage liegt darin, daß sie verständlich macht, wie mühsam die Seelsorge bei den weiten Wegen, einer

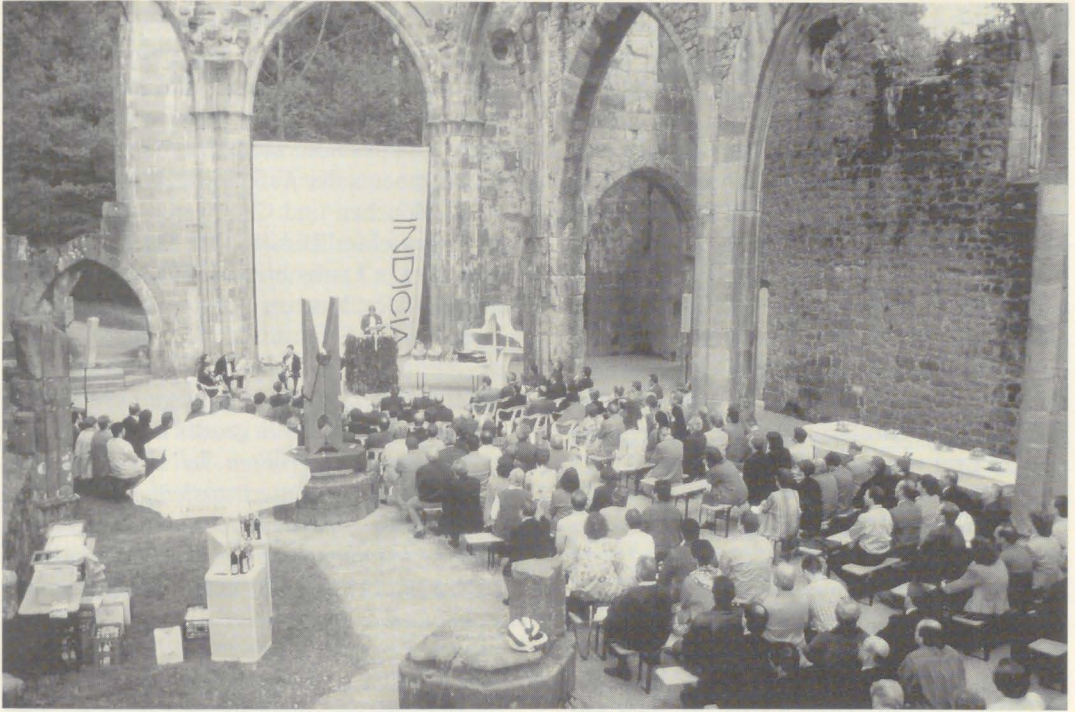
noch wilden Landschaft und oft noch im Winter bei hohem Schnee war. Der letzte Oppenauer Prämonstratenserpfarrer Benz hat wie seine Vorgänger nie die weiten Wege gescheut, um den Sterbenden zur Seite zu stehen. Er schreibt 1808:

*Wir gehen unverdrossen auf zwo und eine halbe Stunde bey Tag und Nacht die rohesten Wege, und ist noch in der Zeit von 5 Jahren an meiner Schuld keiner der Communicanten gestorben.*<sup>26</sup>

Zum Kapitel Seelsorge gehören auch die Kirchen, die den Rahmen der Liturgie bildeten. Als Zehntherr hatte Allerheiligen Chor und Turm zu errichten und zu unterhalten. Der gotische Chor der Nußbacher Mutterkirche weist ins 13. Jahrhundert und dürfte gleichzeitig mit dem ersten „Münster“ von Allerheiligen errichtet worden sein. 1337 wurde die Oberkircher Stadtkirche unter der maßgeblichen Regie von Allerheiligen neu errichtet. Mitte des 15. Jahrhunderts erfolgte der Bau des Chores der Oppenauer Kirche, die wegen Streitigkeiten mit der Gemeinde freilich erst 1505 eingeweiht werden konnte.<sup>27</sup> 1727–1730 wurde in Nußbach eine barocke Kirche errichtet. In den Jahren 1748–52 war Allerheiligen maßgeblich am Bau der Kirche von Appenweiler, einem Kleinod des Rokoko am Oberrhein, beteiligt.<sup>28</sup>

Was jedoch für die Prämonstratenser in Steingaden die Wieskirche war, in Schussenried die Kirche zu Steinhausen und in Rot Maria Steinbach, das war für Allerheiligen die Wallfahrtskirche Mariae Krönung in Lautenbach.<sup>29</sup> Mystische Marienverehrung und oberrheinische Kunst am Ende des 15. Jahrhunderts verbinden sich zu einer einzigartigen Synthese. Lautenbach blieb immer die Hauptwallfahrt im Seelsorgebereich von Allerheiligen, aber nicht die einzige Wallfahrtsstätte. Das Gnadenbild der Wallfahrt „Zur immerwährenden Hilfe“ in Nesselried reicht wie jenes von Lautenbach in das zuendegehende 15. Jahrhundert zurück.<sup>30</sup> Allerheiligen hat nach der Erbauung der ersten größeren Kapelle 1714 die Entwicklung der barocken Nahwallfahrt zum hl. Wendelin in Bottenau-Rohrbach





*Festvortrag des Referenten zur Eröffnung der Jubiläumsfeierlichkeiten 800 Jahre Allerheiligen am 24. Mai 1996. Anwesend waren auch der Freiburger Regierungspräsident Dr. Conrad Schröder und Abt Thomas Handgrätinger vom Prämonstratenserkloster Windberg*

(Foto: Acher-Rench-Zeitung, Fritz Bierer)

entscheidend gefördert. Das Kloster selbst war seit der Anfangszeit Ziel vieler Pilger. Schon 1287 hatte die Prämonstratenserniederlassung am Grindenbach ein Ablassprivileg für alle Pilger erlangt, die nach Allerheiligen wallfahrten. Nach dem Tridentinum und in der Zeit des Barock förderte das Kloster durch den Erwerb von Reliquien, die Gründung von Todesstund-, Rosenkranz- und Sebastiansbruderschaften und die Abhaltung besonderer Wallfahrtstage die Volksfrömmigkeit.

Der österreichische Schriftsteller Peter Handke hat einen Aphorismus niedergeschrieben, der einen ungeheuerlichen Vorwurf enthält:

„Zu den Menschen sprechen, ohne sie wahrzunehmen (die Kirche).“ Die Prämonstratenser haben ihr Wirken immer am Menschen ausgerichtet. Der oberschwäbische Schriftsteller und Prämonstratenser Sebastian Sailer, dessen „Schöpfung der ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe“ am 10. November 1743 uraufgeführt wurde, läßt Gottvater

wie einen oberschwäbischen Bauern sprechen:<sup>31</sup>

*Bursch, wach auf!  
Huescht und schnauf!  
Pf! Pf!  
Hurtig und g'schwind  
schüttla da Grind!  
Pf! Pf!  
s Maul aufstreck',  
d Zäh fei bleck!  
Pf! Pf!  
Nieaß, zur Prob!*

*Healf dar Gott! Jetz leabt ar, Gott Lob!  
Gealt, Odam, da g'siehscht?*

Sailer stellt Gott selbst mit zutiefst menschlichen Zügen dar, die Schöpfung ist im ureigensten Sinn ein Stück wahrhaft eine humane Schöpfung. Wo der Mensch mit all seinen Schwächen und Hinfälligkeiten sich angenommen fühlt, lebt er auch in einer tiefen transzen-

dentalen Geborgenheit. In diesem Sinn haben auch die Prämonstratenser von Allerheiligen immer eine menschenfreundliche Seelsorge betrieben und sich nicht nur um die Seelen, sondern auch die Leiber ihrer Gläubigen gesorgt. Schon in der Frühzeit des Klosters, im 13. Jahrhundert, betrieben sie in Gamshurst und bei Urloffen zwei Spitäler, um Kranke und Alte zu versorgen.<sup>32</sup> In einem Dokument von 1480 erfährt man, daß schon 1480 in der Oberkircher Propstei jedem Armen ein Brot, eine Fleischbrühe und ein halbes Maß verabreicht wurde.<sup>33</sup> Bis zu hundert Arme standen täglich an der Klosterpforte von Allerheiligen, um ein Brot abzuholen.

Als das Kloster aufgehoben war, war es für die ehemaligen Chorherren eine Selbstverständlichkeit, für die Armen zu sorgen. Joseph Georg Christ begründete mit einer großzügigen Schenkung den Nußbacher Kirchspielsarmenfond, der die karitative Tradition Allerheiligens fortsetzte und viele Menschen in den Notzeiten des 19. Jahrhunderts vor dem Verhungern bewahrte. Der letzte Abt Wilhelm Fischer, der 1802 ins Lautenbacher Rektoratshaus einzog, verschenkte seine gesamte Habe, selbst Socken und Schuhe. Als seine Pfarrköchin nicht länger zusehen konnte und die Armen an der Haustür abzuweisen begann, ließ der Abt an einer Schnur in einem Körbchen aus dem Fenster des 2. Stockwerks seine milden Gaben herab.

In Kriegszeiten stellten sich die Seelsorger aus Allerheiligen immer wieder vor ihre Gläubigen, um deren Leben zu schützen. Am 19. Februar 1641 drangen schwedisch-französische Truppen plündernd und mordend in Oberkirch ein. Den flüchtenden Menschen öffnete Propst Hodapp die Pfarrkirche und verriegelte sie mit Balken. Als die Kriegssöldner die Kirchentüren einschlagen wollten, stellte sich der Propst mutig den Soldaten entgegen und bot ihnen Geld an. Verwundete, die als Geiseln genommen worden waren, löste er aus und pflegte sie mit seinen Mitbrüdern.<sup>34</sup>

Lassen Sie mich zum Schluß noch auf einen Aspekt der Geschichte Allerheiligen eingehen, der m. E. bisher wenig Beachtung gefunden hat. Im Jahr 1808 nahm der Konstanzer Kommissar für die Dekanate der Restdiözese Straßburg auf der rechten Rheinseite, Vitus

Burg, im Auftrag des Konstanzer Bistumsverwesers Ignaz von Wessenberg eine Visitation sämtlicher Pfarreien vor. Wessenberg und Burg, Anhänger des aufgeklärten, staatskirchlichen Josefinismus, waren von den typischen Ressentiments der Aufklärung gegenüber Klöstern, Mönchen und Chorherren geprägt. Um so überraschter ist man über das Urteil Burgs über den in Lautenbach wohnenden ehemaligen Abt des Klosters Allerheiligen, Wilhelm Fischer:

*Hier privatisiert der Herr Prälat von Allerheiligen, der in großer Eingezogenheit lebt und den größten Teil seiner Pension armen Talbewohnern austeilt. Er führte die kritische Philosophie in sein Kloster ein, schickte die jungen Geistlichen auf auswärtige hohe Schulen und bahnte auf alle mögliche Weise einer soliden Aufklärung den Weg.<sup>35</sup>*

Der spätere Appenweierer Pfarrer Georg Anton Walter wird als „Professor der Philosophie Kants“ bezeichnet, als „gründlicher Denker“, „wissensbegieriger Forscher“, „ein fähiger Freund der Wissenschaften“. Aufklärung in diesem Sinn hat Allerheiligen immer betrieben und widerlegt damit diejenigen, die sie für eine Erfindung Voltaires halten. Aufklärung und Religiosität bildeten keinen Gegensatz. Dem Appenweierer Kaplan und Exprämonstratenser Alois Jung bescheinigte Burg große Kenntnisse, besonders in Philosophie und Exegese. Er habe die beste Bibliothek im Landkapitel Ofenburg. Aber ein Vitus Burg kann natürlich keinen Prämonstratenser uneingeschränkt loben. Deshalb fügt er hinzu, daß der Buchhändler freilich noch nicht bezahlt sei.

Die Auseinandersetzungen des Nußbacher Pfarrers Joseph Georg Christ mit der Kirchenbehörde und Burg zeigen, daß die Prämonstratenser dem Zeitgeist, dem unreflektierten Modernismus und der Staatsnähe des Wessenbergianismus äußerst kritisch gegenüberstanden: Diesem neuen Geist war ja auch ihr Kloster zum Opfer gefallen. Christ sei, so Vitus Burg, „ein großer Lästler des Zeitalters und derjenigen, die er für seine Freunde hält“. Im übrigen hat Burg nicht nur kühne Urteile über seine Geistlichen gefällt, sondern auch die

Gläubigen des Offenburger Dekanates: Oberkirch tue sich durch „Armut und Arbeit-samkeit“ hervor, Offenburg durch „sittliche und politische Unordnung und Trägheit“, Gen-genbach durch „Bigottismus und Wohlhaben-heit“, Zell a. H. durch „Fanatismus und Hun-ger“ . . . .

Blenden wir die Geschichte aus und wen-den uns der Gegenwart zu, einer Gegenwart, in der Prämonstratenser in unserem Raum keine Rolle mehr spielen. Nicht nur die Orden, son-dern auch die Kirchen sehen sich durch die Säkularisierung infragegestellt. Krisensympto-me allerorten. Immer mehr Menschen treten aus der Kirche aus, immer weniger Pfarreien können durch Priester besetzt werden, der Streit um die Grundorientierung wird zwischen „Progressiven“ und „Traditionalisten“ immer heftiger geführt. Bei alledem sind die Men-schen auf der Suche, Sekten und Psychothera-peuten bieten Ersatz. Die säkulare, postmaterielle Wohlstandsgesellschaft gewährt immer weniger die Erfüllung der tiefsten menschli-chen Sehnsüchte und die Antwort auf die grundlegenden Fragen des Lebens.

Kehren wir zu Reinhold Schneider zurück. Er meint, daß es bei alledem keinen Rückweg in die Vergangenheit geben könne. Aus seinen Ruinen kann Allerheiligen nicht wieder aufge-baut werden. Schneider schreibt:

*Es geht nur darum, die Bilder der Geschich-te zu deuten, die gebrochenen Bogen wie-der zusammenzufügen, den Engel an den verlassenen Gräbern zu ahnen.*

Die Ruinen von Allerheiligen sind eine Mahnung an jede lebende Generation von Chris-ten, die Kirche in brüderlicher Gemeinschaft spirituell wieder aufzubauen, unter den Bedin-gungen der Moderne eine neue augustinische Civitas dei zu begründen.

#### Anmerkungen

- 1 Vgl. etwa Max Schefold, Der Schwarzwald in alten Ansichten und Schilderungen, Sigmaringen 1981.
- 2 Zitiert nach: August Schnezler, Badisches Sagen-buch. Zweite Abteilung. Von der Ortenau bis zum Maintal. Karlsruhe 1846, S. 44/45

Zur Deutung des Gedichts: Heinz G. Huber, Utas Esel als Kulturkämpfer. Die Gründungssage von Allerheiligen und ihre Literarisierung. Bad. Heimat 1/1982, S. 57 ff.

- 3 Erster Abdruck am 26. Oktober 1867 im „Renchthä-ler“ (Oberkirch).
- 4 Reinhold Schneider, Kloster Allerheiligen, zitiert nach: A. Huber/K. Isele/M. Matzat; Der Ortenau-Spiegel. Literarische Porträts einer simpliciani-schen Landschaft, Eggingen 1986, S. 92 ff.  
Zu Schneider: F. A. Schmitt, Reinhold Schneider. Leben und Werk in Dokumenten. Olten und Frei-burg 1969.
- 5 Zur Geschichte des Klosters Allerheiligen: J. P. Scherer, Allerheiligen. Die Perle des nördlichen Schwarzwaldes. Freiburg 1926/Hans Heid, Allerheiligen, das Kloster im Schwarzwald. Oberkirch 1936/Hugo Schneider. Geschichte des Klo-sters Allerheiligen im Schwarzwald. In: Wolfgang Müller (Hg.), Die Klöster der Ortenau, in: Die Orte-nau 58, Offenburg 1978/Horst Hoferer, Allerheiligen. Kloster-Ruine-Wasserfälle. Offenburg 1995/Dieter Kauß/Karl Maier, 800 Jahre Allerheiligen. Kloster und Kultur im Schwarzwald (offizielles Festbuch mit Beiträgen von 12 Autoren), Offenburg 1996/Carl H. Ciz, 800 Jahre Allerheiligen. Texte und Bilder zur Jubiläumsaus-stellung im Heimat- und Grimmelshausenmuseum Oberkirch, 1996.
- 6 Heinz G. Huber, Allerheiligen und der Weinbau im Renchtal, in: Carl H. Ciz, 800 Jahre Allerheiligen (Ausstellungskatalog), S. 53 f./ders. Vom Kloster-wein zum Diplomatentropfen. 800 Jahre Renchtäler Wein, in: Gastliches Oberkirch September 1996.
- 7 Hellmut Gnädinger, Die Versorgung des Klosters, vornehmlich durch die eigene Land- und Waldwirt-schaft, in: D. Kauß/K. Maier, 800 Jahre Aller-heiligen (Anm. 5), S. 69–86.
- 8 Hugo Schneider, Die Klosterschule von Allerheiligen. Aus der Jugenderinnerung des Josef Ignaz Peter, in: Die Ortenau 66, Historischer Verein 1986/Helmut Kuderer, Allerheiligen und seine Schule, in: Carl H. Ciz, 800 Jahre Allerheiligen, Ausstellungskatalog, S. 19 f.
- 9 Hans Heid/Rudolf Huber, Die Pfarr- und Wall-fahrtskirche Mariä Krönung in Lautenbach/Rench-tal, München Zürich 1983/J. Peipers, Le peintre du maitre- autel de Lautenbach, l'atelier de Durer et l'art du Rhin Supérieur. Paris/Frankfurt 1990/diess. Die Chorherren von Allerheiligen als Auftra-ggeber des Meisters des Lautenbacher Hochaltars. Der Hochaltar im Dienst des Kults unter Berück-sichtigung der Prämonstratenser-Liturgie und -Glaubenslehre, in: D. Kauß/K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen (Anm. 5), S. 139 ff./H. M. Pillin, Die Geschichte des Luftkurorts Lautenbach, Lauten-bach 1994.
- 10 Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft, Ent-wurf zu einer Theorie der Zivilisation, Frankfurt 1976.

- 11 Zitiert nach: Wiener Kirchenzeitung Nr. 62, 4. August 1857.
- 12 Literatur zu Augustinus: Walter Nigg, Vom Geheimnis der Mönche. Zürich 1990, S. 118 ff./H. U. von Balthasar, Die großen Ordensregeln, Köln 1985.
- 13 Literatur zu Norbert von Xanten: Wilfried Marcel Grauwau, Norbert, Erzbischof von Magdeburg (1126–1134, Duisburg 1986/Kaspar Elm (Hg.) Norbert von Xanten. Köln 1984/Ludger Horstkötter Die Prämonstratenser und ihr Kloster Allerheiligen, in: D. Kauß, K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen, S. 21 ff.
- 14 P. Norbert Backmund O. Praem., Monasticon Praemonstratense, Pars prima, Berolini 1962/ders. Geschichte des Prämonstratenserordens, Grafenau 1986/Prämonstratenser, in: G. Schwaiger (Hg.), Mönchtum, Orden, Klöster von den Anfängen zur Gegenwart. München 1993, S. 355 ff.
- 15 Heinz G. Huber. Nußbach im Renchtal. Die Geschichte eines tausendjährigen Dorfes. Oberkirch 1994, S. 23 ff./Dieter Kauß, Die mittelalterliche Pfarrorganisation in der Ortenau, Bühl 1970/ders. Die Pfarreien im Bereich des Stifts Allerheiligen, in: D. Kauß/K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen, Anm. 5 S. 87 ff.
- 16 Hans-Martin Schwarzmaier, Die Gründung des Prämonstratenserklusters Allerheiligen, in: Person und Gemeinschaft im Mittelalter. Festschrift Karl Schmid. Sigmaringen 1988/ders., Die Gründung des Stifts Allerheiligen, in: Kauß/Maier, 800 Jahre Allerheiligen (Anm. 5), S. 53 ff.
- 17 Norbert Backmund, Kloster Windberg. Studien zu seiner Geschichte, Windberg 1977, S. 27 ff.
- 18 Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Visitationen im Dekanat Offenburg 1808, Nr. 1284, A 1 (daraus wird auch im folgenden Text zitiert).
- 19 Heinz G. Huber, Das Kloster Allerheiligen und die Seelsorge in den Renchtalgemeinden, in: D. Kauß/K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen, S. 101 ff.
- 20 Adelbert Metz, Das Kloster Allerheiligen von der Zeit seiner Gründung bis in die beginnende Neuzeit, Zulassungsarbeit Freiburg 1962/Hans-Martin Pillin, Die Besitzungen des Klosters Allerheiligen und deren rechtliche Stellung in den weltlichen Herrschaftsgebieten, in: D. Kauß/K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen, S. 53 ff.
- 21 Dieter Kauß, Mittelalterliche Kaplaneistiftungen, in: Die Ortenau 52 (1972), S. 112 / Heinz G. Huber, Das Prämonstratenserkluster Allerheiligen und die Seelsorge in den Renchtalgemeinden, in: Carl H. Ciz, 800 Jahre Allerheiligen (Ausstellungskatalog), S. 44 f.
- 22 Karl Maier (Hg.) Die Chronik des Pfarrers Georg Anton Walter, in: Appenweierer Heimatblatt 1982, S. 44 ff.
- 23 Heinz G. Huber, Nußbach im Renchtal (Anm. 15), S. 32 f.
- 24 Wolfgang Müller, Das Kapuzinerkloster in Oppenau/Hans-Martin Pillin, Das Oberkircher Kapuzinerkloster, beide Beiträge in: W. Müller (Hg.), Die Klöster der Ortenau 1978 (Die Ortenau 58).
- 25 Wilhelm Straub, Sagen des Schwarzwaldes, Bühl 1963, S. 94.
- 26 EAF Nr. 1284, A 1.
- 27 Josef Börsig, Geschichte des Oppenauer Tals. Karlsruhe 1951, S. 260 f.
- 28 Karl Maier, 700 Jahre Pfarrei Appenweier, 1987/Wilhelm Schäfer, Hugo Schnell, Kirchenführer St. Michael Appenweier, München und Zürich 1973.
- 29 Zur Wallfahrtstradition: Rudolf Huber, Die Prämonstratenser-Chorherren von Allerheiligen und die Muttergottes-Wallfahrt zu Lautenbach, in: D. Kauß, K. Maier, 800 Jahre Allerheiligen, S. 127 ff.
- 30 Jeanne Peipers, Die Nesselrieder Heilige Sippe, in: Die Ortenau 71 (1991), S. 414 ff.
- 31 Sebastian Sailer, Die Schöpfung der ersten Menschen, der Sündenfall und dessen Strafe. Hg. von Martin Stein. Reclam-Verlag Stuttgart 1969.
- 32 Heinz G. Huber, Die Übernahme karitativer Aufgaben, in: Carl H. Ciz, Ausstellungskatalog 800 Jahre Allerheiligen, S. 16.
- 33 Adelbert Metz, Das Kloster Allerheiligen (Anm. 20), S. 195.
- 34 Hermann Baier (Hg.), Die zeitgeschichtlichen Aufzeichnungen des Propstes Norbert Hodapp von Allerheiligen (1640–1653), in: ZGO 71 (1917), S. 101.
- 35 Visitationen 1808 EAF Nr. 1284, A 1.

Anschrift des Autors:

Heinz G. Huber

Erbstr. 19a

77704 Oberkirch-Nußbach

# Zündholz und Steckdose:

Ein technisches Kulturdenkmal in Haslach/Kinzigtal

1975 war das „Jahr des Denkmalschutzes“; die Initiative machte allgemein nachdenklich, fand beachtlichen Beifall und große Zustimmung, stoppte auch manches Vorhaben. Seit einigen Jahren lassen sich in Deutschland und in ganz Europa Millionen einladen, am „Tag des offenen Denkmals“ auf historisch-kulturelle Entdeckungsreisen zu gehen, und sie finden es bereichernd und in vielfacher Weise lohnend, was es da in der Heimatregion aufzuspüren und zu erforschen gibt. Etwa eineinhalb Millionen Baudenkmäler werden heute allein in Deutschland als erhaltenswertes geschichtliches Erbe betrachtet und geschützt; vieles wurde liebevoll und fachgerecht saniert, restauriert. Und manches Unternehmen zeigte, daß Denkmalpflege nicht zwangsläufig ein Investitionshemmnis sein muß, sondern sehr wohl auch wirtschaftlichen Erfolg reifen lassen kann, also auch ökonomisch sich als sinnvoll herausstellt.

Denkmalpflege ist kulturpolitisch wichtig, kein Widerspruch! Aber meistens geht es dabei eben doch nicht nur um die Erhaltung und Bewahrung eines kulturellen Erbes, sondern um Geld, heute und auf Dauer um viel Geld. Und deshalb ist Denkmalpflege – trotz aller Akzeptanz – in der praktischen Realität oft doch nur unbequem zu vermitteln. Ein aktuelles Beispiel besonderer Art finden wir im Kinzigtal, in Haslach-Schnellingingen.

## „ERSTE BADISCHE ZÜNDHOLZFABRIK“ – 1893

Zündhölzer, Streichhölzer – jeder kennt diese hilfreichen Holzstäbchen, deren Köpfchen durch einfache Reibung zum Brennen gebracht werden können. Diese Zündkopfmasse enthält diverse Chemikalien, die gerade in ihrer Verschiedenheit und in ihrer Stimmigkeit

mit der passenden Reibflächenmasse zur gewünschten Entzündung führt. In der „Frühzeit“ des Zündholzes war der Zündkopf aus Kaliumchlorat und Schwefelantimon oder weißem Phosphor (deshalb auch „Schwefelhölzer“), ein Sandpapier diente als Reibfläche. 1848 entwickelte Rudolf Christian Böttger/Frankfurt das „Sicherheitszündholz“: Sein Zündkopf war aus Mennige und Kaliumchlorat, aber ohne Phosphor, seine Reibfläche enthielt amorphen Phosphor.

Der Ministerpräsident Erwin Teufel erzählt gerne, daß auch das Zündholz in Schwaben erfunden worden sei. Und tatsächlich konkurrieren ja Ludwigsburg, Waiblingen und Eßlingen um den Ruhm, in ihrer Stadt seien die ersten Phosphorstreichhölzer hergestellt worden. Sicher ist diese Großtat im Land der schwäbischen Tüftler schon vor über 150 Jahren zu vermelden gewesen.

Aber auch anderswo kam die neue Zeit. Und das Industriezeitalter begann auch im Schwarzwald. An einer Anlage soll dies hier nachgezeichnet werden. Die „Erste badische Zündholzfabrik“ wurde 1893 errichtet in Haslach/Kinzigtal, und sie entwickelte sich gar vielfältig. Und um dieses seit Jahren stillgelegte technische Kulturdenkmal geht es derzeit zwischen Behörden und Politikern in Presse und Fernsehen.

Die alte Gemeinde Schnellingingen gehörte bis 1806 zum Fürstentum Fürstenberg. Die Kinzig, damals in ihrem Lauf noch nicht festgelegt, lieferte viel natürliche Energie z. B. für den Betrieb einer Getreidemühle. 1811 wurde oberhalb des Einflusses des Haslacher Mühlbachs in die Kinzig ein Wehrdamm erstellt; damit sollte auch die Bewässerung der Allmende von Schnellingingen und Bollenbach verbessert werden. An diesem Bewässerungskanal wurde auch ein Sägewerk angeschlossen. Es lohnt

ALLE SORTEN  
ZÜNDHÖLZER

Prima arsenikfreien  
Fass-Schwefel

mit und ohne Gewürz



Erste Badische Zündholz-Fabrik  
Bauer & Schoenenberger  
HASLACH (Baden)



WICHSE  
in Schachteln  
mit der Landesfarbe  
BADENIA-  
THRAN-LEDERFETT.

LITH. VON H. BADER & CO. MÜNCHEN 1890

Besuchs-Anzeige.

Moment-Wäsche-Reiniger

Alle Sorten

Zündhölzer,  
Prima arsenikfreien

Fass-Schwefel  
mit und ohne Gewürz.



Erste Badische Zündholz-Fabrik  
Bauer & Schoenenberger  
Haslach (Baden)

Badenia-Wichse  
in Schachteln mit der Landesfarbe.  
Thran-Lederfett.

Vertreter Herr Schoenenberger

sich in diesem Zusammenhang, Hansjakob Erzählung „Der Wendel auf der Schanz“ zu lesen, um die wechselvolle Geschichte dieser mühevollen Unternehmung besser zu verstehen. Am 2. Mai 1893 kam die ganze Anlage zum Verkauf. Kaspar Bosch, „Geschäftsagent“ in Haslach, der Sägemüller Josef Gotterbarm und der Getreidemüller Friedrich Wolber erhielten 60 000 Mark und zusätzlich für Maschinen und Fahrnisse 18 000.

Am 23. Mai 1893 bemühte sich der Kaufmann Anton Bauer aus Pfullendorf um eine Baugenehmigung für ein Wohn- und Fabrikgebäude in Schnellingen/Haslach, und er erhielt sie auch umgehend vom Wolfacher Bezirksamt, dem großherzoglichen Bezirksbaukontrolleur. Bauer war in Eile, fand einen Partner, Arthur Schoenenberger aus Steißlingen, warb um die potentiellen Kunden: „Weder Mühe noch Kosten scheuend haben wir unsere Fabrik ganz den Anforderungen der Neuzeit entsprechend eingerichtet und sind wir der sicheren Überzeugung, daß unsere Erzeugnisse in allen Teilen die Anerkennung unserer geehrten Kundschaft finden werden. Sobald als möglich wird jemand aus unserem Hause sich erlauben, Ihnen Muster unserer Fabrikate vorzulegen, und hoffen wir gerne, von Ihnen durch belangreiche Aufträge in unserm Unternehmen unterstützt zu werden“. – Seit dem 9. August 1893 war die „Badische Zündholzfabrik Bauer & Schoenenberger“ im Geschäftsregister des Amtsgerichts Wolfach als offene Handelsgesellschaft eingetragen.

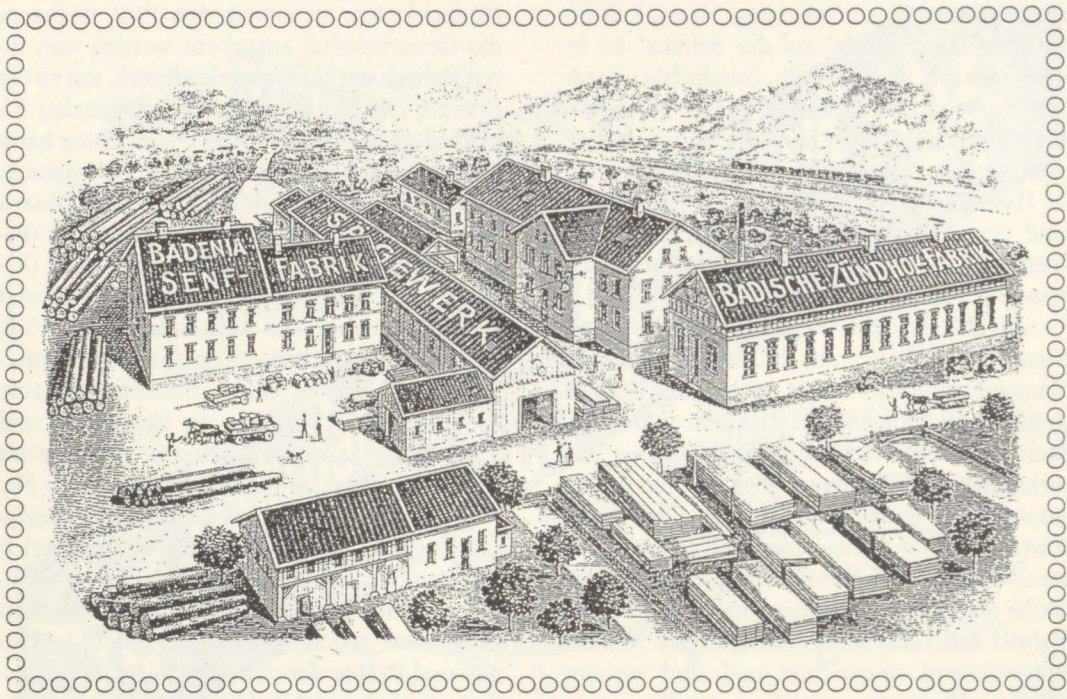
## STROM AUS SCHNELLINGEN FÜR DAS GANZE KINZIGTAL

Das Geschäft von „Bauer & Schoenenberger“ lief gut an, florierte dank der unternehmerischen Tatkraft und der kaufmännischen Klugheit; die Gemeinde Schnellingen war glücklich über die Gewerbesteuer und die Arbeitsplätze. Nun war also auch im Schwarzwald die Zeit des Feuersteins abgelaufen, und der Werkstoff für das Zündholz war ja in Fülle vorhanden, Fichten. Das bessere Holz für diese Produktion waren freilich Pappeln und Espen, die bald in großer Menge eingeführt wurden, vor allem aus Polen und Rußland. Aber der Geist der Unternehmer sah bald noch andere

Möglichkeiten; sie erweiterten 1912, nachdem der Gewerbekanal ausgebaut worden war, ihren Betrieb um ein Wasserkraftwerk, um so die Energie für den immer weiter steigenden Eigenbedarf zu sichern. In der ersten Phase hatte dieses Wasserkraftwerk folgende Ausrüstung: Zwei Wasserturbinen (hergestellt von Eduard Ruch/Oberkirch), ein Orchstromgenerator (Fabrik Bergmann), ein Drehstromgenerator (Fabrikat Sachsenwerk – Württemberger und Haas/Karlsruhe). Die Anlage brachte 1,6 Millionen Kilowattstunden pro Jahr. Das Unternehmen bekam in einem Staatsvertrag eine Konzession für 25 Jahre zur Erzeugung und Verteilung dieser Energie, und es belieferte mit seinem Strom nicht nur die fabrikeigenen Maschinen, sondern auch weite Teile des Kinzigtales und der Nachbartäler, also einen Bereich von Gengenbach/Harmersbachtal bis ins Wolfstal und ins Mühlenbachtal. Die Landschaft wurde nun geprägt durch die Masten, Leitungen und Drähte der „Überlandzentrale Schnellingen“. Und es gab bald auch Ärger, als junge Leute die reizvoll glänzenden Isolatoren der Fernleitungen als Zielscheibe entdeckten – nicht um den Fortschritt zu verhindern, sondern um die Treffsicherheit zu testen, zu beweisen und zu steigern. Die Täter wurden gefunden, sie entschuldigten sich bei Anton Bauer und entwickelten sich offenbar zu normalen Mitbürgern; einer der besten Steinwerfer soll übrigens Josef Schmid gewesen sein, er wurde später Bürgermeister einer Kinziggemeinde.

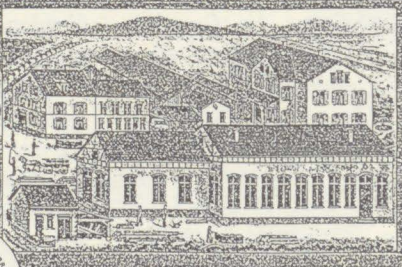
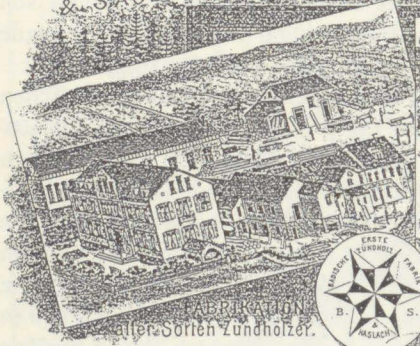
1913 wurden schon die ersten elektrischen Leitungen für private Haushalte gelegt. Auswärtige Monteure bildeten die einheimischen Arbeiter aus. Eine KW-Stunde kostete 40 Pfennig, die monatliche Zählermiete 30 Pfennig, die Wattstärke der elektrischen Glühlampe war im Normalfall 16 Watt, 25 Wattstärke war die Ausnahme. So wurden in den folgenden Jahren systematisch in den Häusern des Kinzigtales und der vielen Seitentäler die Wachskerze, der Holzspan und die Petroleumlampe ersetzt durch die „Elektrizität“; 1921 kam der „Anschluß“ von Bad Rippoldsau am Fuße des Kniebis, im Herzen des Schwarzwaldes.

1926 wurde noch ein Dieselgenerator in Betrieb genommen, mit einem 4-Zylindermotor mit 1200 PS (Fabrikat Sulzer/Ludwigshafen) und einem angebauten Drehstromgenerator



HOLZHANDLUNG  
& SÄGEWERK

BAUER & SCHOENENBERGER



BADISCHE  
ZUNDHOLZ-FABRIK  
HASLACH  
Kinzigtal.  
Telegraph Adresse:  
ZUNDHOLZ-FABRIK HASLACH.



Haslach i. N. den 15. Januar 1896.

Herrn P. Mayer, zu Plimm, Kinzigtal.

Wir beehren uns hiermit Ihnen über die uns durch J. Schoenenberger  
gütigst bestellten Zundholzer Rechnung zu ertheilen für deren Betrag von  
M. 12.40 Sie uns gefälligst zu erkommen, belieben.

Ihren ferneren Kaufträgen mit Vergnügen gewärtig empfehlen wir uns Ihnen  
achtungsvoll  
Badische Zundholzfabrik  
Bauer & Schoenenberger



(Fabrikat Lloyd/Bremen). 1936, als der Dieselmotorkraftstoff zu teuer wurde, bauten die Unternehmer eine Holzgasanlage: Holz und Wasser, die „heimischen Energiequellen“ zur Stromgewinnung, schien man ja genug zu haben. Für dieses Beispiel „alternativer Energiegewinnung“ hatte die Firma Deutz den Holzgasmotor gebaut, dazu kam ein Generator Fabrikat Schorch.

Aber der staatlichen Aufsichtsbehörde mißfielen doch die teilweise erheblichen Schwankungen im Schnellinger Spannungsnetz. Das NS-„Energiewirtschaftsgesetz“ verlangte aber eine überall gesicherte Stromversorgung und bot so die Handhabe, 1938 die Konzession dieses Stromlieferanten nicht mehr zu verlängern und dem Badenwerk, der Elektrizitätsversorgungsgesellschaft des Landes Baden, dieses Absatzgebiet einfach und kompakt zuzusprechen.

## 1938: DAS BADENWERK ÜBERNIMMT DAS E-WERK

Am 30. September unterschrieben Herr Bauer und die Badenwerk-AG-Vertreter Rupp und Fettweis den Übernahmevertrag. Der Kaufpreis betrug 95 000 RM in bar; außerdem übernahm die Badenwerk-AG Schulden von „Bauer & Schoenenberger“ in Höhe von 242 500 Mark bei einer Gesellschaft in Zürich und löste sie ab. Das Badenwerk übernahm mit Inkrafttreten dieses Vertrags auch die Angestellten und Arbeiter der bisherigen Firma.

Schon 1939 wurde das Betriebsbüro des Badenwerks von Haslach nach Hausach verlegt, weil die Stadt Haslach nicht bereit war, ihre stadteigenen Stromversorgungsanlagen an das Badenwerk zu verkaufen; in Hausach übernahm die AG die gesamte Stromversorgung. (Endgültig aufgegeben wurde der historische Einspeise- und Knotenpunkt des Kraftwerks von „Bauer & Schoenenberger“ 1984).

## ZÜNDHÖLZER — SPANKÖRBE — SENF UND HOLZWOLLE

„Bauer & Schoenenberger“ waren nicht in Liquidation, freilich war die Firma wieder auf ihre Ursprünge zurückverwiesen — sie produzierte Zündhölzer. 1914, am 22. Oktober, war die Zündholzfabrik abgebrannt; der Neubau war für die Zeitverhältnisse sehr modern. Die

Rationalisierung machte Fortschritte: 4800 Schachteln wurden vor dem Ersten Weltkrieg pro Tag gefüllt, 1970/71 waren es 140 000 Schachteln. Eine Schachtel enthielt 60 Zündhölzer, das bedeutete eine Tagesleistung von fast 300 000 Zündhölzern, später von über 7 Millionen. Von einem Stamm Holz waren im Schnitt 120 000 Schachteln zu füllen.

Seit 1908 waren die Schwefel enthaltenden Phosphorhölzer verboten, wegen ihrer Giftigkeit und der leichten Entzündbarkeit. Schweden bekam, nachdem es Böttgers Patent erworben hatte, fast marktbeherrschende Stellung. Das machte der Kinzigtäler Firma besonders zu schaffen in der Inflationszeit, als „Bauer & Schoenenberger“ Stundenlöhne von 10 Milliarden zu zahlen hatten, bis dann schließlich der Wert von 1000 Milliarden in einer Rentenmark bewertet werden konnte. Aber der Wettbewerb blieb hart, führte 1926 zu einem Abkommen, das den deutschen Herstellern wenigstens ein Drittel der Produktion für den deutschen Markt sicherte, und zum Zündwarenmonopolgesetz vom 19. 1. 1930, durch das 9 deutsche Zündholzfabrikanten gesicherte Kontingente und Marktanteile zugeteilt bekamen (dieses Gesetz fiel erst am 15. Januar 1983!).

Aber „Bauer & Schoenenberger“ waren findig, erfinderisch, nutzten eine unglaubliche Vielfalt. Sie stellten Kisten her, Spankörbe, Leichtbauplatten; in den 30er Jahren wurde beim E-Werk die „Stabilith“ gebaut, diese Platte diente zur Isolierung von Wänden und Decken, gepreßt war sie aus den Abfällen des Sägewerks. So kam es, daß diese Firma 1930–34, als die Stadt Haslach 500 Arbeitslose zählte, als krisenfestester Betrieb der Region galt. „Bauer & Schoenenberger“ wurden aktiv auf ganz fremden Gebieten, sie fabrizierten Schuhcreme („Badenia-Wichse“ in Schachteln mit der Landesfarbe!), sie lieferten Vaseline und Tranlederfett, „Faß-Schwefel“, mit und ohne Gewürz, Nähmaschinen- und Fahrradöl, sie brachten den „Moment-Wäsche-Reiniger“ auf den Markt. Und sie boten Senf an und garantierten beste Qualität und höchste Reinheit bei ihrem „Dijon-, Düsseldorfer-, Esdragon-, Sardellen-, Kapern- und Meerrettich-Senf“. Und als das Senfgeschäft nicht mehr richtig ging, wurde wieder verstärkt Holzwolle produziert. „Bauer & Schoenenberger“ hatten auch den Generalver-

Silberne Medaille

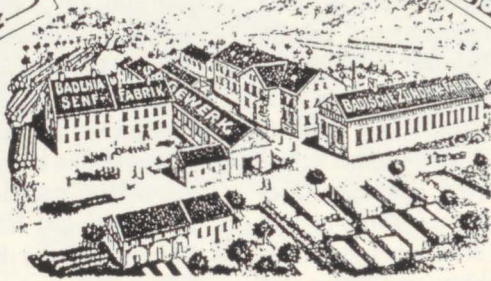
Brief- & Telegr.-Adr.: Badenia, Haslach i. K.

Karlsruhe 1901.



# Erste badische Zündholzfabrik Badenia-Senffabrik

Bauer & Schoenberger.



GEGRÜNDET 1893.

Fabrikation von:  
Sicherheitshölzer, (Schweden)  
gitterförmigen Oberallhölzer  
geschwefelt und paraffiniert, in  
Blechschachteln, Cartons u. Holzschalen  
Paßschweiß & Gewürzbrand.  
Feinste Schnellglanz-Wickler, Schlichter  
„Jettalle“ Vasellin- & Tranisäckerfett.  
Moment-Wäsche-Reiniger  
(beste weiße Talgölle)  
General-Vertrieb von  
**Schweizer Lactin**  
vorzüglichster Milchersatz bei Aufzucht von Jungvieh  
Vielfach prämiert, 40 Medaillen und Diplome.  
Weltausstellung Lüttich 1905 Höchste Auszeichnung  
Kernwunde Ausstellung Basel 1911 Goldene Medaille.

**Feinster Tafelsenf**  
bester Qualität  
Dijon-, Düsseldorf-, Esdragon-,  
Sardellen-, Kappern- & Meerrettig-Senf  
unter Garantie für Reinheit.  
Feinste Speise-Essig-Essenz.  
Telephon Nummer 12.  
Postcheckkonto № 942 Karlsruhe

Schnellingen bei  
Haslach  $\frac{1}{4}$  K. den 11. April 1911  
(Baden)

## RECHNUNG für Herrn A. Wanders Pfw Gächling

Erfüllungsort für Lieferung und Zahlung ist Haslach i. K. - Ziel ..... Monat netto.

Sandten Ihnen auf Ihre Rechnung und Gefahr infolge Bestellung durch J. Wielinger

Badenia

Nr. 9080

1 Kiste auf  
50 P. Nusseln  
50/20 Sechschachteln

H. Gornadungen  
M 2350 1175

47-	1175
2	2350
20 Rg 189	- 40
M	2320

GOLDENE MEDAILLE  
und Ehrenpreis  
C. ...  
...  
... (B. 1911)

Zahlbar in 10 Tagen mit Zahlkarte  
oder nach 10 Tagen Postnachnahme mit Portoberechnung

*J. Wielinger*  
18. 4.

Gläser sendungen sind sorgsam verpackt und leisten wir für Beschädigungen während des Transportes keinen Ersatz.  
Gläser bitten sofort auspacken & luftig aufzubewahren.  
Reklamationen nur innerhalb 8 Tagen nach Empfang der Waren.

50,-

Zahlungen an Vertreter ohne Incassovollmacht anerkennen wir nicht.

trieb von SCHWEIZER LACTINA, dem „vorzüglichen Milchersatz bei Aufzucht von Jungvieh“, vielfach prämiert.

Aber natürlich blieb die Produktion von „Sicherheitszündhölzern“, von „giftfreien Überallzündern“ das Hauptgeschäft der „ersten badischen Zündholzfabrik“. Und diese Zündhölzer waren in der Tat sehr gesucht, vor allem im Krieg und nachher waren sie eine kostbare Ware und wichtige Tauschobjekte. Dieser Betrieb sicherte gerade in der katastrophalen Übergangsphase ganz lebenswichtige Produkte. Deshalb war es z. B. ärgerlich, daß im Ablaufkanal des Elektrizitätswerkes sich ein zerstörter französischer Panzer verfangen hatte; die Wasserstauung behinderte die Turbinen, ein Verlust von 60% der Energieerzeugung war die Konsequenz, die Aufregung im August 1945 war groß.

## AUFSCHWUNG UND STRASSENBAU B 33

Auch die Firma „Bauer & Schoenenberger“ in Haslach-Schnelllingen nahm teil am wirtschaftlichen Aufschwung der Nachkriegszeit, der vielfach durch unternehmerische Tüchtigkeit lokal und regional so erfolgreich war. Aber im neuen Bundesland im deutschen Südwesten gab es natürlich in der veränderten wirtschaftlichen Lage bald auch große übergeordnete Planungen und Maßnahmen, die beim Ausbau der nötigen Infrastrukturen vielfach zu Engpässen, zu Konflikten bzw. Zwangslagen führten – nicht zuletzt, aber dort oft am deutlichsten und am schmerzhaftesten, beim Straßenbau.

Fährt man heute im Kinzigtal Richtung Schwarzwald, freut sich der Autofahrer über das flotte Tempo. Aber die schneidige Fahrt über Gengenbach, Biberach, Steinach wird jäh verlangsamt vor Haslach, nur schleppend und stockend führt die Reise durch die Hansjakobstadt. Nach der Stadtgrenze geht es wieder auf schneller Straße weiter in den Schwarzwald hinein, an Hausach, an Wolfach vorbei im Tunnel. Sicher ist beim Ausbau dieser Trasse auch manches endgültig aus dieser Kulturlandschaft verschwunden.

Aber es blieb und bleibt das Zwischenstück Haslach. Seit 1960 war auch das Gelände von

„Bauer & Schoenenberger“ mit seinem ausgedehnten Kanalsystem im Visier der Planer und bedroht vom Ausbau der B 33; über das Fabrikgelände sollte nach ersten Entwürfen eine vierspurige Straße führen. Diese Planungen führten 1971 bereits zur Stilllegung der Zündholzfabrik; die Maschinen wurden nach Nigeria verkauft. Und 1983 wurde der Fall eindeutig geklärt. Straßen werden am einfachsten gebaut, wo noch nichts steht – oder wo nichts mehr steht. Also ein Abbruch der Fabrikanlage!

Am 12. Dezember 1983 trafen sich vor dem Notariat Haslach i. K. Frau Alwine Julie Bauer, geb. Müller, Frau Lore Bothländer, geb. Bauer handelnd im eigenen Namen und zugleich als alleinvertretungsberechtigte persönlich haftende Gesellschafterin der Firma, ihr Schwiegersohn Dipl. Kaufmann Harro Weihe und Amtsrat Malenski vom Regierungspräsidium Freiburg als Vertreter der Bundesrepublik. Man war auf der Suche nach dem Verkehrswert, nach wertmindernden Belastungen; die Firma hatte Klage erhoben wegen der vorgesehenen Entschädigung für die Grundstücke. Es wurde eine Einigung erzielt im Kompromiß: für 1 850 000 DM ging der Familienbesitz über an den Staat, die Klage wurde zurückgezogen, das Wohnhaus blieb privates Eigentum. Die Beteiligten einigten sich ferner: „Die Dieselkraft- und Holzgasanlage ist nicht Gegenstand einer Entschädigung. Den Verkäufern bleibt es überlassen, diese Maschinenanlagen auf eigene Kosten auszubauen und zu verwerten. Sollten diese Anlagen zum Zeitpunkt des Gebäudeabbruchs nicht entfernt sein . . ., überlassen die Verkäufer damit die Dieselkraft- und Holzgasanlage entschädigungslos der Käuferin als Ausgleich für eingesparte Beseitigungskosten“.

1983 schien alles für eine rasche Lösung und für eine Trassenführung durch das Kraftwerksgebäude zu sprechen, also wurde in einer Güterabwägung für den Straßenbau und gegen die Interessen der Denkmalpflege entschieden.

## „ALS INDUSTRIEDENKMAL DENKBAR“

Die Diskussion in der Öffentlichkeit und in den administrativen Planungsabteilungen war freilich mit dieser Entscheidung erst recht einfach, verlangte weitere Überlegungen, Varianten

159  
**Sicherheits-  
 Zündhölzer**  
 nicht nachglühend  
**FOR**  
 eingetragen 112096  
**F. O. RAUCH**  
 BERLIN O. 27.

81  
 Deutsche  
 IMPRÄGNIERTE  
**PRIMUS**  
**SICHERHEITSHÖLZER**  
 GLÜHEN  
 NICHT NACH!



**BADENIA-  
 HÖLZER**  
 sind giftfrei und zün-  
 den an jeder Reibfläche  
 Badenia, Haslach i. K.

**CERILLAS DE NEHOCA**  
 Diploma y primeros premios  
 Medalla de plata Medalla de oro  
 MARCA REGISTRADA  
 Nuestra marca garantiza calidad superior



**FENESTRA**  
**BEST SAFETY MATCHES**



**BADENIA-HÖLZER**  
 GES. GESCHÜTZT!  
**BESTE DEUTSCHE MARKE**



**BADENIA-HÖLZER**  
 GES. GESCHÜTZT!  
**HANS SINZ, BUCHAU A. F.**

81

**BADENIA-HÖLZER**

DIPLOM & EHRENPREIS FREIBURG i. B.

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907. SCHUTZ-MARKE Freiburg i. B. 1910

Bauer & Schönenberger A.-G.  
 Schnellingen bei Haslach i. K.

**BADENIA-HÖLZER**

Eingetragene Schutzmarke



81

**BADENIA-HÖLZER**

Diplom u. Ehrenpreis

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907 SCHUTZ-MARKE Freiburg i. B. 1910

Beste Deutsche Marke

**BADENIA-HÖLZER**

Goldene Medaille Silberne Medaille



Freiburg i. B. 1910 SCHUTZ-MARKE Karlsruhe 1907

Zünden nur an präparierten Reibflächen.

81

**BADENIA-HÖLZER**

Diplom u. Ehrenpreis.

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907 SCHUTZ-MARKE Freiburg i. B. 1910

Zünden nur an präparierten Reibflächen.

81

**BADENIA-HÖLZER**

Diplom u. Ehrenpreis

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907 GES. GESCHÜTZT Freiburg i. B. 1910

Glühen nicht nach

81

**BADENIA-HÖLZER**

DIPLOM & EHRENPREIS FREIBURG i. B.

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907. SCHUTZ-MARKE Freiburg i. B. 1910.

Zünden nur an präparierten Reibflächen.

81

**BADENIA-HÖLZER**

DIPLOM & EHRENPREIS FREIBURG i. B.

Silberne Medaille Goldene Medaille



Karlsruhe 1907. SCHUTZ-MARKE Freiburg i. B. 1910.

Zünden nur an präparierten Reibflächen.

ten. Die Politik war gefragt. Falls die neue B 33 auf der südlichen Kinzigseite weitergeführt würde, bliebe ja das Gelände von „Bauer & Schoenenberger“ verschont vom Straßenbau. Dann könnte ja die alte Wasserkraftanlage zumindest als „Industriedenkmal“ stehen bleiben. Und selbst bei einer Straßenführung nördlich der Kinzig sah man wieder Möglichkeiten, diese Bauwerke aus der Frühzeit der Industrialisierung zu erhalten. Die geringe Wirtschaftlichkeit spreche – so die verantwortlichen Politiker – gegen die weitere Stromerzeugung. Aber, so Innenminister Schlee 1986, als „Industriedenkmal“ sei diese Anlage „denkbar“. Sein Nachfolger in Stuttgart, Dieter Spöri, sagte 6 Jahre später, verantwortlich für die Denkmalpflege: „Das Kraftwerk ist ein Kulturdenkmal im Sinne von Paragraph 2 Denkmalschutzgesetz“. Die Einrichtung eines Technikmuseums hielt Spöri nur unter der Voraussetzung für möglich, „daß ein kommunaler oder privater Träger gefunden werden kann“. Eine Trägerschaft des Landes scheidet aus, da der Stiftungsrat des Landesmuseums für Technik und Arbeit beschlossen habe, weder Außenstellen noch Zweigmuseen einzurichten.

### FÖRDERVEREIN: MUSEALE NUTZUNG? WIEDERINBETRIEBNAHME?

Klaus Rittmeier, Maschinenbauingenieur, hat in Haslach die Entwicklung persönlich erlebt. Seit 1983 suchte er unter großem personellem und organisatorischem Einsatz die „natürlichen“ Verbündeten für seine Konzeption, bei dieser Sachlage etwas kulturpolitisch Richtiges und ökonomisch Sinnvolles zu tun. 1994 bekam Haslach einen neuen Verein: „Förderverein alternatives Energie- und Technikmuseum Bauer & Schoenenberger“, Vorsitzender: K. Rittmeier, mit zunächst neun Mitgliedern. Rittmeier ist überzeugt, daß es hier nicht primär um ein finanzielles Problem gehe; deshalb seine „Konzeption für den Erhalt, die museale Nutzung und zur Wiederinbetriebnahme“. Er erhofft sich viel „learning by doing“ im Museum, denn „der Besucher wird spontan angefütert“ (angeblich im Gegensatz zum „langweiligen und drögen Physik- und Mathematikunter-

richt in allen Klassen“). Diese Anlage sollte also um- und ausgebaut werden zur Bildungsstätte, als „Kompaktmuseum“ mit Werkstatt und Museumsaktionen. Denn: „Im Zeitalter von Chips und Computern wollen die Menschen wieder Technik anfassen, Energie, Technik und Arbeit als Freizeiterlebnis!“ Daß diese Umwidmung Geld kosten würde, kann auch Rittmeier nicht unterschlagen; er erwartet es vom Land und der Stadt. Der „Förderverein“ verpflichtet sich zu Sofortmaßnahmen, die vor allem der Sicherung des Gebäudes, von Dach und Fenstern gelten. Die „Überlassungsbedingungen“ für das Museumsprojekt scheinen idealistisch und weltfremd – oder doch nicht?

### WO SIND RITTMEIERS VERBÜNDETE?

Schon 1982 gab es die erste „Ja prima, aber“ – Antwort. Die Direktion des „Deutschen Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik“ in München schrieb an die damals noch privaten Besitzer: „Wir sehen uns zwar außerstande, auch nur Teile der Anlage zu übernehmen, sind jedoch wegen der Einmaligkeit der Holzgasanlage unbedingt dafür, daß so etwas der Nachwelt – am besten an Ort und Stelle – erhalten bleibt“. Der Direktor gab noch einen Rat: „Könnten Sie hierbei nicht das Technik-Museum in Mannheim einschalten?“

Es war fast natürlich, daß man von Mannheim Unterstützung erwartete. Im „Landesmuseum für Technik und Arbeit“ (LTA) kann jeder Besucher eine „Reise durch Raum und Zeit des technischen, sozialen und politischen Wandels in Südwestdeutschland nachvollziehen“; das Mannheimer Museum will Sozialgeschichte vermitteln, die gesellschaftliche und politische Seite der Technik verständlich machen. Bürgermeister Winkler/Haslach fand im dort beschäftigten Ingenieur Albert Gieseler einen verlässlichen Ratgeber und Helfer. Es wurde sogar die Übernahme von Teilen der Maschinenanlage erwogen, aber wegen der Größe und wegen der Demontageprobleme verworfen.

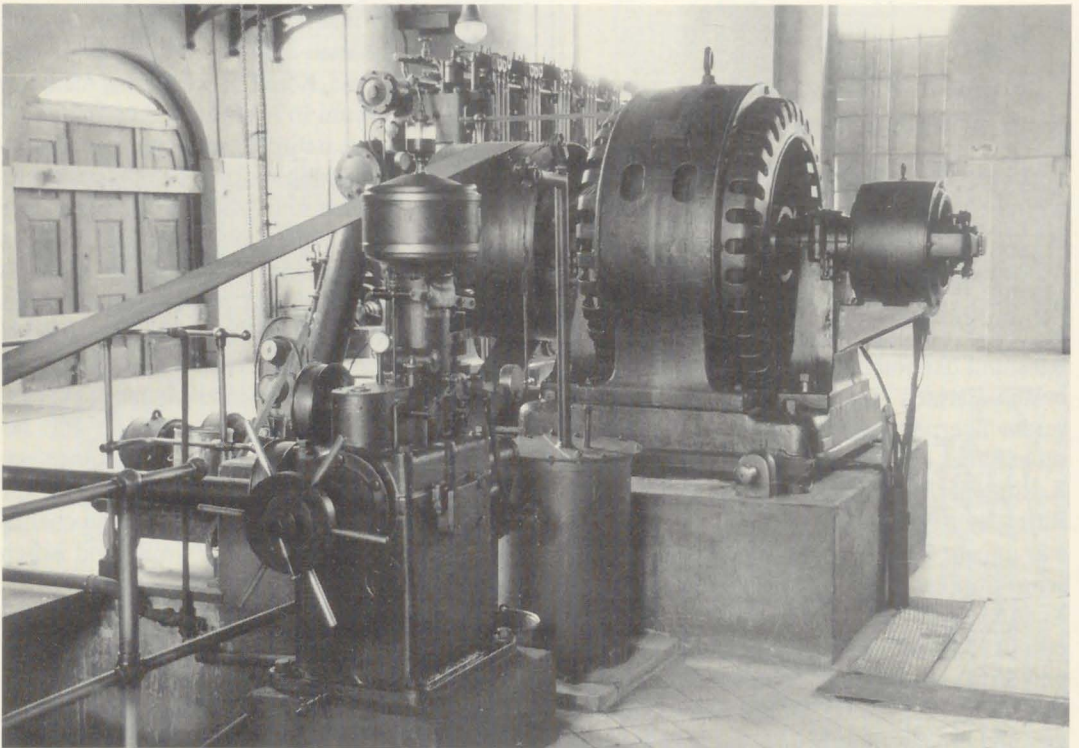
In einer Behördenbesprechung im Dezember 1987 führte A. Gieseler aus: „Das Kraftwerk Schnellingen stellt ein interessantes Nebeneinander von drei verschiedenen Energieerzeugungsarten dar: Die Wasserkraft, die zunächst

Überall  
entzündliche  
**REICHS-BALLON-HALLEN-  
HÖLZER**



I. Badische  
Zündholzfabrik  
Haslach/K.

The illustration shows a long, multi-story industrial building with a complex steel truss roof. In the center, a large spherical structure, possibly a ball mill or a storage tank, is visible through an opening in the building. The entire scene is framed by a decorative border with stylized scrollwork at the bottom corners.



mittels Wasserrad und später durch die vorhandenen 2 Turbinen genutzt wurde. Da trotz steigenden Energiebedarfs wegen des gegebenen Gefälles und der beschränkten Wassermenge die Wasserkraft nicht mehr ausbaubar war, wurde zur Spitzendeckung der 1100-PS-Dieselmotor beschafft. Die Abfälle bei der Zündholzerstellung wurden nicht, wie sonst in der Holzverarbeitenden Industrie allgemein üblich, zur Dampferzeugung verbrannt, um mit Wirkungsgraden von max. 15% Dampfmaschinen anzutreiben, sondern sie wurden in einem Gasgenerator zum Antrieb eines Holzgasmotors verschwelt.

Das Kraftwerk Schnellingen arbeitete im Verbund mit andern Werken des Kinzigtales und stützte mit seiner Diesereserve die übrigen ausschließlich mit Wasserkraft arbeitenden Werke. Dieser bis zum Kniebis reichende Klein-Verbund bildet einen Vorläufer des heutigen flächendeckenden Elektrizitätsverbundes, in dem Wasserkraft und fossile Energien zusammenarbeiten. Erst durch die Ausbreitung des Badenwerks wurde dieser Klein-Verbund aufgelöst. Die Turbinen wurden von der für die Region bedeutsamen Maschinenfabrik Ruch in Oberkirch und der Dieselmotor wurde von Sulzer in Ludwigsburg gebaut, so daß enge Bezüge zum Maschinenbau des südwestdeutschen Raumes bestehen.

Auch das Gebäude erscheint in architektonischer Sicht erhaltenswert. Die gelb verputzte Fassade mit hohen Fenstern ist an den Giebelseiten durch an griechische Tempel erinnernde Tympana mit kräftigen Geisons geschmückt. Das überwiegend biberschwanz-gedechte Dach trägt zwei Schleppegauben und ein kleines kupfergedecktes Türmchen. Ein weiterer Turm ist mit einem Kranz von Isolatoren umgeben, was den Charakter der elektrischen Kraft-Zentrale, den Mittelpunkt des Leitungsnetzes, unterstreicht.

Landesdenkmalamt und LTA sind sich darüber einig, daß nur Maschinen und Gebäude zusammen ein erhaltenswürdiges Ensemble darstellen. Eine Erhaltung auch eines Teils des Werkkanals und die der Gasgeneratorenanlage ist unbedingt anzustreben, um den Funktionszusammenhang erkennen zu können“.

In einem Brief vom Februar 1993 bestätigte Gieseler noch einmal: „Unser Haus hat großes

Interesse an der Erhaltung und musealen Erschließung dieser sicher einmaligen Energieanlage. Nachdem sich absehen läßt, daß die Straßenführung wahrscheinlich das Kraftwerksge­lände nicht berührt, haben wir uns verstärkt um die Bestandssicherung des Ensembles bemüht. So konnten wir erreichen, daß die Undichtigkeiten im Dach durch die Straßenbauverwaltung behoben wurden . . .“. Es ist offensichtlich, daß – obwohl gar nicht zuständig – von dieser Seite besonders gute Arbeit geleistet wurde. Albert Gieseler hat bereits große Verdienste um den Erhalt dieses Kulturdenkmals.

### „HERAUSRAGENDE TECHNISCHE DENKMÄLER“

Es ist eindrucksvoll, wer sich inzwischen schon interessiert gezeigt hat in dieser Frage. Der Direktor des Deutschen Bergbau-Museums in Bochum, Slotta, sprach z. B. von „herausragenden technischen Denkmälern der Energiegeschichte“ und ermahnte zu „dauerhaftem Erhalt dieser maschinellen und baulichen Anlagen“. Die Liste ließe sich erweitern.

Natürlich ist die Denkmalpflege seit langem mit diesem Anliegen befaßt. Bereits 1979 entstand im Auftrag des Landesdenkmalamtes ein Gutachten durch Dipl. Ing. Wolfgang Leiner. In seiner Beurteilung stellte er fest, daß vor allem die Holzgasanlage „von besonderer Seltenheit sei. Sie war auch nur unter den besonderen Bedingungen dieses Raumes und dieser Fabrik möglich“. Wolfgang Leiner plädierte sehr für eine Erhaltung „an Ort und Stelle“, weil es hier wirklich um einen wichtigen Teil der regionalen Geschichte gehe.

In der Folge äußerten sich die offiziellen Konservatoren eher zurückhaltend; die Priorität des Straßenbaus schien zu siegen, der Abbruch war beschlossen. Dr. Wörner/Freiburg gab zu bedenken: „Wenn man alle denkmalwürdigen Objekte, die sonst keiner haben will, in Museen verwandeln würde, hätte man 1000 Museen“. Festgehalten wurde immer daran, daß es sich in Haslach-Schnellingen um ein technisches Kulturdenkmal nach dem Denkmalschutzgesetz des Landes handle. Entscheidend sei es, den Träger zu finden, der die Bereitschaft und das Geld habe, die Anlage

# Sicherheits- ... Hölzer ...



**BAUER & SCHÖNENBERGER A.G.**  
Abt. Erste bad. Zündholzfabrik  
**SCHNELLINGEN b. HASLACH/K.**



unter konservatorisch klaren Gesichtspunkten zu unterhalten und zu pflegen.

Inzwischen ist Oberkonservator Franz Mekes in Stuttgart in dieser Frage zuständig. Er ist überzeugt, daß bei der nun gegebenen Sachlage eine Lösung bzw. ein positiver Verlauf der Verhandlungen für eine sachadäquate Nutzung in Kürze zu erwarten sei. Er zeigt sich sehr erfreut, daß das Bundesvermögensamt Freiburg, das seit Mai 1996 für die bundeseigenen Liegenschaften im Ortenaukreis zuständig ist, die für den Ausbau der B 33 entbehrlichen Grundstücksflächen Kaufinteressenten anbieten wird; nach der Rechtslage könnten nur Käufer in Betracht kommen, die diese technischen Kulturdenkmäler erhalten und sichern.

## WER ÜBERNIMMT DIE TRÄGERSCHAFT?

Immer wieder wurde bei den Verhandlungen an Vertreter des Badenwerks die Frage gerichtet, ob dieses Unternehmen sich engagieren könne. Bereitschaft, das LTA bei der museumsgerechten Wiederherrichtung der Anlage zu unterstützen, wurde signalisiert.

Neben dem „Förderverein“ von Klaus Rittmeier zeigte auch der „Kunstverein mittleres Kinzigtal“ Interesse. Dort besteht aber wohl vor allem die Hoffnung, die vorhandene Freifläche für Gemäldeausstellungen und gesellige Veranstaltungen zu nutzen. Das Mannheimer Museum ist aber mit dem Landesdenkmalamt einig, daß die technischen Anlagen nicht als bloße Staffage und Versatzstücke für „artfremde“ Veranstaltungen genutzt werden dürfen.

Bleibt die Stadt Haslach. Wäre es nicht angebracht, daß sich die Stadt dieser kulturhistorischen Aufgabe stellt? Bürgermeister Heinz Winkler winkt ab; die Stadt habe bereits mit dem „Freihof“/Hansjakob-Museum und mit dem Trachtenmuseum zwei vorzeigbare, aber zuschlußbedürftige Museen zu betreuen, könne weitere Verpflichtungen kommunal nicht verkraften. Der Bürgermeister verweist auf die Verpflichtung des Staates in dieser Frage, die Fabrikanlage z. B. zu sichern nicht nur vor dem Verfall, sondern auch vor „Souvenirjägern“; eine behutsame Sicherung des historischen Bestandes hat bei ihm Vorrang. Von den museumspädagogischen Höhenflügen des

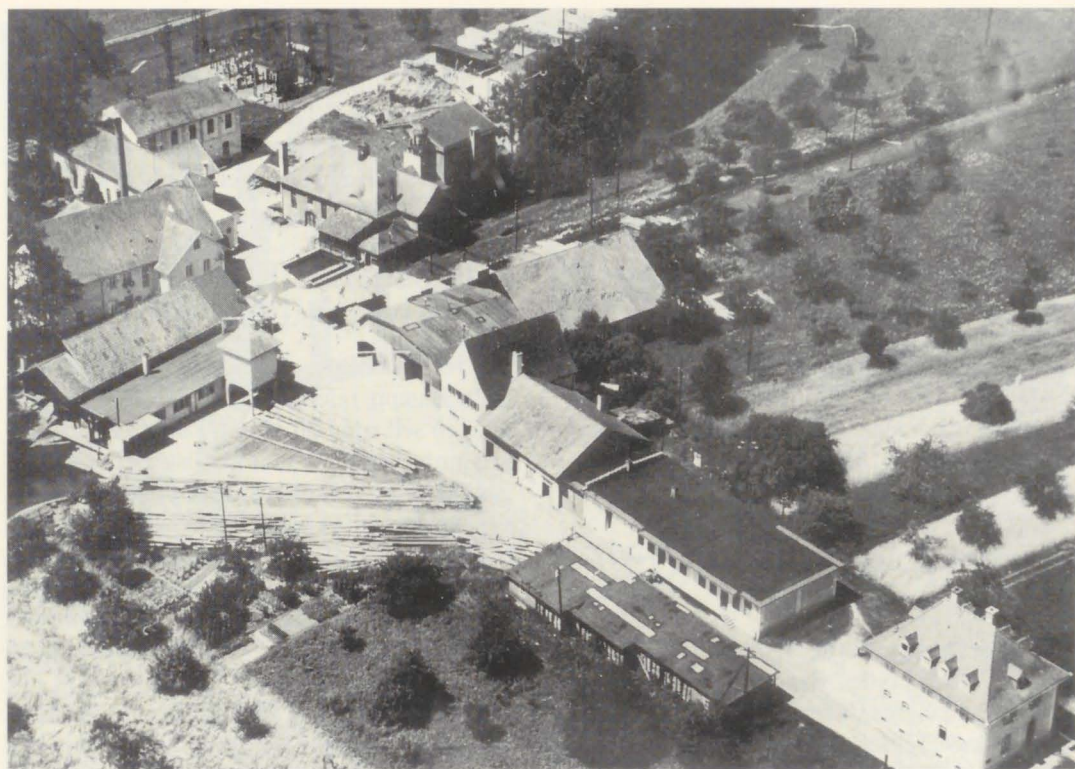
Klaus Rittmeier scheint er bei seinen Überlegungen zu einem Nutzungsvertrag nur wenig zu halten. Für den Haslacher Bürgermeister wird durch die Klärung der letzten Wochen manches überschaubarer werden; die äußerst komplexen Kompetenzverhältnisse vereinfachen sich.

## ENDGÜLTIGE KLARHEIT BEIM STRASSENBAU?

Der Leiter des Offenburger Straßenbauamts, Hampp, referiert sachlich, was an Überlegungen seit rund 20 Jahren Einfluß nahm und was nun Stand der Planung ist: Danach kann das (private) Wohnhaus des fraglichen Geländes ganz erhalten werden, ebenso das Maschinengebäude und das Holzgasgebäude, beide im staatlichen Besitz; das eigentliche Denkmal würde also vom Straßenbau verschont bleiben. Nicht zu erhalten seien – so der aktuelle Stand – das Gebäude der alten Zündholzfabrik mit den Werkstätten. Es bleiben aber immer noch Unklarheiten über den endgültigen Verlauf der Umgehungsstraße. Die staatliche Verwaltung sei verpflichtet nicht nur zur Effizienz, sondern auch zur Kunst des sparsamen Geldverbrauchs; Fragen der Landschaftsästhetik, der Städteplanung und des Denkmalschutzes würden aber immer mit großer Sensibilität angegangen – so der Straßenbauamtschef.

## VERSUCH EINER BILANZ

- Fest scheint endlich zu stehen, daß das Straßenbauproblem in Haslach/Kinzigtal inzwischen als isoliert zu betrachten und zu lösen ist; dabei ist offen, wann und ob diese Umgehungsstraße überhaupt gebaut wird, aber eben in keinem Fall über das Gelände des hier angesprochenen technischen Kulturdenkmals.
- Fest steht – nach einem Schreiben des Bundesvermögensamtes Freiburg vom 25. 9. 1996 –, daß „die für den Straßenbau auf Dauer entbehrlichen Flächen“ in einem Lageplan festgehalten werden und daß das Bundesvermögensamt sich nun rasch „mit den bisherigen Kaufinteressenten wegen deren Erwerbsabsichten und -modalitäten in Verbindung setzen“ wird, aber ggf. die



Gesamtanlage, 1971

Liegenschaft auch öffentlich ausschreiben wird; die Stadt Haslach ist gefragt worden, ob sie selbst nicht am Erwerb dieser Grundstücke interessiert sei.

- Fest steht aber auch und zwar auf gesetzlicher Grundlage, daß hier ein „technisches Kulturdenkmal“ erhalten werden soll; hier geht es um ein ganz seltenes Stück badischer Industriegeschichte. Wer immer also hier Besitz erwirbt, wird gleichzeitig die Verpflichtung miterwerben, eine außergewöhnliche historische Substanz „an Ort und Stelle“ zu erhalten. Wer immer sich engagieren wird, kann freilich deshalb auch – trotz aller Geldverlegenheit – mit angemessener finanzieller Unterstützung durch die Denkmalpflege rechnen.
- Die „Wiederinbetriebnahme“ scheint total ausgeschlossen, aber auch eine museumpädagogische Nutzung ist nur mit viel Skepsis in Betracht zu ziehen. Ist die Hoffnung berechtigt, auf persönliches privates

Engagement bei der Suche nach einer möglichen Nutzung zu setzen?

Die Unschlüssigkeit der letzten Zeit und die frustrierenden Verweise auf andere Zuständigkeiten finden nun kein Verständnis mehr. Es muß jetzt und es kann jetzt auch gehandelt werden. (Der Autor bedankt sich bei Bürgermeister Winkler und Herrn Rittmeier aus Haslach, bei Herrn Hampp vom Straßenbauamt Offenburg, bei Herrn Franz Meckes vom Landesdenkmalamt in Stuttgart, bei Herrn Sehölzer von der Bezirksverwaltung des Badenwerks in Hausach, vor allem aber bei Sehölzers Kollegen Karlheinz Wölfle, der gleichzeitig stellvertretender Bürgermeister von Haslach i. K. ist, für die bereitwillig gegebenen Informationen und Stellungnahmen).

Anschrift des Autors:  
 Adolf Schmid  
 Steinhalde 74  
 79117 Freiburg

# „Bruchsal, Bruchsal, hätt' ich niemals doch dein Weichbild überschritten . . .“

Joseph Victor Scheffel in Bruchsal

Da veröffentlichte ein John Bopp aus New York im Jahre 1926 ein Büchlein, das er „Bruchsal von anno dazumal. Altbruchsaler Erinnerungen aus den sechziger und siebziger Jahren“ nannte. Fünfzig Jahre schon wohnte Bopp in New York, als ihm, dem alten Bruchsaler, das Heimweh die Feder in die Hand drückte und er in seinen Versen die ganze Stadt durchging und so die Bruchsaler Originale, die Geschäftsleute, Lehrer, Pfarrer, Ärzte, Apotheker, Fabrikanten, Schuster, Schneider, das Militär, kurz alle Handwerke und nicht zu vergessen die Wirte so treffend schilderte, daß ein unverwechselbares Bild Bruchsals jener Zeit (1860–1870) entstand. Bopp hat voll Stolz auch nicht vergessen zu erwähnen, daß einst Mozart im Schlosse musiziert hat. Ein besonderes Gedicht widmete er J. V. Scheffel, auf dessen Aufenthalt in Bruchsal nun näher eingegangen werden soll. Zunächst aber die Verse:

*Auch d'Poesie un d'Literatur  
War glänzend hier vertrete,  
Denn Viktor Scheffels Frohnatur  
Die beste Früchte säte.  
Fünf Monde, ohne Unnerlaß  
Hat Scheffel in der Kaffeegaß  
Justizarweit verrichtet  
Un Manches hat gedichtet.*

*Vun Liedern, die er hier gedicht',  
Nenn ich Eich blos des Eine,  
Deß heller Strahl wohl nie erlischt:  
„Alt Heidelberg, du feine!“  
Die ganze Welt kennt dieses Lied  
Un gehn die Vers Eich dorch's Gemiet,*

*So denkt dabei in Liewe:  
In Brusel hot er's g'schriewe.*

*Es konnt dem Dichter Scheffel zwar  
Bei uns net b'sonnens g'falle,  
Sei Zimmerg'nosse damals war:  
En Brusler Katzeralle.  
En Prachtkerl war's, sei' Fell wie Samt,  
Den „Hidigeigei“ er benannt. –  
Viel „Kater“ sin verderblich –<sup>1</sup>  
Doch der, der isch unsterblich!*

Nun kann im Rahmen diese Betrachtung nicht der ganze Lebenslauf Scheffels dargestellt werden. In Erinnerung aber sei gebracht, daß er als Rechtspraktikant beim Bezirksamt Säckingen tätig gewesen war mit einem Monatsgehalt von 40 Gulden ab 1. Januar 1850. In Säckingen schrieb er die großartigen „Briefe ins Elternhaus.“ Mit Humor schildert er seinen Kampf mit der Kleinkriminalität, den harten Köpfen der Hotzen, seine Dienstreisen in den winterlichen Hotzenwald. Vermutlich wäre Scheffel ganz in seinen Juristenberuf hineingewachsen, wäre jene Geschichte am Abend des 9. März 1851 nicht passiert.

In Säckingen lag damals als Folge der Revolution 1848/49 eine Kompanie der 4. preußischen Jäger aus Sachsen, und die Lesegesellschaft, der Scheffel angehörte, pflegte freundschaftlich-gesellige Beziehungen zu den Offizieren. Ungern sah man den Abzug dieser Truppe, und Scheffel hielt dabei sogar eine Abschiedsrede. An die Stelle der „preußischen Sachsen“ trat die 4. Kompanie des 8. Badischen Infanterie-Bataillons. „Zu denen, welche

den finsternen Geist der Reaktion damals in sich verkörpert, gehörte der badische Stations-Commandant Herr Hauptmann Schwarz, der nach Abmarsch der preußischen Besatzung hierher versetzt worden war. Nicht nur, daß er seines Amtes, eine Art Belagerungszustand in der fröhlichen RheinStadt aufrecht zu erhalten, mit Strenge waltet, der unerfreuliche Beruf spiegelte sich in seinem unerfreulichen Wesen.<sup>42</sup> Schwarz hielt sich der Lesegesellschaft fern. Deren fröhliches Tun war ihm ein Ärgernis, zumal seine Wohnung neben den Gesellschaftsräumen im Gasthof „Zum goldenen Knopf“ gelegen war, und ihn der Lärm am Abend störte. Schwarz ließ die Polizeistunde streng und peinlich genau überwachen. So saß an jenem Märzabend wieder einmal eine heitere Gesellschaft beisammen, darunter auch Offiziere der Besatzer, und sang Lieder zur Gitarre bis 22 Uhr. Sofort danach alarmierte Schwarz die Hauptwache, die mit einem Unteroffizier und Mannschaft im Gasthaus erschien und bei Nichtbeachtung der Polizeistunde mit Arrest drohte. Dieses unangebrachte Vorgehen brachte Scheffel in Rage, und er rief: „Nun, so arretieren Sie mich!“ Sofort nahmen ihn die Soldaten mit auf die Wache und brachten ihn dann ins Gefängnis. Seine Freunde erreichten zwar seine baldige Freilassung, aber Scheffel sah seine Ehre schwer beschädigt. Er forderte den Hauptmann zum Duell. Nun alarmierte der Amtmann Leiber Scheffels Vater, der das Innen- und Kriegsministerium leitete, die ganze Sache kam an die große Glocke. Schwarz wurde gerüffelt, die Verhaftung als ungesetzlich erklärt, und die Forderung Scheffels durfte er nicht annehmen. Er erklärte, daß er keine Ehrenkränkung des Dr. Scheffel beabsichtigt habe. Dieser erhielt einen Verweis wegen Widersetzlichkeit gegen einen militärischen Befehl. Damit war die mißliche Sache beigelegt, äußerlich wenigstens, im Innern Scheffels aber nicht.<sup>3</sup> Obwohl er in Säckingen viele Freunde und dort schöne Tage erlebt hatte, wollte er nach dem peinlichen Vorfall nicht mehr bleiben. Er schied an sich nicht ungerne. Dazu trug der zunehmende Widerwille gegen den bürokratischen Geist seines Dienstes wesentlich bei, und die Enge der Verhältnisse, in denen sein Leben sich abspielte, ebenso. Scheffel war von daheim den Umgang mit bedeutenden Persön-

lichkeiten gewöhnt. In Säckingen mußte er diesen weitgehend missen. Aber es war nicht nur die Unzufriedenheit mit den äußeren Verhältnissen, die Scheffel den Abschied von Säckingen leichter machte, es war vor allem sein Gemütszustand, die Vorgänge, die sich in seinem Innern abspielten, die mit entscheidend waren.

Beunruhigungen schufen Scheffel seine wachsende Neigung zum Zeichnen und Malen und ebenso starke Regungen seines schriftstellerischen Talentes. Solche Doppelbegabungen bedeuten immer starke innere Schwankungen und eröffnen Zwiespälte. Dafür gibt es in Literatur- und Kunstgeschichte zahllose Beispiele. Gärungs- und Reifungsprozesse nehmen Zeit in Anspruch bis sich endgültige und oft schmerzhaftige Erkenntnisse einstellen, wohin die Reise geht, oder ob sie überhaupt schon zu Ende ist. Es bedurfte noch eines großen geistigen Prozesses, bis der schwankende junge Mann einsah, daß er auf dem begonnenen juristisch-dienstlichen Wege nicht weiterschreiten konnte und ihn zu der Erkenntnis führte, daß nur in der künstlerischen Betätigung die innere Befreiung erwachsen könne. Um diese Erfahrung machen zu können, brauchte Scheffel die Säckinger und die nachfolgende Bruchsaler Periode. Er hatte, als er Säckingen am 9. Mai 1851 verließ, einerseits den Kopf voller poetischer Pläne, andererseits war er immer noch des Glaubens, Maler zu werden. Auch in Säckingen waren Zeichenmappe und Farbkasten seine ständigen Begleiter gewesen, und manch gutes Blatt ist in jener Zeit entstanden. Scheffels „Befreiungskampf“ vollzog sich in der Hauptsache in zwei Etappen:

1. Positiver Bruch mit der Beamtenlaufbahn,
2. Erkenntnis, daß er nicht zum Maler, sondern zum Dichter berufen sei.

Als ersten Schritt dazu muß man die große Reise mit Ludwig Häusser, dem später so berühmten Historiker und Politiker, in die Welt der Alpen ansehen. Diese Reise ins hohe Graubünden und Engadin hatte nicht nur eine befreiende Wirkung auf Scheffel, sie zeigte ihn anschließend als großartigen Reiseschriftsteller. Es entstanden sechs Reisebriefe „Aus den rhätischen Alpen.“ Davon schrieb Scheffel drei, die in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erschienen. Scheffel hatte Muße zum Schrei-

ben, er arbeitet an den Briefen nicht nur in seiner Dachstube in Karlsruhe, sondern auch in Heidelberg bei den Freunden des „Engeren“ und hauptsächlich zusammen mit Häusser, dem idealen Wandergefährten.

Es ist hier an der Zeit, auf Scheffels Freunde einzugehen, denn ohne den Briefwechsel mit ihnen wären wir über wichtige Abschnitte seines Lebens nur unzulänglich unterrichtet. Liest man den Briefwechsel Scheffels mit seinen Freunden, kommt man sich beinahe wie ein Voyeur vor, so rückhaltlos offen werden da Gedanken, Erfahrungen, Lebenssituationen und Pläne dargelegt, die bis ins Innere gehen.

Scheffel hatte das Glück, Freundschaften schließen zu können, die ein Leben lang hielten. Es waren Männerfreundschaften, die Bestand behielten, wenn man sich auch nur selten sah. Es waren besonders drei Männer, die in diesem Bericht genannt werden müssen.<sup>4</sup>

Da sind vor allem Julius Braun, der „Lange“ (evangelisch) und Rudolf Braun, der „Kurze“ (katholisch), mit denen Scheffel das Gymnasium in Karlsruhe besucht hat. Rudolf trat später in den Jesuitenorden ein. Zu Julius aber hatte Scheffel die innigsten Beziehungen. Der „Lange“ war der überragende Kopf des Freundeskreises. Sie studierten zusammen in München und mit Julius wanderte Scheffel von Nürnberg über Bamberg, Oberfranken, das Saaletal nach Jena, sie waren zwei echte „fahrende Scholaren“. Beide waren auch in Berlin zusammen, wo als weiterer Lebensfreund Friedrich Eggers, einst Kommilitone in München, hinzukam. Braun überragte alle an poetischem Talent. So las er mit Scheffel Shakespeare und Goethe. Der „Lange“ war ein Mensch mit glänzenden Geistesgaben. Er studierte zuerst in Heidelberg Theologie, sattelte aber um und widmete sich kulturhistorischen und sprachwissenschaftlichen Studien, die in der Vorbereitung zur Hochschullaufbahn gipfelten. Dazu unternahm Braun die von Scheffel so beneideten Reisen nach Italien, Griechenland, Kleinasien, Palästina, Ägypten. Julius Braun habilitierte sich 1853 in Heidelberg als Privatdozent der Archäologie. 1860 wurde er ordentlicher Professor in Tübingen und siedelte 1861 nach München über. Braun war verheiratet mit Rosalie Artaria, einer kunstsinnigen, noblen Frau, in deren Haus in Heidelberg und später in Weinheim Scheffel

daheim war. Julius Braun verstarb viel zu früh im Alter von 44 Jahren.

Friedrich Eggers wurde 1819 in Rostock geboren. Mit ihm, Rudolf Braun und Franz Görres bildete Scheffel in München einen Stammtisch. Am 29. Februar 1844 schlossen sie in aller Form einen Freundschaftsbund, einen Ringbund. Als äußeres Zeichen trug Scheffel einen Ring mit Kafunkelstein, den Eggers ihm geschenkt hatte. Oft hat er dem Freund im Brief sein Herz ausgeschüttet, und er schickte ihm im Dezember 1852 seine erste Dichtung, den „Trompeter“, und schrieb lange Begleitbriefe dazu. Eggers wurde ein bekannter und geachteter Kunstschriftsteller und 1863 Professor der Kunstgeschichte an der Akademie Berlin. Dort starb er 1872.

In Heidelberg gewann Scheffel in Karl Schwanitz den dritten „Herzensfreund“. Dieser wurde am 28. Januar 1823 als Sohn eines Rentamtmannes in Zillbach/Thüringen geboren. Nach dem Gymnasium in Eisenach studierte Schwanitz ab 1844 in Jena und Heidelberg Jura. Dort lernte er 1844 im Wintersemester den damals neunzehnjährigen Scheffel kennen, der soeben aus München gekommen war, und veranlaßte ihn, in die neugegründete Burschenschaft „Alemannia“ einzutreten. Das war der Beginn einer Freundschaft, die bis zum Tode Scheffels dauerte. Sie hielt in allen Wechselfällen von Scheffels Leben, war oft sein ruhender Pol und Ausdruck der unwandelbaren gegenseitigen Treue und Anhänglichkeit. Und das, obwohl sich die Freunde nach dem Weggang von Schwanitz nach Jena im Frühjahr 1845 nur noch selten und kurz sahen. Schwanitz wurde nach Examen und Vorbereitungsdienst Bürgermeister von Eisenach. Er ging später in den Staatsdienst und war Amtsrichter in Apolda und Oberamtsrichter in Ilmenau. Schwanitz leistete auf allen Posten, die er begleitet, Vorzügliches, sei es als Richter, Landtagsabgeordneter, Stadtverordnetenvorsteher oder als Verbandsdirektor der Thüringer Vorschußvereine. Vielfach geehrt und ausgezeichnet, ging er als Geheimer Justizrat in der Ruhestand und verstarb im Frühjahr 1908 in Weimar.

Einblick in die Gemütsverfassung Scheffels gewährt sein Brief an Schwanitz vom 7. Oktober 1851, den er in Karlsruhe schrieb.<sup>5</sup>

„(. . .) Am Avancieren und Karrieremachen meiner Universitätsgenossen sehe ich, wie tückisch die Zeit verfliegt. Sind nun schon sechs Jahre her, seit ich bei Dir in Jena eingezogen, und bin noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang ins Weite, – Du aber bist Bürgermeister von Eisenach! 'S ist kaum erlaubt.

Es bleibt mir nichts übrig, als Dir ein wehmütiges ‚Leben Sie gefälligst hoch, Herr Bürgermeister!‘ zuzurufen und mir selbst einige moralische Vorstellungen aufdämmern zu lassen. (. . .) Was mich betrifft, habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen, und mich sofort in die Graubündischen Alpen verzogen, wo ich an den Quellen des Rheins und auf den wilden Höhen der Bernina (gegen Valtelin zu), wo nur noch das Murmeltier in den Steinritzen pfeift und die Gemse flüchtig über die unermeßlichen Schneefelder und Gletscher hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Mischen badischer Kanzleitätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnte. Schlug mich sodann über Tirol und Salzburg durch München durch zu den Meinigen zurück und werde nun ein Winterstilleben führen (. . .).“

Nun, mit dem Winterstilleben wurde es nichts. Nachdem sich eine Reise nach Italien zerschlagen hatte, mußte eine neue Beschäftigung und Stellung gefunden werden. Kurz entschlossen und dem Rat der Eltern folgend, bewarb sich Scheffel am 2. Dezember 1851 um den frei gewordenen Posten eines Sekretärs am mittelhheinischen Hofgericht zu Bruchsal, empfohlen von dem Hofgerichtspräsidenten und Freund der Familie Scheffel, dem früheren Märzminister Bekk. Das Gesuch wurde schnell genehmigt, und schon am 9. Dezember 1851 trat Scheffel die neue Stelle an. Scheffels Mutter schrieb am 18. Dezember 1851 an Schwantz: „Zuvörderst will ich Ihnen sagen, daß uns Joseph wider entführt worden ist. Da die Geschichte in Frankreich losbrach (Anm.: Napoleons Staatstreich vom 2. 12. 1852) war's nun nicht an der Zeit, nach Italien zu reisen. Da meldete sich Joseph nach Bruchsal zum Hofgericht und wurde so schnell dort angenommen, daß wir von einem Tag zum andern ihm das Bündel schnüren mußten (. . .) „Durch Übersiedlung nach Bruchsal mitten im Winter, die

ihn von allem fröhlichen Verkehr abschnitt, gewann in Scheffel eine leichte Melancholie Raum, die ihn zeitlebens immer wieder schnell ergriff. Die Sehnsucht nach Heidelberg wurde mächtig, und er dichtete:

„Und stechen mich die Dornen,  
Und wird mir's drauß zu kahl,  
Geb' ich dem Roß die Sporen  
Und reit' ins Neckartal!“

Seine neue Wirkungsstätte schilderte Scheffel in seinem Gedicht „Bruchsal“<sup>66</sup>

*Nicht im Süd, im schönen Spanien,  
Sondern in dem deutschen Bruhrein  
Zwischen Heildelheim und Upstadt  
Liegt die schöne Seestadt Bruchsal.  
Bruchsal, Bruchsal, hätt ich niemals  
Doch dein Weichbild überschritten.  
Dort sitzt im modernen Zuchthaus  
Still der pennsylvan'sche Sträfling.  
Auch die Frauenzimmersünde  
Büßt sich dort im Weiberzuchthaus,  
Während minder schwer gravierte  
In dem Arbeitshause brummen.  
Wen der Zufall in der Wiege  
Für die Freiheit auserkoren,  
Existiert als Hofgerichtsrat  
Oder als Dragonerleutnant.  
Dort im Raum des alten Schlosses  
In grotesken Zopfstilformen,  
Wo der Fürstbischof von Styrum  
Einst die Gäste schnöd' empfangen,  
Sind in hoher Dachmasarde  
Klassisch stille Dienstlokale  
Für die Schreiber des Gerichtshofs,  
Der im untern Stockwerk taget.  
Schreiber – doch im Kurialstil  
Heißt man minder despektierlich  
Diese würdigen Individuen  
Hofgerichtessekretari.  
Und der trefflichste von allen  
Heißt dort oben Schachtelhuber,  
Das als Frachtstück mit den Akten  
Schon von Rastatt einst hierherkam.  
Schachtelhuber, Schachtelhuber,  
Paladin der Sekretäre,  
Dich zu preisen, reichen tausend  
Tintenfässer, tausend Federn  
Nimmer hin, und wenn statt Regen*

*Streusand von dem Himmel träubte  
Sieben Jahr und sieben Monde  
Nimmer könnt' er deines Ruhmes  
Dokumente alle sandeln.*

(Anm.: 1846 wurde das Hofgericht von Rastatt nach Bruchsal verlegt.)

Scheffel war noch keine Woche in Bruchsal, als er eine Epistel an die Freunde des „Engeren“ in Heidelberg richtete, in der er in Verspottung des juristischen Aktenstils das Geständnis ablegt, daß ihm an seinem neuen Wirkungsort nichts übrig bleibe, als sich dem stillen Trunke zu ergeben.<sup>7</sup>

Bruchsal, den 15. Dezember 1851

Den stillen Trunk in Südwest-Deutschland betr.

In Erwägung, daß die Ansicht des Literaturhistorikers Gervinus, es sei nichts Ekler, als ein einsames Saufen durch die Culturgeschichte und constante deutsche Praxis (optio juris) als durchaus unbegründet widerlegt wird, – daß vielmehr der stille Trunk zur Zeit als die letzte Verlautbarung des Weltgeistes angesehen werden muß; in Erwägung, daß die organische Verbindung zwischen Ocean und Festland auch zu der Consequenz führt, daß auf einen Schellfisch ein paar Flaschen Rheinwein gesetzt werden, daß es jedoch im Binnenlande Seeplätze gibt, wo diese Consequenz nur von einzelnen Denkern gezogen wird, – und daß diese schon darum zum stillen Trunke schreiten müssen, weil zur Zeit niemand mit ihnen trinkt, und im Unterlassungsfall der allen anderen vorgehende Rechtsgrundsatz „g'soffe muess doch sy“ gröblich verletzt werden würde; daß ferner Bruchsal entschieden als solches Seeplatz sich qualifiziert (. . .) usw.

Nach einem weiteren Vierteljahr schrieb Scheffel folgenden Brief an Schwanitz:<sup>8</sup>

Bruchsal, 20. Februar 1852

Cafégasse bei Notar Steinle

(. . .) In mir hat sich allmählich ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgendeiner Explosion kommen wird, und leider hab' ich sogar den Humor verloren, der sonst als grüne Pflanze (Mauerpfeffer, sedum acre) aus den Trümmern abgelegter Zeiten hervorsproßte. Der Teufel soll's holen, daß

man sich mit so ungeheurem Schund abzugeben hat. Und lediglich wegtrinken läßt sich der Ärger nicht. Bruchsal ist eine langweilige See-  
stadt, und Sekretär am Hofgericht ist eine langweilige soziale Position. Die ganze lebensfrische Anschauung der Dinge wird durch dieses ewige Aktenlesen, durch diese Hantierung mit Tinte und Feder demoralisiert. Ich halt's nicht mehr lange aus und bin schier im Begriff, meinen Glauben an die Rechtswissenschaft selber zu verlieren. Ich stehe ganz allein, niemand kennt oder versteht mich. Erfahrung und Menschenverachtung hat mich selbst schweigsam, mißtrauisch, spürnasig gemacht, – höchstens fahr' ich einmal nach Heidelberg zu meinem Graubündner Reisegefährten, Prof. Häusser, und frische mich in guten Erinnerungen ans Engadin und an rhätische Alpenpracht wieder auf. (. . .)

Im Mai ziehe ich wahrscheinlich wieder als fahrender Schüler in die weite Welt, und zwar, wenn's langt, direkt zum langen Braun, der gegenwärtig von seiner Odysseusfahrt im Orient und Griechischen Archipel zurück nach Rom gekehrt ist und dort seine Studien verarbeitet. Er hält den Künstlern Vorlesungen im Palazzo Simonetti; ich wollt', ich könnt' eher heut als morgen zu ihm und auf italienischem Boden einen Schluck Lethe trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden.

Daß ich mit dieser Sehnsucht mit „Liebe“ meine Vorträge über Fleischackzidisdefraudationen, Ehrenkränkungen und wundersam elende Forderungen der Menschenkinder ausarbeite, kannst Du Dir denken. Ich stehe hier unter unserem früheren Minister Bekk, des als Präsident des Gerichtshofes ungemeine Tätigkeit entwickelt und eine klare, juristische Auffassung besitzt, wie wenige. Am 15. März beginnen die Schwurgerichts-Sitzungen wieder, wo ich, wie schon im Dezember als Sekretarius stellenweise fungieren werde (. . .).“ (Anm.: Die Cafégasse ist die heutige Huttenstraße).

Die Bemerkung, er stehe ich Bruchsal ganz allein, ist übertrieben. Hofgerichtsrat Preuschen, ein poetischer Mann und Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter“, führte Scheffel in das literarische Kränzchen ein, das abwechselnd Zusammenkünfte bei den Familien Dr. Fretter, Hofgerichtsassessor Mai, der Hofgerichtsräte Preuschen und Camerer hatte. Dort trug Schef-

fel manchmal alemannische Gedichte vor, so auch am Himmelfahrtstag 1852, als er bei Camerers im Kreise der Kränzchenmitglieder seinen Abschied nahm.

Hofgerichtsrath Preuschen hatte zum „ständigen Hausgenossen einen Kater, der den originellen und doch so bezeichnenden Namen Hiddigeigei führte, und da Scheffel bereits als Knabe im Vaterhaus sich an die Gesellschaft wohlherzogener Hauskatzen gewöhnt hatte (Anm.: Die Angorakatten der Großmutter Kredderer) (. . .), wurde der höchst intelligente Kater seines väterlichen Freundes ihm ein teilnehmender Kamerad in so mancher Stunde kontemplativen Sinns“. Und als Scheffel an die Niederschrift der Geschichte des Trompeters Werner Kirchhofers und der Marua Ursula von Schönau dachte, fand er auch die Möglichkeit, den philosophischen Kater in das Schloßidyll des alten Freiherrn zu versetzen. Der „Trompeter von Säkingen“ erschien an Weihnachten 1852, und Scheffel sandte Preuschen ein Exemplar mit der Widmung: „Herrn Hofgerichtsrath Preuschen in Bruchsal

dem Herrn und Meister des wahren geschichtlichen Hiddigeigei“.<sup>9</sup>

Die „Lieder des Katers Hiddigeigei“, die Scheffel in den „Trompeter“ einarbeitete, enthalten manches Biographische und Stimmungen des Dichters, so z. B.

#### *Lied IX*

*Hiddigeigei hält durch strengen  
Wandel rein sich das Gewissen,  
Doch er drückt ein Auge zu, wenn  
Sich die Nebenkatten küssen.*

*Hiddigeigei lebt mit Eifer  
Dem Beruf der Mäusetötung,  
Doch er zürnt nicht, wenn ein anderer  
Sich vergnügt mit Sang und Flötung.*

*Hiddigeigei spricht, der Alte;  
Pflück' die Früchte, eh' sie platzen;  
Wenn die magern Jahre kommen,  
Saug an der Erinn' rung Tatzten!*

Nach all dem bisher Gesagten, besonders aus dem Schriftwechsel mit Schwanitz, geht hervor, daß Scheffel sich in Bruchsal in einer

Stadt befand, deren geistige Atmosphäre ihm unerträglich wurde. Die Unzufriedenheit mit dem Dienst, die Ungelöstheit der Frage, was aus ihm werden sollte, falls er den Dienst quittierte, trieb ihn dazu, den Verkehr mit dem „Engeren“ in Heidelberg wieder vermehrt aufzunehmen. Letztlich waren es zwei Ereignisse, die ihn dann endgültig von Bruchsal und Beruf Abschied nehmen ließen. Da waren einmal die verlockenden Briefe seines Freundes Braun, welche der Sehnsucht Scheffels nach Italien großen Auftrieb gaben. Zum andern war es die für den sensiblen Mann tief niederdrückende Wendung seiner Liebe zu seiner Cousine Emma Heim. Trotz allem hat Scheffel seinen Dienst mit korrekter Pflichtauffassung ausgeübt und sein Talent, Fleiß und seine sehr guten juristischen Kenntnisse gewissenhaft eingesetzt, „als wolle er dem Vater zeigen, daß es nicht Leichtsinns und Trägheit seien, was ihn zur Aufgabe der Beamtenlaufbahn drängte“.

Der entscheidende Anstoß dazu kam von Freund Julius Braun, gerade als Scheffel seinen Sekretariatsposten in Bruchsal angetreten und seine Epistel an den „Engeren“ geschrieben hatte. Braun forderte ihn auf, zu ihm nach Rom zu kommen zu einem gemeinsamen Aufenthalt. Dieser Brief machte auf Scheffel einen gewaltigen Eindruck, und er antwortete sofort.<sup>10</sup>

„Während wir in Altdeutschland herumstizen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen bösen Traum geträumt, hast Du Dir auf klassischem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen scharfen Ritt durch die Wüste und die ausgebrannten Steinberge Kleinasiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus in's blaue Meer des griechischen Archipels geschaut, und nun ruhest Du im alten Rom und rekapitulierst hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desselben Weges gefahren (. . .) Langer! Dein gestriger Brief hat mir ins Herz geschnitten. Hättest Du vier Wochen früher geschrieben, so wäre jetzt mein Bündel geschnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und sagte: Mensch, hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenschreibens erlöst werde. Um Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit seinem Staatsstreich, und wiewohl mich's herzlich gefreut



hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltischen Gesang: 'Ha'-ham'-ha mer Dich emol' etc abgefaßt und nach Ham in Schatten gesetzt wurde, so schien mir die Landstraße doch zu kritisch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, Du führst von Konstantinopel donauabwärts heim. Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchsal an's Hofgericht verschreiben und wie ich kaum ein paar Tage hier sitze, kommt Dein Brief. 'Rathe, wo sind wir jetzt?' habe ich mich gefragt, den Brief in der Hand und die Gluth des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zu meinem Fenster hereinwinken und der alte Sekretaär Sch . . . , der bereits 50 Jahre im Amt ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urtheilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt – zu spät – nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann – und um mich herum seinen Tabak schnupft – da sind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifst Du. Leer, unbefriedigt fahre ich schon lange in der Welt herum. (. . .) Schreib mir deßhalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibst. (. . .) Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und wäre in München Maler geworden.“

An dieser Stelle muß, wenn auch zu kurz, auf die Liebe Scheffels zu seiner Cousine Emma Heim aus Zell a. H. eingegangen werden. Scheffel liebte dieses Mädchen auf seine Art, verhalten, fast scheu, voller Hoffnungen und doch gehemmt, sich endgültig zu erklären. In jener Zeit hat die junge Base die Tiefe der Gefühle Scheffels wohl nicht recht erkannt, und er leistete ihr dazu auch wenig Hilfe. Immerhin gibt es einen aufschlußreichen und typisch Scheffelschen Briefwechsel, z. B.<sup>11</sup>

Bruchsal, 14. Februar 1852

„Wie der Vetter Joseph einen rechtsgelehrten hofgerichtlichen Vortrag anfertigen wollte und wie daraus schließlich dieser Brief an seine Cousine Emma geworden ist.

Selbiger Vetter haust bekanntlich zurzeit in Bruchsal und ist Schreiber beim Hofgericht. Bruchsal aber ist eine schöne Stadt, im Hintergrund steht das Zuchthaus. So einem Menschen auf der Straße begegnen, sind's gewöhnlich Hofgerichtsräte oder Dragoneroffiziere. Unter

letzteren gibt's übrigens schöne Leute, und einer hat einen blonden feinen Schnurrbart und so liebe treue Augen. – Dies gehört jedoch nicht hierher, sondern zu anderen Akten.

Am 14. Hornung aber war ein nebelgrauer Tag; Regenwolken hingen über der Cafégasse. Die Cafégasse hat für den bewußten Vetter eine besondere Bedeutung.

*Nicht zu Rom im Vatikane,  
Nicht zu London in der City,  
Zu Paris nicht am Quai d'Orsay,  
Sondern in der Cafégasse  
Numero elfe wohnt derselbe.*

Und zwar saß er damals an einem runden Tisch, und viel liebliche Aktenstöße lagen um ihn, und das Tintenfaß schaute ihn so freundlich an, es lag etwas Verführerisches im Blick dieses Tintenfassens, als wolle es sagen: Lieber Vetter, Du bist lange müßig gegangen, hast viel Bruhreiner Wein in den letzten Tagen getrunken, hast in Heidelberg Gesellschaften mitgemacht, in die Du gar nicht eingeladen warst – schaff auch wieder einmal etwas. Der Vetter aber dachte an seine Akten, die ungelesen, unstudiert da lagen (– er behandelt die Akten überhaupt wie ein Stiefvater), er ging in sich und schnitt vorläufig eine Feder. Er wollte arbeiten. Mutig griff er den ältesten Faszikel heraus, der schon schier sechs Wochen so schnöd vernachlässigt war, er wollte aber einen Vortrag darüber anfertigen, der dem ganzen Kollegium imponieren sollte. Und der Gegenstand war so schön – war des Schweißes der Edeln wert.' In Untersuchungssachen gegen Løb Aron Rothheimer und Veitel Bensinger von Gondelsheim wegen Fleischchakzidefraudation. (. . .) Der Vetter wollte seinen Vortrag niederschreiben. Zuerst kommt die Rubrik. Er schrieb: ‚In Untersuchungsakten gegen Løb Aron Rothheimer und seine Cousi – halt! Das Kreuzmillionendonnerwetter soll die Feder verschlagen, was will die für eine Rubrik schreiben?‘

Item es fing gut an. Also korrigierte der Vetter das Rubrum nach Maßgabe der Akten und schrieb weiter: Tatbestand: ‚Als im Monat November vorigen Jahrs zu Gengenbach – halt an!! Heiliges Gewitter, was schreib ich für Zeug, Gondelsheim soll's ja heißen! 'Also nahm der

Vetter seine Feder, tauchte sie im Zorn tief ins Tintenfaß und wollte das Wort Gengenbach mit breitem Federstrich austilgen.

Wie er aber ansetzte und streichen wollte – da ward's dem Vetter gar sonderbar zumute und er dachte: ‚Was hat Dir denn eigentlich das Wort Gengenbach zuleid getan? Hast Du nicht in Gengenbach dazumal das Röslein jung, das schlanke Reh, Deine schöne Cousine Emma getroffen? und bist Du nicht in Gengenbach mit ihr unterm Tor gewandelt, dazumal, wo Du den besten Gedanken in Deinem Leben gehabt hast? Und ist's nicht auf dem Gengenbacher Bergle gewesen, wo Du so vergnüglich in die weite Welt hinausgeschaut hast und es in Deinem alten Schreiberherzen geklungen und gesungen hat wie eitel Musik? Und war's nicht in Gengenbach, wo Du in der Fensternische vom Rathaus gegessen bist – und hast Dir nichts anderes gewünscht, als immer zuzusehen, wie sie mit ihrem Medaillon spielt? und so weiter . . .‘

Und der Vetter ließ die Feder sinken und strich das Wort Gengenbach nicht aus. An seinem Vortrag hat er auch nicht weiter geschrieben. Er soll vielmehr lang und vergnüglich dagesessen und nichts getan haben als gepfiffen, und zwar die Melodie von Geibels Spielmanns-Lied; die er übrigens regelmäßig falsch pfeift. Singen kann er bekanntlich nicht, sonst hätt' er wahrscheinlich gesungen. Die Untersuchungsakten schmiß er unter den Tisch. (. . .)“

Dies ist ganz sicher einer der liebenswürdigsten Briefe, die Scheffel geschrieben hat. Kurz darauf folgte die wohl letzte Niederschrift in Bruchsal, das

Protokoll vom 19. Februar 1852<sup>12</sup>

*Im alten getäfelten Marmorsaal  
Hält das Hofgericht Sitzung,  
Die Anwälte von der Tribüne herab  
Streiten in großer Erhitzung.*

*Streng unbeweglich am Aktentisch  
Thronen die Herren Richter,  
Sie erwägen ernstlich den Tatbestand,  
Bedenklich sind ihre Gesichter.*

*Aber der blonde Sekretär  
Sitzt hinter dem Tintenfasse,  
Er scheint in gelehrte Gedanken vertieft  
Und neigt sein Haupt, das blasse.*

*O, wenn das alles beim Teufel wäre',  
Gerichtshof und Advokaten,  
(– Selbst diese, wiewohl sie chez ma cousi-  
ne,  
So höchlich stehen in Gnaden).*

*O wenn mich doch selber der Sturmwind  
trüg'  
Aus dieser streusandigen Wüste  
Fern über den stillen Ozean  
Bis an die australische Küste.*

*Am Murrumbigi, dem grünen Strom,  
da käme mein Herz zur Ruhe,  
Ich verliebte mich unverzüglich daselbst  
In ein schlankes Känguruhe.*

*Oder in des Urwalds träumendes Kind,  
Ein' schlanke Urangutangin  
(O Affenprinzessin, jetzt wird mir's klar,  
Warum ich so traurig und bang bin).*

*Mit ihr promenierte ich Arm in Arm  
Süßändelnd am Meeresstrande;  
Und lächelnd schaut' ich nach Osten hin  
Zum europäischen Heimatlande.*

*Und lächelnd erhöb' ich beide Händ'  
An meine selbsteigene Nase  
Als Gruß an die falsche alte Welt  
Und an meine holdselige Base!*

*– Also des Herrn Sekretarius  
Gedankensystem verirrte,  
Dieweil für die Rechte des Staatsärars  
Der kläg'rische Anwalt plädierte!*

Nun ist es gewiß ein schwerwiegender Entschluß, eine begonnene und sichere Laufbahn zugunsten unsicherer Verhältnisse aufzugeben. Es wurde versucht, darzulegen, daß der Überdruß an der juristischen Tätigkeit, die unerfüllte Liebe zu Emma Heim und der alle Bedenken zudeckende Wunsch nach künstlerischer Tätigkeit als Maler zu einem Entschluß drängten. Aber da hatte der Vater Scheffels ein entscheidendes Wort mitzureden. Dieser war nicht der Banause, als der er oft dargestellt wird, sondern ein Mann, der Joseph und seiner hochbegabten Schwester Marie die bestmögliche Ausbildung auch in künstlerischer Hin-

sicht hat zukommen lassen. Aber er war ein Mann mit festen Grundsätzen, der Herr Major, der an gefaßter Meinung festhielt und für Ordnung war. Vater Scheffel konnte es nicht verstehen – und das muß man ihm wohl zubilligen – daß sein Sohn nach acht Jahren Vorbereitung auf die höhere Beamtenlaufbahn noch umsatteln und die eben erst begonnene wichtige Tätigkeit am Hofgericht in Bruchsal aufgeben wollte. Unterstützung für seinen Plan, nach Italien zu reisen, fand Joseph bei der Mutter. Diese argumentierte geschickt damit, daß Prof. Braun doch in Rom sei, der Joseph überall einführen könne, und außerdem arbeite der bei Scheffels sehr geschätzte Landschaftler Ernst Willers in Rom, der Joseph als Schüler aufnehmen würde und vor allem dessen Talent erproben könne. Geld zu Reise und Aufenthalt war durch ein Legat der verstorbenen, heißgeliebten Großmutter Krederer vorhanden. Den vereinigten Bestrebungen gelang es schließlich, den widerstrebenden Vater umzustimmen.

Joseph Scheffel zeigte am 7. Mai 1852 beim Hofgericht an, daß er „behufs einer größeren Reise nach Italien unter'm 9. ds. seine seitherige Stellung als Volontär bei hohen Gerichtshof aufzugeben gedenke.“ Die Form des Gesuches wurde aber beanstandet, und Scheffel reichte am 22. Mai eine näher begründete Eingabe beim Justizministerium ein. Nun wurde er beurlaubt. Es war eine Beurlaubung, aber als sich Scheffel von Bruchsal verabschiedete, bedeutete dies auch ein Abschied von der Juristerei, die er im ganzen nur eine kurze Zeit ausgeübt hatte. Am 27. Mai „sahen ihn dann (schon) die Täler zu Füßen des Monte Rosa; hier in Visp zeichnete er die erste größere Skizze dieser für sein Leben entscheidenden Reise. In seiner Seele klang's:

*Berggipfel erglühen,  
Waldwipfel erblühen  
Vom Lenzhauch geschwellt;  
Zugvögel mit Singen  
Erhebt seine Schwingen,  
Ich fahr' in die Welt!“*

So reiste Joseph Victor Scheffel in den Süden, um Maler zu werden und kam zurück als Dichter.

Um zum Schluß noch einmal auf die Verse von John Bopp zurückzukommen, so sind diese zu einer rechten Liebeserklärung an seine Vaterstadt Bruchsal geworden, und sie verhelphen uns zu einem versöhnlichen Schluß der Bruchsaler Episode Scheffels:

*„Wann i in meiner Litanei  
Auch Vielen konnte huld'ge,  
So fehlt e Mancher doch dabei,  
Des mißt 'r halt entschuld'ge;  
Bedenkt, daß i vum Heimatort  
Un Eich, schun fufzig Jahr bin fort,  
Do kammer unnerdesse  
Schun allerlei vergesse.*

*Doch stieg manch holdes Bild empör  
Vun Eich aus meim Gedächtnis,  
So leg i Eich die Verslen vor  
Als winziges Vermächtnis.  
Nun ruf ich Dir, lieb Brusel, Du,  
En 'Vivat, floreat, crescat' zu  
Un winsch Dir allerwege  
Auch ferner Glick un Sege!“*

---

#### Anmerkungen

- 1 John Bopp: Bruchsal von anno dazumal. Altbruchsaler Erinnerungen aus den sechziger und siebziger Jahren. New York 1926, Copyright by F. Biedermann u. Cie, Bruchsal (Germany, Baden) August 1926
- 2 Johannes Proelß: Scheffels Leben und Dichten, Berlin 1887, S. 157 ff.
- 3 Siehe dazu: J. V. v. Scheffel. Gesammelte Werke in 6 Bänden. Mit einer biographischen Einleitung von Johannes Proelß. Bd. I., Stuttgart Bonz u. Comp., o. J., S. 30 ff.
- 4 Ludwig Vögely: Die Familie Scheffel und ihre Freunde. Bad. Heimat (MH) 1986, Heft 2, S. 193 f.
- 5 J. V. v. Scheffels Briefe an Karl Schwanitz. Nebst Briefen der Mutter Scheffels. 1845–1886, Leipzig 1906, Briefe Nr. 45, S. 179 ff.
- 6 Joseph Victor v. Scheffels sämtliche Werke, hrsg. von Johannes Franke, 9. Bad. Gesammelte Gedichte, Leipzig 1916, S. 80/81
- 7 Wie Anm. 2, S. 226 f.
- 8 Wie Anm. 5, Brief Nr. 50, S. 183
- 9 Wie Anm. 2, S. 224 ff.
- 10 Zitiert nach Rosalie Braun – Artaria: Von berühmten Zeitgenossen. Lebenserinnerungen einer Siebzigerin, München 1918, S. 8 f.

- 11 Zitiert nach Ernst Boerschel: Eine Dichterliebe. J. V. v. Scheffel und Emma Heim. Leipzig 1905, S. 82f.
- 12 Wie Anm. 6, S. 79/80
- 13 Wie Anm. 2, S. 234

Hinzuweisen ist auf Reiner Haehling von Lanzenaue-  
er: Dichterjurist Scheffel. Verlag der Gesellschaft für  
Kulturhistorische Dokumentation e. V., Karlsruhe 1988.

Die Schrift arbeitet in fundierter Weise Scheffels juristi-  
schen Werdegang auf.

Anschrift des Autors:  
Ludwig Vögely  
Tiefentalstr. 35  
76228 Karlsruhe

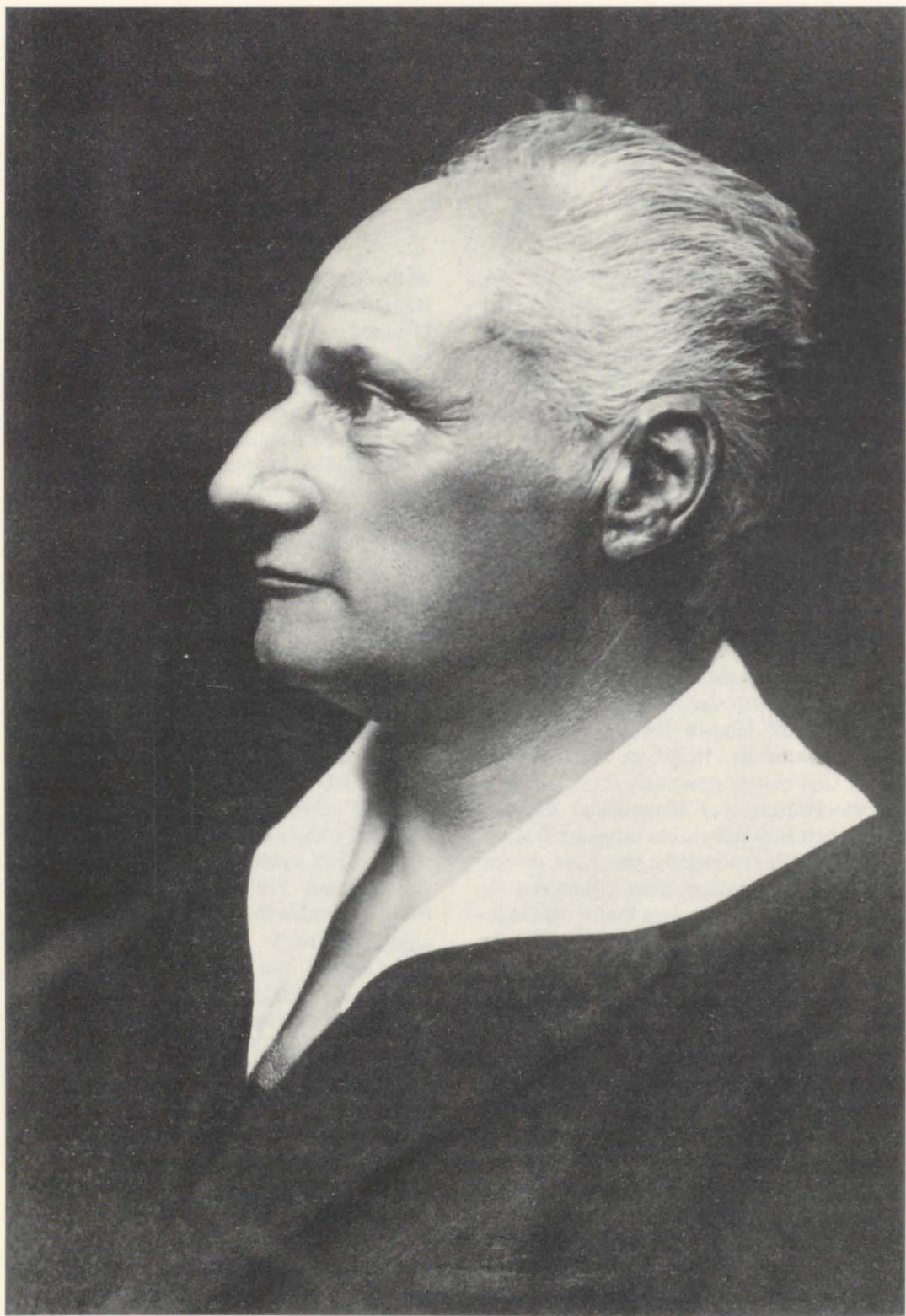
## Schillers Urenkel

Vor fünfzig Jahren ist in Baden-Baden der Schriftsteller Heinrich Adelbert Konrad Karl Alexander Schiller Freiherr von Gleichen-Rußwurm verstorben. Er war der letzte Nachfahre des deutschen Dichters Friedrich von Schiller. Sein Herkommen und sein Lebensweg verdienen eine Rückschau.

Alexander wurde am 6. November 1865 auf Schloß Greifenstein ob Bonntal in Unterfranken geboren. Sein Vater Ludwig von Gleichen-Rußwurm (1836–1901) betätigte sich als Landschaftsmaler, er entstammte einer alten fränkisch-thüringischen Adelsfamilie. Seine Mutter Elisabeth war von Geburt eine Freiin von Thienen-Adlerflycht (1837–1865). Die Mutter des Vaters, also Alexanders Großmutter Emilie von Gleichen-Rußwurm geb. von Schiller (1804–1872), war die jüngste Tochter des großen Dichters.<sup>1</sup> Durch ihre Heirat war sie Schloßherrin auf Greifenstein geworden. Ihr oblag nicht nur die Führung des Hausstandes mit den zahlreichen Hilfskräften, sie versorgte und betreute zugleich den kleinen Alexander, dessen Mutter schon kurz nach seiner Geburt verstorben war. Neben all dem ging Emilie mannigfachen geistigen Neigungen nach: Sie sicherte und bewahrte den Nachlaß ihres Vaters Friedrich von Schiller, sie trug zur Verbreitung seines Werks teil, sie veröffentlichte Entwürfe, Briefwechsel und Kalender des Literaten sowie eine Reihe von eigenen Beiträgen zur Schillerschen Familiengeschichte.<sup>2</sup> Alexander hat später einmal ihre Gestalt beschrieben:<sup>3</sup> „Aus den Tagen meiner Kindheit erinnere ich mich noch gut der hochgewachsenen, schlanken Frau mit den silberweißen Locken und den strengen Zügen. Es lag ein milder Ernst über ihrem Wesen und allzu schwer schien die große Vergangenheit auf ihren Schultern zu lasten...“ Eine Aura, die den Knaben umfing und seine ganze Erziehung bestimmte. Die

reiche Schloßbibliothek und das gut bestückte Hausarchiv weckten früh sein Interesse für historische Abläufe, manche Ereignisse versuchte er im Puppentheater seines Kinderzimmers nachzustellen. Einmal hat er dabei einen regelrechten Theaterbrand verursacht, den eine resolute Tante mit der Wasserkanne löschen mußte. In diesen Entwicklungsjahren wurde die äußere Ähnlichkeit des Jungen mit seinem Dichtervorfahren immer ausgeprägter. Zur Schulausbildung kam Alexander auf das Casseler Institut, sodann besuchte er die Kriegsschule in Metz. Von 1885–1895 war er Leutnant und Adjutant des Großherzogs von Hessen-Darmstadt. Um die Jahrhundertwende nahm er seinen Abschied mit dem Range eines Rittmeisters der Reserve. Im Jahre 1895 hatte der Offizier seine Kusine Sophia Freiin von Thienen-Adlerflycht geheiratet (1867–1952).<sup>4</sup> Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Heer beschloß Gleichen-Rußwurm, Schriftsteller zu werden. Ein umfangreiches Werk von weit über hundert Titeln hat er geschaffen. Die frühen Veröffentlichungen ließen, wie etwa „Sieg der Freude. Eine Ästhetik des praktischen Lebens“ von 1909, daseinsreformerische Ideale der Jugendstilzeit aufscheinen. Breiten Raum nahmen enzyklopädische Darstellungen ein wie etwa seine Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten in 24 Bänden, die mit Steinkohlenzeit und Darwinismus beginnend über Völkerwanderung und Renaissancekunst hinein führt in die Umbruchsjahre nach dem Ersten Weltkrieg.<sup>5</sup> In seiner abschließenden Würdigung liebäugelt der Autor gelegentlich mit den gefährlichen Theorien des Comte de Gobineau. Gleichwohl bleibt er letztlich der humanitären Idee verpflichtet und bekennt sich zu Demokratie und Pazifismus, fordert schon damals eine umfassende Friedensforschung.<sup>6</sup> Vorläu-



*Alexander von Gleichen-Rußwurm*

(Dt. Lit-Archiv Marbach, Abb. 6160/44)

fer dieser umfangreichen kulturhistorischen Darstellung war die ab 1920 erscheinende sechsbändige Geschichte der europäischen Geselligkeit. Abgerundet wurde das Gesamtwerk des Dichters durch Schauspiele, Essays, Novellen, Zeitungsbeiträge, Übersetzungen, Anekdotensammlungen und Skizzen wie etwa das beschwingte Büchlein über den Karneval, ausgestattet mit lustigen Bildern. Ein nahe liegendes Arbeitsfeld erschloß Gleichen-Rußwurm mit seinen zahlreichen familiengeschichtlichen Publikationen, in deren Mittelpunkt immer wieder der berühmte Vorfahr stand. So hat denn auch der alternde Schriftsteller sein letztes Buch Schiller und dem Weimarer Kreis gewidmet.<sup>7</sup> Eben diesem biographischen Teil des Lebenswerkes kommt bleibender Wert zu, während die schöngeistigen Veröffentlichungen – mit dem Zeitenlauf zunehmend mystisch-verborgen – schon bald dem Vergessen anheimfallen mußten.<sup>8</sup>

Wohnsitz des Ehepaars war das Schloß Greifenstein. Von hier aus ging man häufig auf Reisen kreuz und quer durch Europa, besonders gerne nach Rom. In den Wintermonaten lebten die beiden in ihrer Stadtwohnung in der Prinzregentenstraße 4 in München, wo Frau von Gleichen-Rußwurm nach herkömmlicher Art literarischen Salon hielt. Zu den Gästen zählten Heinrich Mann, Friedrich Naumann, Wilhelm von Scholz, Frank Thiess und Fedor von Zobeltitz. Gerne verbrachten die Eheleute ihre Sommerferien in Wasserburg bei Lindau am Bodensee.<sup>9</sup> Den Nationalsozialisten, die 1933 die Macht ergriffen hatten, leistete Gleichen-Rußwurm keinen aktiven Widerstand. Der elegante Grandseigneur ging aber bald auf Distanz zu den braunen Schreibern. Von nun an wurden seine Veröffentlichungen merklich seltener, zumeist begnügte er sich jetzt mit der Herausgabe von älterer Klassikerliteratur. Viel Selbstverfaßtes beließ er hingegen in der Schublade, auf aufnahmebereitere Jahre hoffend.<sup>10</sup> Da verwundert es nicht, daß im Gegenzug das Naziregime die persönlichen Belange des Schriftstellers rücksichtslos übergab: Für militärische Zwecke wurde im Jahre 1938 sein Schloß Greifenstein enteignet, die umliegenden Dörfer Bonnland und Hundsfeld abgesiedelt. Das beschlagnahmte Terrain wurde dem im Jahre 1895 angelegten und nunmehr von

der Wehrmacht genutzten Truppenübungsplatz Hammelburg zwecks Erweiterung zuge schlagen.<sup>11</sup>

Für den Dichter bedeutete es den endgültigen Auszug aus dem von Generationen bewohnten Stammsitz. Einen großen Teil der von Großmutter Emilie zusammengetragenen Schiller-Andenken überließ er öffentlichen Sammlungen. Ein kleinerer Bestand nebst besonders liebgewonnenen Möbeln und Büchern wurde in die angemietete Villa Menschikow in Baden-Baden, Lichtentaler Allee 12, verbracht, wo das betagte Ehepaar wieder seßhaft werden wollte. Das herrschaftliche Gebäude war im Jahre 1847 am Rande der Lichtentaler Allee oberhalb der heutigen Tennisplätze erbaut worden. Einige Jahre später erwarb es der russische Fürst Menschikow, der lange Jahre darin lebte und stets mit seiner aufsehenerregenden Schimmeltroika hinunter in die Stadt gefahren war. In diesem Gebäude richtete sich nun der Dichter ein, umgeben von verbliebenen Erinnerungsstücken.<sup>12</sup> Er versuchte, am neuen Wohnort Kontakte zu knüpfen. Einige Vorträge konnte er hier halten, allemal Schillers Wirken thematisierend. Doch schwere Zeiten brachen an. Der Zweite Weltkrieg verwehrt die gewohnten Reisen, mit den fortschreitenden Kriegsjahren wurden Rationierung und Mangel spürbar. Der Baden-Badener Romancier Otto Flake beobachtete, wie Gleichen-Rußwurm morgens im Café Rumpelmayer saß, um einen Teller eßbare Suppe zu löffeln.<sup>13</sup> Bedrohlich wurde die Lage, als im Frühjahr 1945 alliierte Truppen den Rhein überquerten und sich anschickten, Baden-Baden zu erobern. Nur dem mutigen Eingreifen dreier Bürger war es zu verdanken, daß die Innenstadt vor Zerstörung bewahrt blieb und, abgesehen von einem kurzen Schußwechsel, kampfflos von französischen Truppen besetzt wurde.<sup>14</sup> Im Sommer 1945 machten die Franzosen den Badeort zum Sitz ihrer Zonenverwaltung. Immer neue Verwaltungsbeamte mit Hilfskräften und Familienanhang trafen ein. Rasch waren zu den 31000 Einwohnern etwa 44000 Besatzungsangehörige hinzugekommen. Für ihre Unterbringung wurden immer mehr Wohnungen, Villen, Hotels, Gasthäuser und Ladengeschäfte requiriert.<sup>15</sup> Es dauerte nicht lange, bis die Franzosen nach der hübsch gelegenen, geräumigen



# CARNEVAL

VON  
A. V. GSEICHEN-RUSSWURM



Villa Menschikow greifen wollten. Da präsentierte ihnen der bejahrte Dichter den Ehrenbürgerbrief der Französischen Republik, der seinem Urgroßvater einst ausgestellt worden war. Nach sorgsamer Prüfung der Urkunde billigte die Besatzungsmacht dem Nachkommen gleiche Rechte zu. An seiner Haustür wurde ein Schutzbrief des Gouvernement militaire angebracht, unbehelligt durfte er fortan in der Villa verbleiben.<sup>16</sup> Mehrmals erhielt er Besuch französischer Offiziere, die ihn kennen lernen wollten.

Mit der Ehrenbürgerwürde hat es folgende Bewandnis: Friedrich Schiller hatte die Französische Revolution von 1789 mit verhaltener Sympathie verfolgt, die Hinrichtung des Königs und den jakobinischen Terror aber verurteilt. In Frankreich sind Schillers Stücke ab 1785 gespielt worden, 1792 hat man in Paris eine dem Revolutionsgeschehen angepaßte Version der „Räuber“ viele Male mit Erfolg aufgeführt. Laut lobten die Zeitungen die fortschrittliche Gesinnung des Autors.<sup>17</sup> Am 26. August 1792 beschloß die Nationalversammlung, eine Reihe von Persönlichkeiten, die sich um Freiheit und Humanität verdient gemacht hätten, zu französischen Ehrenbürgern zu erheben. Vorgesehen für die Ehrung waren unter anderen Washington und Klopstock. Auf Antrag des Straßburger Abgeordneten Philipp Jakob Rühl wurde Schiller zusätzlich in die Liste aufgenommen, wobei man den Namen phonetisch mit „Gillé“ festhielt. Die Übermittlung des Bürgerdiploms an Schiller stieß auf mannigfache Hindernisse, erst zu Anfang des Jahres 1798 hielt es der Geehrte in Händen. Mit der Annahme der Verleihung hat Schiller nicht nur ein eingeschränktes Ehrenrecht, sondern die volle, auf Nachkommen übertragbare französische Staatsbürgerschaft erlangt, ohne seine bisherige Staatsangehörigkeit in Deutschland zu verlieren – er war Doppelstaatler geworden.<sup>18</sup> Die bedeutungsvolle Urkunde überließ Schiller der Weimarer Bibliothek, erbat sich jedoch eine beglaubigte Kopie für den Fall, „... wenn etwa einmal eins meiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reklamieren wollte“<sup>19</sup>. Fortwirkende Rechte der Nachfahren waren mithin von

Anbeginn klar erkannt. Für Alexander von Gleichen-Rußwurm waren sie von schicksalhafter Tragweite geworden.

Die ersten Nachkriegsjahre verlebte der greise Dichter still und zurückgezogen unter den ragenden Bäumen des Menschikowschen Parks. Im Sommer 1947 meldete sich Krankheit, von der es keine Heilung gab. Am 25. Oktober starb der 82jährige. In der Eingangshalle der alten Villa fand die Trauerfeier statt. Für Land und Stadt war Ministerialrat Dr. Hermann Fecht, für den örtlichen Kulturrat der Schriftsteller Heinrich Berl, für die französische Militärregierung der Colonel François erschienen. Aus dem benachbarten Frankreich war ein Freund der Familie, der Germanist Robert d'Harcourt, Mitglied der Académie Française, angereist.<sup>20</sup> Beigesetzt wurde der Verstorbene in Frankfurt am Main.<sup>21</sup> Die Witwe blieb in der Villa Menschikow wohnen. Bald nach der Währungsreform geriet sie infolge von Mieterhöhungen in finanzielle Bedrängnis. Sie wandte sich daher an den Bundespräsidenten, durch dessen Vermittlung die badische Landesregierung in Freiburg einen laufenden Zuschuß gewährte für die Räume, in denen das kleine Schillermuseum untergebracht war.<sup>22</sup> Nach dem Tod von Sophia von Gleichen-Rußwurm am 21. Oktober 1952 gingen die meisten Nachlaßstücke an das Literaturarchiv in Marbach. Eine Reihe von Exponaten hatte die Witwe dem französischen Staat vermacht, sie sind nunmehr im Musée Garinet in Châlons-sur-Marne verwahrt.<sup>23</sup>

Jene Worte, mit denen Alexander von Gleichen-Rußwurm einmal die Lebensaufgabe des Schriftstellers umrissen hat, sie scheinen heutzutage nicht mehr auf seine eigenen Dichtungen, sondern allein auf das wirkungsmächtige Schaffen seines berühmten Urgroßvaters Friedrich von Schiller gemünzt.<sup>24</sup>

*Vorüber fließen Jahre, Monde, Wochen,  
Auch die Vergangenheit ist nur ein Wort.  
Was wir vollendet, das wird abgebrochen,  
Als Baugerüste schafft's die Zukunft fort,  
Doch was wir geschrieben, lebt, es bleibt  
gesprochen.  
Sieh hin! Der Bau der Ewigkeit steht dort.*

**A. v. GLEICHEN-RUSSWURM**

**SCHILLER**

**UND DER**

**WEIMARER KREIS**



**BÜHLER BADEN-BADEN**

## Anmerkungen

- 1 Kinder aus der Ehe von Friedrich von Schiller und Charlotte geb. von Lengefeld: Karl, Ernst, Karoline und Emilie, vgl. Kurzviten bei Emil Staiger u. a., Schillers Leben und Werk in Daten und Bildern, Insel 1966, S. 515–516.
- 2 Nachweise bei Wilhelm Kosch, Lit.-Lexikon, Bd. VI, 1978, S. 390.
- 3 Deutsches Literatur-Archiv Marbach, Handschriftenabt., Sign. 47772, Manuskript „Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm, des Dichters jüngste Tochter (1804–1872).“
- 4 Zur Abstammung: Gothaisches Genealogisches Taschenbuch der Freiherrlichen Häuser, 74. Jg., 1924, S. 706.
- 5 Kultur- und Sittengeschichte aller Zeiten und Völker, unter Mitarbeit von F. Wencker, Gutenberg-Verlag Wien – Hamburg – Zürich 1929–31, 24 Bände in 12 Büchern.
- 6 Dasselbst Band 24, S. 553, 554, 568.
- 7 Schiller und der Weimarer Kreis, Verlag Bühler, Baden-Baden 1948.
- 8 Bibliographie bei Wilpert/Gühning, Erstaufgaben deutscher Dichtung, 1967, S. 403.
- 9 Brief vom 22. 5. 1925 an W. v. Scholz, Deutsches Literatur-Archiv Marbach, Handschriftenabt., Sign. 61.3385.
- 10 Leonhard Lenk in: Deutsche Biographie, 6. Band, 1964, S. 446.
- 11 100 Jahre Truppenübungsplatz Hammelburg 1895–1995, hrsg. v. Freundeskreis des Truppenübungsplatzes, Hammelburg 1995, S. 11, 74; Wilhelm Ortman (Hrsg.), Bonmland, ein kleines Dorf mit großer Geschichte, 1995; Auskunft des Stadtmuseums Herrenmühle in Hammelburg vom 31. 7. 1996 – 360-321/11 Bö –.
- 12 Heinrich Berl, Das Badener Tagebuch, 2. Aufl., 1936, S. 299.
- 13 Otto Flake, Es wird Abend, 1960, S. 537.
- 14 Reiner Haehling von Lanzenauer, AQUAE 1994, hrsg. v. Arbeitskreis für Stadtgeschichte Baden-Baden, S. 9, 27.
- 15 Marc Hillel, L'occupation Française en Allemagne 1945–1949, Paris 1983, S. 169, 183.
- 16 Klaus Fischer, Badisches Tagblatt Nr. 43 v. 21. 2. 1995.
- 17 Jürgen Voss, Francia, Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Band 17/2, 1990, S. 83.
- 18 Hellmuth Hecker, Friedrich v. Schillers französische Staatsangehörigkeit, Neue Juristische Wochenschrift 1990, S. 1955.
- 19 Schreiben Schillers an Goethe vom 9. März 1798, zit. n. Gerhard Schmid, Friedrich von Schiller Bürger von Frankreich, Weimar 1984, S. 12; daselbst Faksimile der Urkunde; vgl. a. Robert Minder, Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich, Insel Nr. 771, 1962, S. 123.
- 20 Badisches Tagblatt Baden-Baden v. 31. 10. 1947 und 8. 4. 1962.
- 21 Grabstätte des Konrad Freiherr von Thienen-Adlerflycht (1804–1884), dänischer Legationssekretär bei der Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt, Großvater von Frau Sophia von Gleichen-Rußwurm. Das Grab befindet sich auf dem Frankfurter Hauptfriedhof in der Eckenheimer Landstraße, Gewann an der Mauer Nr. 277.
- 22 Staatsarchiv Freiburg, Akten der badischen Staatskanzlei, Sign. C 5/1 – 826.
- 23 Vgl. dazu Ingrid Kußmaul, Die Nachlässe und Sammlungen des Dt. Lit.-Archivs Marbach am Neckar, 1983, Sp.447; Souvenirs de Schiller, Goethe et Valmy, Ausstellungskatalog vom 15. Mai 1960, Archives de la Marne, Musée Garinet, Chalons-sur-Marne.
- 24 Alexander von Gleichen-Rußwurm, Ein Rückblick an seinem 60. Geburtstag, 1925, S. 21; Manuskript dazu im Deutschen Literatur-Archiv Marbach, Handschriftenabt., Sign. 47772.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Reiner Haehling von Lanzenauer  
Hirschstraße 3  
76530 Baden-Baden

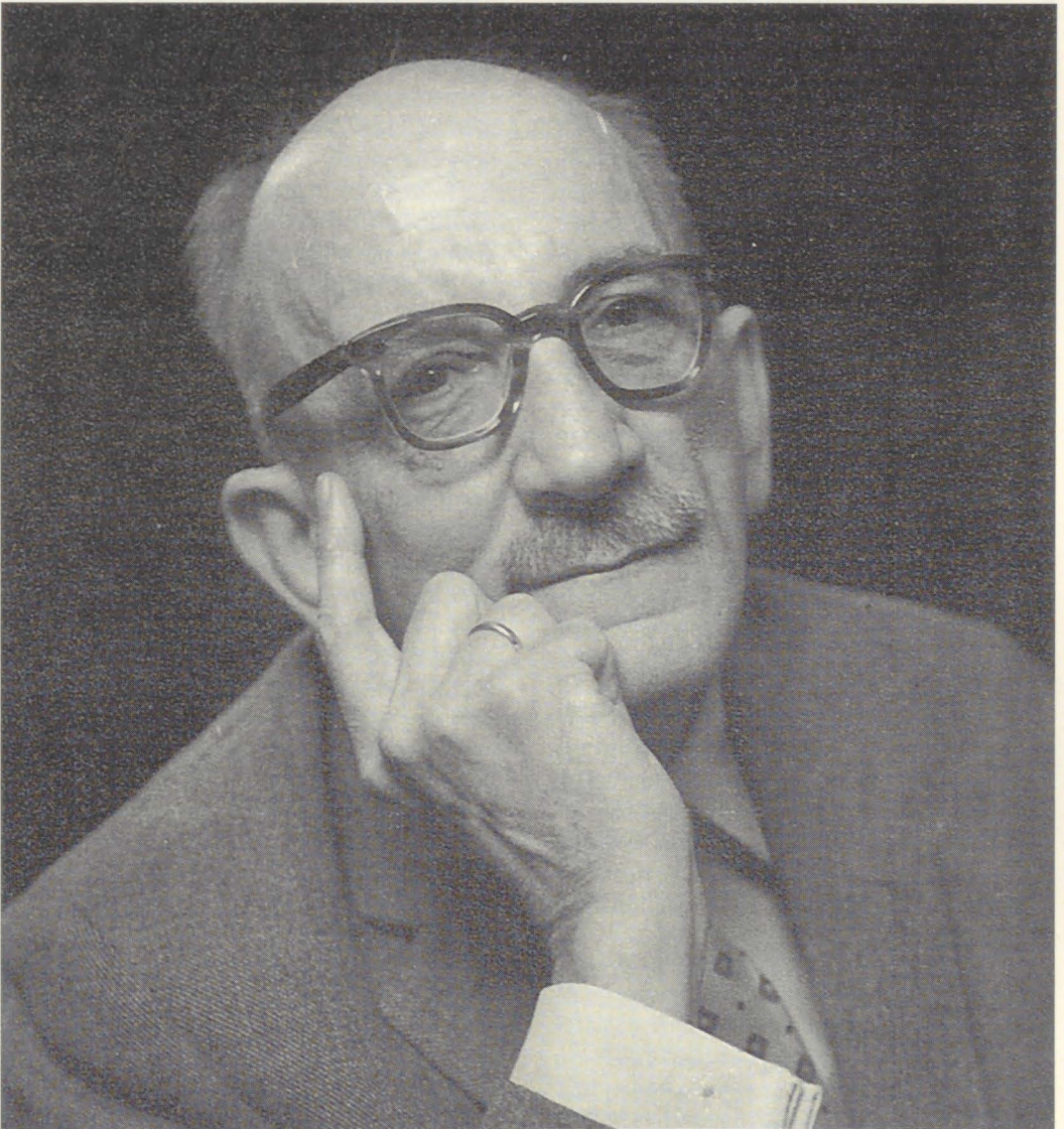
Bäcker  
machen  
Geschichte



Reiss-Museum Mannheim  
8. Dezember 1996  
bis  
16. März 1997

# Anton Gabele oder „Dem Kleinen getreu, dem Großen ergeben“

Kleine kritische Nachsicht bei einem Bewohner des  
„Badischen Geniewinkels“



*Anton Gabele*

Abraham a Santa Clara und Konradin Kreutzer, Johann Baptist Seele, Conrad Gröber und Martin Heidegger – bis heute pflegt sich Meßkirch als „Vorposten“ badischer Kultur mit diesen Größen zu schmücken. 1941 hat ihnen der schwäbische Landsmann Wilhelm Schussen den seines Kollegen Anton Gabele hinzugefügt, ja er stellte den Dichter, aufgewachsen in der Luft der Herren von Zimmern, wo es „förmlich nach Geschichten und Geschichte, nach Historien und Kuriositäten“ rieche, gar als neuen „Meister von Meßkirch“<sup>1</sup> vor.

Einen Dienst hat Schussen seinem jüngeren Landsmann damit schwerlich erwiesen. Zwar gehört das gutgemeinte Renommieren mit den „großen Söhnen“, zumal in entlegeneren Gegenden, zu den gerngeübten Selbstbestätigungen – doch fragwürdig sind diese nicht erst seit dem Zeitpunkt geworden, da man mit Nachdruck auch nach den Töchtern zu fragen begann. In unserem Fall jedoch war der Name Gabeles mit einigen Größen in Verbindung gebracht, die eher stutzig machen mußten und ihn zur leichten Beute derer machte, die in aufklärerischer Absicht den Ballon der „Meßkircher Genieluft“ mit kritisch-spitzem Besteck zum Platzen zu bringen versuchten. So meinte beispielsweise Hans Bender, Gröber, Gabele und Heidegger hätten „den guten Ruf des Geniewinkels verdorben“<sup>2</sup>, und noch viel weiter war zuvor Robert Minder in seinem berühmten Aufsatz „Heidegger und Hebel oder die Sprache von Meßkirch“ gegangen. Der deutsch-französische Germanist hatte dort die Fundamente jener lokalen Mentalität und Geistesgeschichte freigelegt, auf denen er die „Sprache von Meßkirch“ ruhen sah, wobei neben Gröber auch Gabele eine Rolle im Gebäude seiner Beweise und Belege zukam. Und in den neunziger Jahren hat der aus Meßkirch stammende Schriftsteller Arnold Stadler in seinem autobiographischen Roman „Ich war einmal“ die Renommisterei mit den Zelebritäten dieses Landstrichs „an der Straße von Wien nach Paris“ kräftig ironisiert und Gabele als Heimatdichter apostrophiert, „dessen Stern ebenfalls in einer Zeit leuchtete, die andere als finster bezeichnen“<sup>3</sup>.

In einem „weltabgeschiedenen Dorf“, in Buffenhofen bei Meßkirch 1890 geboren, waren alle Vorfahren Gabeles „hinter dem Pfluge über den schweren Lehmboden des württem-

bergischen Oberschwaben oder über die steinbesäten Halden der rauhen Alb“<sup>4</sup> gegangen; und wie manch anderer süddeutsche Autor – man denke nur an Grimmelshausen und Hansjakob, Wilhelm Hausenstein, Wilhelm Schussen oder Martin Walser – wurde er in einer Gastwirtschaft groß, die die Eltern neben der Landwirtschaft her betrieben. Wie es kam, daß Gabele den Lehrberuf dem zunächst erstrebten geistlichen Stand vorzog, und welches die dominierenden Einflüsse seines Lebens waren, hat er nachmals in seinem wohl besten und meistgelobten Buch, „Talisman“ (1932), selbst erzählt. Der bescheidenen Gattungsbezeichnung „Bericht“ zum Trotz handelt es sich um eine lockere Folge erlebnisnah geschilderter Episoden von den ersten Erinnerungen bis zum Auszug des angehenden Studenten aus dem Elternhaus. Es sei, so der Autor über das Buch, sein Ziel gewesen, „unbehindert von einer Fabel“ einmal alles zu sammeln, „was die Welt des Bauerntums an Werten besitzt“, um es „einer unruhvollen Gegenwart dar(zu)biehen“<sup>5</sup>. Dazu zählen Elternhaus und Dorf mit Schlachtfesten und Viehmärkten, die Krämer, Hausierer und „durstigen Ludriane“, die allgegenwärtige Natur und die abenteuerlichen Verstecke im väterlichen Ziegeleibetrieb.

Aus dieser Welt kam Gabele zwölfjährig in die „lateinische Lehre“, wie der Vater es nannte, genauer: in das Fidelis-Konvikt im nahen Sigmaringen. Es wurden Gabeles „sechs bildsamste Jahre“<sup>6</sup>, an deren Ende die Gewißheit stand, für den vorgesehenen Beruf nicht geschaffen zu sein. „Geistlicher und zugleich Dichter sein, widersprach sich nicht“, tröstet sich der Autor selber. „Dafür kannte ich Beispiele genug, von Hebel bis Hansjakob. Wohl aber widersetzten sich diese zwei hohen Berufe einander bei mir, und natürlich siegte der Dichter. Ich war eben nicht mehr demütig genug, (...) war mir selbst zum Ziel geworden“<sup>7</sup>. Immerhin war sich Gabele, als er zu Beginn seiner Studien in Straßburg zum ersten Mal das Münster betrat, angesichts dessen „vom Himmel niedergeholter heiliger Ordnung“ gewiß: „Wohin es mich im Leben treibt und soviel ich auch irren mag, v e r irren werde ich mich nicht (...). Zwischen diesen beiden Polen soll mein Dasein bleiben, dem Kleinen getreu, dem Großen ergeben“<sup>8</sup>.

Die Einsicht könnte als Motto über Gabeles literarischem Schaffen stehen, dem er sich nach seinem Studium der neueren Sprachen, einigen Hauslehrerstellen und nach seiner Kriegsteilnahme in Koblenz hingab. Nach dem Ersten Weltkrieg übersetzte der Studienrat, der mit einer pädagogik-geschichtlichen Arbeit zum Dr. phil. promoviert worden war, zunächst die Schriften Heinrich Seuses, die 1924 im Insel-Verlag in der Reihe „Der Dom. Bücher deutscher Mystik“ erschienen. Erblickte Gabele im Dom „das wahre Wohnhaus meiner Seele“<sup>9</sup>, war ihm der Konstanzer Dominikaner noch in einer weiteren Hinsicht nah: „Seine helle Alemannensprache war meinem Munde gerecht, seine Art der meinen“, so daß niemand „besser dafür geschaffen“ war, „meinem zerschlagenen Lebensbaume ein Reis aufzupropfen“<sup>10</sup> als der „größte Schriftsteller dieser Landschaft“ (Martin Walser). In Gabeles „Haus zur Sonne“ läßt sich nachlesen, wie der literarisch bis dahin völlig Unbescholtene zu dieser Arbeit gekommen war: der Herausgeber des „Dom“ war der aus Buchau am Federsee stammende Hans Kayser, der mit ihm im Sigmaringer Konvikt einst Freundschaft geschlossen hatte und später, von der Mystik zur Musik gekommen, die pythagoreische Idee einer auf „akustisch-musikalischen Gesetzen beruhenden Weltharmonie wieder zu beleben“<sup>11</sup> suchte.

Die eigentliche literarische Karriere Gabeles setzte dann 1929 mit einem „Jugendpreis deutscher Erzähler“ ein. Es war Hermann Stehr, der ihm diese Auszeichnung für das Manuskript des Romans „Im Schatten des Schicksals“ (1930) zuerkannte. „Einfach und groß“, so urteilte er über die Fabel des Buches, „ohne ästhetisches oder sentimentales Episodengefüllsel, in reichster Modulation, voll Wucht, aber ohne Kraftmeierei (. . .), treibt dieses Drama der beiden ungleichen Zwillingbrüder unaufhaltsam dem erschütternden Ende zu“<sup>12</sup>. Nur ein Jahr später erschien der oberschwäbische Bauernkriegsroman „Der arme Mann“, zugleich ein Buch über den Versuch eines einfachen Mannes, nach den Wirren des Krieges wieder in den Rhythmus des hergebrachten Lebens zu finden. Mit seinem dritten erzählenden Buch, „Talisman“, hatte sich der literarische Ruf des Autors dann gefestigt: sein Name stand nun für die Fähigkeit, in reali-

stisch-anschaulicher Weise regionale Besonderheiten herauszustellen und die landschaftlichen Bindungen seiner Menschen poetisch zu verklären, ja ins Symbolische zu heben – in durchaus katholisch-konservativer Orientierung und vorläufig noch ohne forciert-antimodernistische Stoßrichtung. So hielt etwa Joseph Breitbach „Talisman“ zugute, daß „vor dieser Prosa (. . .) der Schwindel oder der Dilettantismus so manchen ‚erdhaften‘ Romans offenbar“ werde. „Aus jedem Wort Gabeles“, so begründet er, „spürt man die Echtheit der Empfindung, die tiefsitzende, nie ins Schwärmerische pervertierte Vertrautheit mit der Natur“<sup>13</sup>.

So sah es Breitbach. Doch zur gleichen Zeit rechnete Will Vespers „Neue Literatur“ den Autor bereits jenem größtenteils völkischen Autorenspektrum zu, das seine große Zeit im „Dritten Reich“ erleben sollte: „Der Schwabe Anton Gabele und der Mecklenburger Friedrich Griese, der Rhönländer Josef Magnus Wehner und der Oberösterreicher Richard Billinger – wahrlich, das ‚platte Land‘ hat allen Anlaß, diesen ihm von einem berliner Asphaltliteraten angehängten Schimpfnamen zu einem Ehrennamen zu erheben“<sup>14</sup>. Schon mit seinem Roman „Pfingsten“ (1934), den Franz Lennartz später sehr zurückhaltend als „zeitverpflichtet“ charakterisierte, rechtfertigte Gabele diese Zuordnung. Schilderte er hier doch, was dem Lehrer durch „Hunderte junger Menschen“<sup>15</sup> an innerer Not zugetragen worden war – und was der Autor aus diesen Berichten heraushörte, waren die innere Selbstgleichschaltung und der Gleichschritt einer Generation, die unter nationalen Vorzeichen endlich ihre Orientierungslosigkeit überwunden hatte. So liest man von einer „Front der jungen Männer, eingeschmolzen in das Erlebnis einer neuen Gemeinschaft, offen dem Wehen des neuen Geistes (. . .). Da war ein Schritt, ein Lied, eine Begeisterung. Und da war die Gestalt des Führers, der tiefer sah als alle, weil er mehr als die übrigen mit der Natur und dem Herzen des Volkes verbunden blieb, der immer dem Zuverlässigen, Klaren nachstrebte und rastlos, selbstlos sich für sein Land verzehrte“<sup>16</sup>. Mochte die Kritik dem nachfolgenden Erzählband „Mittsommer“ (1935) auch die „innere Ausgeruheit des im Katholizismus Maß und Mitte Fin-

denden<sup>17</sup> attestieren: schon die Tatsache, daß Gabele seinem Roman den pseudoreligiös bemäntelnden Titel „Pfingsten“ gab, läßt erkennen, wie sehr das Buch geeignet war, den jugendlichen Mentalitäten Brücken ins „Dritte Reich“ zu bauen. Sogar Wilhelm Schussen hatte sich 1941 – die Gründe seiner Ablehnung ins Unverdächtige vertuschend – von diesem Buch mit der Feststellung vorsichtig distanziert, Gabele sei in der „städtischen Luft“, in der er seine Gestalten diesmal auftreten lasse, „nicht in gleichem Maße in seinem Element (. . .) wie in seiner ländlichen Heimat“<sup>18</sup>.

In Wirklichkeit hatte Gabele gerade einige jener Tugenden verraten, die Joseph Breitbach noch an ihm gerühmt hatte. Im „Talisman“ heißt es an der Stelle, wo Gabele sein autobiographisches Ich von daheim Abschied nehmen läßt: „Ach, ich hätte die vier braunen, hageren, schrundigen Hände, die so viel für mich geopfert, ich hätte sie als etwas Heiliges verehren und küssen mögen. Doch solcher Überschwang war nicht Brauch bei uns. Ich habe den Eltern auch an diesem Morgen nicht mehr als die Hand gegeben“<sup>19</sup>. Hätte der Autor seiner Kunst etwas von dieser Zurückhaltung auferlegt, sie der „Kontrolle seiner wahren Empfindungen“ unterworfen, wäre er schwerlich dem Wortbombast erlegen, den er sich in „Pfingsten“ abrang: „Tief in das Mutterreich verwurzelt und hoch in die Weite des Himmels gebreitet, steht das neue Deutschland da“<sup>20</sup>.

In solchen Prägungen hat Minder zurecht den Ungeist der „Sprache von Meßkirch“ ausgemacht, wie seine Kritik überhaupt nicht erst an dieser Stelle greift. Denn so ärgerlich Minder Schlamperei in den äußeren Fakten ist<sup>21</sup> – so wenig ist seiner scharfen Analyse in der Sache entgegenzusetzen: weder seinem Befund der Aufklärungsverachtung noch dem Vorwurf einer Mythisierung der ländlichen Welt. Im Grunde war schon Gabeles Beschäftigung mit den Mystikern etwas von diesen Gefahren anzumerken: mit seinem in religiös verbrämter Irrationalität und mystischer Weltüberwindung befangenen Gedankengebräu brauchte er dort, wo er stand, nur noch durch diejenige weltliche Macht abgeholt zu werden, die sich selbst wirkungssicher als Retter vor dem Bösen darzustellen wußte und die „vorgegebene“ Ordnung wiederherzustellen versprach.

Hatte sich in dem Roman „Im Schatten des Schicksals“, in dem eine leichtlebige Städterin ihre Kindsabtreibung mit dem Leben büßt, ein antiurbaner und antizivilisatorischer Affekt zu erkennen gegeben, so gingen katholische Mentalität und präfaschistischer Heimatkult in dem Roman „In einem kühlen Grunde“ (1939) eine noch gefährlichere Mischung ein.

Schauplatz ist eine Gegend zwischen Alb, Schwarzwald und Bodensee, die mit den Gefahren „landfremder“ Zeiterscheinungen konfrontiert wird. „Ja, ja, jetzt kommt es von der Stadt aufs Land“, bescheidet der Pfarrer eine rheinländische Lehrerin, die ihren Dienst auf dem Dorf antritt, „Früher war’s umgekehrt, und das war nicht so schlimm. Denn die da in die Stadt zogen, waren nur verloren für sich. Jetzt aber kommen sie aus der Stadt und verdrecken und verschütten den Brunnen, woraus das Land bis jetzt sein Leben hatte“<sup>22</sup>.

Doch nicht nur in seinen kulturkritischen Konsequenzen ist Gabele nazistischen Positionen nah. Was er an ungeliebten Tendenzen und Entwicklungen der modernen Gesellschaft ablehnt, straft er an der Figur des halsabschneiderischen und „infamichten Metzgerjulle“<sup>23</sup> ab, der, ohne einer zu sein, alle den Juden zugeachteten üblen Eigenschaften auf sich vereinigt. Eingefädelt hat Gabele diesen „Antisemitismus ohne Juden“ mit Hilfe einer plumpen Psychologie: einst war Julle als Kind so gedemütigt worden, daß er seither vom Gedanken an Rache besessen ist und Macht über das ganze Dorf zu gewinnen sucht. Am Schluß sind es nicht „Schimpf und Steinwurf der Dörfler“<sup>24</sup>, die Julle aus dem Dorf vertreiben, sondern ein Schuldner, den jener mit seinen wucherischen Forderungen in den Freitod getrieben hat.

Gabele hatte seinen literarischen Weg zu einem Zeitpunkt angetreten, da die traditionelle Dorfgeschichte verstärkt zum Völkischen tendierte. Von der Literaturwissenschaft wird er heute teils den katholischen Traditionalisten zugerechnet, teils den Autoren der ins Völkische tendierenden „Heimatkunst“-Bewegung, die „nach 1933 zu weiterem literarischem Schaffen motiviert und den jungen Schriftstellern zum Vorbild als Schöpfer der ‚volkhafte[n] Literatur‘ präsentiert“<sup>25</sup> wurden. Dazu gehören Autoren wie Hermann Eris Busse und Peter Dörfler, Friedrich Griese und Alfred Huggen-



berger, Karl Benno von Mechow, Hermann Stehr und Karl Heinrich Waggenerl. Wie deren vor 1933 erschienene Bücher erlebte auch „Im Schatten des Schicksals“ (unter dem Titel „Die Zwillingbrüder“) 1938 eine Neuauflage. Dann folgte eine Reihe weiterer Erzählbände: „Die Beermännin“, „Der Freund des Paracelsus“, „Chardon & Co“ und „Durstiges Erdreich“.

Einiges mehr an Veröffentlichungen kam in den beiden Nachkriegsjahrzehnten zusammen, die Gabele bis zu seinem Tod im Jahre 1966 noch blieben: Der Roman „Wenn die Wasser verrinnen“ (1949), die „Talisman“-Neubearbeitung unter dem Titel „Haus zur Sonne“ (1953) und der heitere Roman „Die Reise nach Bernkastel“ (1954). Seine Tendenz zum historischen Erzählen, die sich des öfteren mit heimatlichen Figuren verband und mit der Konradin Kreutzer geltenden Titelerzählung „Das Nachtlager“ (1940) einsetzte, fand ihre Fortsetzung mit dem Franz Anton Mesmer-Roman „Der Wundermann vom Bodensee“ (1956), einer Prinz-Eugen-Erzählung (1964) und dem postum erschienenen, aus dem Nachlaß herausgegebenen Roman „Fahre hinaus auf die hohe See“ (1988) um einen heiliggesprochenen Indien-Missionar des 16. Jahrhunderts.

Doch von irgendwelchen Bedenken gegen seinen „großen Sohn“ zeigt man sich in Meßkirch bis heute nicht irritiert. Noch 1990, anlässlich des 100. Geburtstags Gabeles, versäumte man eine kritische Auseinandersetzung: bei der Übergabe des Nachlasses an die Stadt war pauschal von „unschätzbaren Werten“<sup>26</sup> die Rede, und auch um die gleichzeitige Gabele-Ausstellung wehte wieder einmal viel heiße „Meßkircher Genieluft“. Ganz so, wie auch Karl Georg Sauters „Lob auf Meßkirch“ endet: „In Deinem Umkreis, in Deinen Mauern/ wuchsen Dir Söhne, die überdauern/ und Dich erhöh'n. Und das ist das Schöne:/ Groß bist Du, Meßkirch, durch Deine Söhne!“<sup>27</sup>

- 4 Anton Gabele, Der Baum meines Lebens. Eine Selbstdarstellung. In: *Schönere Zukunft*, Nr. 49 vom 2. 9. 1934, Seite 1298.
- 5 Ebda., Seite 1299.
- 6 Haus zur Sonne. Freiburg 1953, Seite 89.
- 7 Ebda., Seite 136.
- 8 Ebda., Seite 195.
- 9 Zit. nach: Sonderprospekt „Der Dom“, Leipzig o. J., Seite 1.
- 10 Wie Anm. 4, Seite 1299.
- 11 Rudolf Haase, Hans Kayser. In: *Neue Deutsche Biographie* Bd. 11, Seite 383.
- 12 Wie Anm. 1, Seite 35.
- 13 *Die Literatur* 35 (1932/33), Seite 658.
- 14 Wie Anm. 1, Seite 33.
- 15 Wie Anm. 4, Seite 1299.
- 16 Zit. nach: Robert Minder, Heidegger und Hebel oder die Sprache von Meßkirch. In: ders., *Dichter in der Gesellschaft*. Frankfurt/M. 1972, Seite 262.
- 17 Zit. nach: „Das gute Buch“. Prospekt des Herder-Verlags Freiburg o. J.
- 18 Wie Anm. 1, Seite 35.
- 19 Wie Anm. 6, Seite 193.
- 20 Pfingsten, 1934, Seite 175. Die Bibliographie der zu Ehren von Gabeles 100. Geburtstag herausgegebenen Festschrift „Ähren, die geblieben“ (Meßkirch 1990) übergeht diesen Titel!
- 21 So gibt Minder beispielsweise als Gabeles Geburtsort gleich mehrfach Buffendorf statt Buffenhofen an, ernennt den Dichter zum Volksschullehrer (unbewußte Degradierung?) und siedelt ihn in Köln statt in Koblenz an, und was weiterer Fehler mehr sind.
- 22 In einem kühlen Grunde. Leipzig 1939, Seite 16.
- 23 Ebda., Seite 310 f.
- 24 Ebda., Seite 314.
- 25 Jürgen Hein, *Dorfgeschichte*. Stuttgart 1976, Seite 123.
- 26 Vorwort des Bürgermeisters, in: Stadt Meßkirch (Hg.), *Ähren, die geblieben*. Anton Gabele (1890–1966). Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag. Meßkirch 1990, Seite 7.
- 27 In: Günter Mahal (Hg.) *Topographia lyrica*. Gedichte über Dörfer und Städte in Baden-Württemberg. Vaihingen 1987, Seite 256.

#### Anmerkungen

- 1 *Die Neue Literatur* 42 (1941), Heft 2, Seite 34.
- 2 *Süddeutsche Zeitung*, 3./4. 5. 1989.
- 3 Arnold Stadler, *Ich war einmal*. Salzburg/ Wien 1989, Seite 7.

Anschrift des Autors:  
 Manfred Bosch  
 Lenbachstraße 30  
 79618 Rheinfelden

JAHRGANG 1

# HEIDELBERG

JAHRBUCH ZUR  
GESCHICHTE DER STADT

1996

*Herausgegeben vom Heidelberger Geschichtsverein*

*Mit Beiträgen von Jochen Goetze, Ludwig Merz, Hans Martin Mumm, Manfred Benner, Achim Wendt, Martin Krauß, Raban von der Malsburg, Gunther Morche, Michael Buselmeier, Norbert Giovannini, Frank Moraw, Harald Gilbert, Günther Berger, Peter Blum, Diana Weber, Frieder Hepp, Hermann Klippel, Karin Buselmeier, Ildiko Mumm*  
250 Seiten, DM 35,-

# Leben als Lebenswerk: Albert Schweitzer

Der elsässische „Urwalddoktor“ kehrt in die Schlagzeilen des Tagesgeschehens zurück. Auch die Ökologie in Freiburg i. Br. und Neuenburg/Schweiz beruft sich auf den Spitalgründer von Lambarene. Der Theologe, Arzt und Friedensnobelpreisträger von 1952 steht im Kreuzfeuer heftiger Kritik

Marly, den 25. 7. 1996

Schier unübersehbar scheint heute, über 30 Jahre nach seinem Tod, das Werk des elsässischen „Urwalddoktors“ Albert Schweitzer (\* 14. 1. 1875 in Kayersberg/Elsaß † 4. 9. 1965 in Lambarene/Gabun). Völlig allein und aus eigenem, persönlichem Antrieb baute er in Äquatorialafrika ein Krankenspital auf aus Eigenmitteln und Spenden, welches heute zu einem der wichtigsten Gesundheitszentren in dem unabhängigen Staat Gabun des Präsidenten Omar Bongo zählt. Mit Spenden aufgebaut und mit Spenden und Vortragsgeldern erhalten –, diese Idee steht hinter dem Urwaldspital „Albert Schweitzer“ in Lambarene. Freiwillig tun die Ärzte dort, wie zu Schweitzer's Zeit, heute noch Dienst. Nur das einheimische Pflegepersonal wird entlohnt. In Gabun, bei den „Ärmsten der Armen“, entstand ein Zentrum modernen christlichen Denkens, das seither in vielen internationalen Institutionen Eingang gefunden hat: Die vielen gegenwärtigen internationalen ärztlichen Hilfsorganisationen wie „Médecins sans Frontières“, „Médecins du Monde“ u. a. haben mehr oder weniger offen vom Werk des „Urwalddoktors“ abgeschaut: Die Verbindung von selbst- und kostenloser medizinischer Hilfe in Drittweltländern, Sammlung von Spenden sowie politische Einmi-

schung und Forderungen. Während die Albert-Schweitzer-Hilfsvereine in Deutschland, Frankreich/Elsaß und in der Schweiz große Spendenrückgänge beklagen, erreichen die Budgets der Ärzteorganisation MSF bereits dreistellige Millionensummen. Demgegenüber befördern die Schweitzer-Hilfsvereine in Freiburg i. Br., in Gunsbach/Elsaß und in Thun/Schweiz auch den inneren Zusammenhalt der drei alemannischen Regionen: Modernes ökologisches Bauen leitet eine grenzüberschreitende Arbeitsgruppe von Ingenieuren und Technikern ebenfalls auf Albert Schweitzer's „Leben und Denken“ (Titel der Autobiographie) zurück. Dennoch steht A. Schweitzer mehr denn je im Mittelpunkt öffentlicher Kritik.

## ZWISCHEN DEN FRONTEN ZU HAUSE

Als Elsässer war Albert Schweizer „zwischen den Fronten“ (Romain Rolland) zu Hause. Als Persönlichkeit eine seltene, auffallende Erscheinung mit seinem weißen, breiten Schnurrbart und dem zutraulichen, hageren Gesicht. In elsässischen Kinos wurde 1995 ein neuer Schweitzer-Film uraufgeführt. Bereits der Filmtitel „Der weiße Mann von Lambarene“ deutet an, worum es dem jungen, afrikanischen Regisseur Ba Kobhio aus Kamerun geht: Um Kolonialismus, um Ausbeutung, um Gleichheit von Schwarz und Weiß, um Religion und Schamanentum.

Und noch eine zweite Nachricht erschütterte die Freunde Albert Schweitzers, die heute sein Werk pflegen und die Erinnerung an ihr menschliches wie moralisches Vorbild hochhalten: Eine amerikanische Wissenschaftszeit-

schrift, das „US-Bulletin für Atomwissenschaftler“, enthüllte im Frühsommer 1995, daß der elsässische Friedensnobelpreisträger wegen seiner aktiven und massiven Proteste gegen die Atomwaffenversuche der Großmächte USA und UdSSR Ende der 50er Jahre vom Weißen Haus im Washington als „unerwünschte Person“ auf eine sog. „Schwarze Liste“ gesetzt wurde. Also selbst in den USA, in dem Land, in dem er so viele einflußreiche Freunde wie den Physiker Albert Einstein hatte, war Albert Schweitzer nicht immer eine achtenswerte Persönlichkeit, sondern wurde verdächtigt, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten.

Zeit und Augenblick sind also gekommen, eine kurze Rückschau auf dieses ebenso vorbildliche wie umstrittene Lebensführung Albert Schweitzers vorzunehmen.

## EIN LEBEN INNERHALB VON GEGENSÄTZEN

Geboren wurde Albert Schweitzer als Sohn eines evangelischen Pfarrers am 14. Januar 1875 in Kaysersberg bei Colmar im Elsaß. 1995 war also auch sein 120. Geburtstag. Schweitzer's Heimat, das Elsaß, war gerade wenige Jahre zuvor, 1871, nach dem sehr opferreichen Krieg 1870 und nach rund 190 Jahren wieder deutsch, d. h. deutsches Reichsland geworden. Schmerzlich empfand man in seinen Kreisen – und empfindet man noch heute – den deutsch-französischen Gegensatz, die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen, die sich als Folge von Jahrhunderten von Kriegen ehemals Vereinter und Verbündeter gebildet hatte.

Und quer durch Albert Schweitzer's Familie ging auch der Riß, der durch die Gebietsabtretungen im Elsaß durch die französische Republik an das neugegründete Deutsche Reich von 1871 ging: Die Elsässer mußten entweder deutsche Reichsbürger – und nicht einmal mit vollen Rechten – werden – dann durften sie auf ihrem angestammten Besitz bleiben –, oder sie mußten, wenn sie französisch bleiben wollten, hinüber auf französische Territorium wechseln. Albert Schweitzer's Vater blieb – und so wurde der 1875 geborene Sohn Albert Deutscher. Doch zwei seiner Onkeln, Charles und Auguste, optierten für Frankreich und damit für eine Umsiedlung. Ein spä-

terer Enkel diese Onkels Charles Schweitzer war übrigens der berühmte französische Philosoph Jean-Paul Sartre, der 1964 durch seine Ablehnung des ihm zuerkannten Nobelpreises für Literatur wohl für einen einmaligen Eklat in der Weltgeschichte sorgte. Zudem soll sich der „Philosoph des nackten Lebens“, des Existentialismus, nicht sehr positiv über das christlich inspirierte Werk seines Großonkels geäußert haben!

Bald nach der Geburt Alberts zogen die Schweitzers ins benachbarte Gunsbach ins Pfarrhaus im Munstertal. So gibt es heute zwei Albert-Schweitzer-Museen, eines in Kaysersberg, dem Geburtsort, und ein zweites in Gunsbach, im Wohn- und Pfarrhaus.

„Zweigleisig“ fuhr aber Albert Schweitzer noch in anderer Hinsicht durch das Leben: Stets bezeichnete er sich als „zweisprachig“, achtete auch das Französische, das im Elsaß heimisch geworden war. Seine Muttersprache war jedoch Deutsch, wie er in seiner Autobiographie „Aus meinem Leben und Werk“ bekennt (diesen wichtigen Hinweis unterließ der Übersetzer der französischen Ausgabe des Lebensabrisses). In jedem Fall und immer wieder kommt im Leben Albert Schweitzers der deutsch-französische Gegensatz an die Oberfläche. Dieser manchmal fatalen Situation trachtete er dadurch sich zu entheben, daß er sich als „zweisprachig“ bezeichnete. Doch holte der jahrhundertealte deutsch-französische Antagonismus noch den „Urwalddoktor“ in Äquatorialafrika ein.

## „INNERE STIMME“ MOTIVIERTE SEIN ÄUSSERES VERHALTEN

In seinen Lebenserinnerungen spricht Albert Schweitzer sehr detailliert über seine Kindheit, erwähnt seine frühe Schüchternheit, den langen Schulweg und auch seine anfangs nur durchschnittlichen schulischen Leistungen. Einen markanten Einblick in sein Schülerdasein wie auch in die Psyche des jungen Albert gibt die bekannte Geschichte aus unseren Schullesebüchern vom Vogelschießen mit Steinschleudern am frühen Ostersonntagmorgen: Die beiden Knaben liegen im Feld auf der Lauer, um Singvögel zu schießen. Als die Reihe am kleinen Albert ist, der auf einen



*Auf seinen Reisen nach Europa benutzte der „Urwalddoktor“ stets billige Dampfer oder gar Frachtschiffe, um Kosten zu sparen. Sein Gepäck war dagegen meist umfangreich, weil er länger blieb und auch in den Zielorten an seinen Manuskripten arbeitete.*

kleinen pfeifenden Vogel auf einem Baumast anlegt, beginnen plötzlich und laut die Kirchenglocken zu läuten. So sehr packt den kleinen Albert plötzlich die innere Stimme mit dem christlichen Gebot „Du sollst nicht töten!“ an diesem Ostersonntagmorgen, daß er rasch aus seinem Versteck aufspringt, die Schleuder weit von sich wirft und zeitlebens nie mehr auf Vogeljagd geht.

Dieses Ereignis war auch der – für den jungen Albert unbewußten – Eintritt der Musik, der Macht der Musik und der Kirche – in sein noch junges Leben. Folgerichtig studierte er später in Straßburg zunächst Theologie, danach Orgelmusik und ging anschließend nach Paris, wo er bei dem berühmten Orgelkomponisten und -spieler Charles Maria Widor seine Spielkunst weiter vervollkommnete.

## BERUF ALS BERUFUNG: DER ARZT ALBERT SCHWEITZER

Im Alter von 30 Jahren schließlich entdeckte der Pfarrer Albert Schweitzer, daß sein sehnlichster Wunsch, anderen Menschen zu helfen, durch Theologie und Orgelspiel nur unvollkommen realisiert wurde. Sicher gab er den Kirchenbesuchern viel Lebensmut und Freude, doch er wollte noch mehr für seine Mitmenschen tun, Dienst am Nächsten leisten: Missionsarbeit. Albert Schweitzer war von innerem religiösen Eifer erfüllt, daran kann kein Zweifel bestehen, wenn man seinen Lebenslauf betrachtet. Ihm wohnte ein christliches Sendungsbewußtsein inne, wie es vielleicht Missionare in früheren Zeiten, beispielsweise nach der Entdeckung der Welt, erfüllt haben mochte.

So begann er, in sein drittes Lebensjahrzehnt eintretend, das Studium der Medizin in Paris. Bereits damals hatte er die feste Absicht, anschließend als Arzt für die Schwarzen nach Afrika zu gehen, wie er in einem Brief mitteilt. Aufgrund einer kurzen, persönlichen Bekanntschaft, die er in Paris mit einem Afrikaner schloß, wurde das künftige Land seiner Wahl das am Äquator gelegene Gabun, damals eine entlegene, von Europäern wenig besiedelte französische Kolonie. Als genaues geographische Ziel hatte er sich das Gebiet am Fluß Ogoowee mit einem für Europäer äußerst unangenehmen, heißen und extrem feuchten Klima ausersehen. Und er richtete sein Medizinstudium auf seine spätere Tätigkeit als „Urwaldarzt“ aus, belegte Zusatzkurse für Ausbildung in Tropenmedizin und bakteriellen Erkrankungen wie sie in diesen Gegenden üblich waren.

Im Jahre 1913, kurz vor seiner Abreise aus Europa, veröffentlichte er seine medizinische Doktorarbeit, die genaue Auskunft über seine damalige innere Verfassung gibt: „Die psychiatrische Beurteilung Jesu“. In dieser frühen Schrift, die aus dem Bereich der Psychiatrie gewählt wurde, teilt sich etwas von dem gelebten Abgrund Dr. Schweitzers zwischen Theorie und Praxis, zwischen predigender und praktizierender Nächstenliebe mit. Hier stellt sich der schnauzbärtige Dr. theol. und Dr. med. gleichermaßen gegen die seinerzeit unternommenen Versuche, die Person Jesus Christus, wie sie die Bibel schildert, einer medizinisch-psychiatrischen bzw. psychoanalytischen Betrachtung zu unterziehen. Der christliche Glauben und besonders die Person Jesus mit seinem friedentiftenden und nächstenliebenden Werken und Taten war vielen Autoren als geistiges Delirium oder Paranoia verdächtig, seine guten Werke und Handlungen wurden als psychiatrische Fehlleistungen denunziert. Vor allem gegen solch feindliche Lehrmeinungen zog Albert Schweitzer zu Felde und wohl auch nach Afrika. Für ihn war die christliche Botschaft kein Wahnsinn, sondern immer noch Möglichkeit eines anderen Lebens, eines Lebens im Dienste der Mitmenschen, der Menschenbrüder. Und so zog er nach Afrika, nach Gabun am Äquator und von dort flußaufwärts am Ogoowee entlang bis nach Lambarene. Hier

baute er unter äußerst primitiven äußeren Bedingungen ein erstes Urwaldspital auf. Überall mußte er selbst mit Hand anlegen, bei der Planung, beim Hausbau, beim Einrichten der einfachen niederen Flachbauten. Aber auch die einheimische Bevölkerung, die „Eingeborenen“, wie er selbst sie nannte, packten oft tatkräftig mit an und so waren bald die ersten Gebäude hochgezogen oder entsprechend umgebaut worden. Der praktische „Dient am Nächsten“, die medizinische Versorgung der Kranken und Hilfsbedürftigen, konnte beginnen. Der erste OP-Saal in Lambarene entstand übrigens in einem umgebauten Hühnerstall.

## DIE VERWIRKLICHUNG EINES SELBSTLOSEN LEBENSZIELS: LAMBARENE

Doch schon ein Jahr später, 1914, gab es Krieg, Unterbruch auch in der entlegensten Kolonie. Als Staatsbürger des Deutschen Reiches in Französisch-Gabun war Albert Schweitzer trotz seiner friedlichen Mission in Feindesland und extrem gefährdet. Doch er blieb, setzte seine medizinische Tätigkeit bei versiegenden Mitteln fort, bis er schließlich 1917 von französischen Soldaten interniert und nach Frankreich zurückgebracht wurde. Sein Hospital wurde infolge der Zeiteinwirkungen zerstört. Nach seiner Rückkehr nach Lambarene 1924 mußte der „Urwalddoktor“ wieder bei Null anfangen. Doch diesmal geriet alles besser und schneller als das erste Mal. Für die Angehörigen seiner Patienten ließ A. Schweitzer nach und nach das sog. „Dorf“ errichten, in dem die oft von weither gekommenen Angehörigen übernachteten, ja vorübergehend wohnen und selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen konnten. Auch das Spital bezog aus diesem Dorf seine Lebensmittel für die Verpflegung der Patienten.

Früh um sechs Uhr begann das Tagwerk des Urwaldarztes Dr. Schweitzer, dem sich bald helfende Hände in der Gestalt seiner Ehefrau Helene und assistierendes medizinisches Wissen durch die Anwesenheit von Krankenpflegern und späteren freiwilligen Ärzten zugesellten. Die afrikanischen Patienten waren froh um die kostenlose medizinische Betreuung und

gingen lieber zu dem europäischen „Urwald-doktor“ als zu ihrem Schamanen oder Wunderheiler. Das Spital wuchs, die Patientenzahlen stiegen mit. Der Ruf des selbstlos handelnden Arztes der Schwarzen aus dem elsässischen Gunsbach begann sich in der Welt zu verbreiten. Es kamen viele Neugierige nach Lambarene, aber auch selbstlose Menschen, die wie Schweitzer nur helfen wollten. Abends, nach dem gemeinsamen Abendessen, saß Albert Schweitzer dann beim trüben Licht einer Petroleumlampe – später elektrischem Licht – in seinem Arbeitszimmer und schrieb. Er schrieb an Angehörige, Verwandte im Elsaß, an Freunde in der ganzen Welt und er betätigte sich auch als Schriftsteller, als Philosoph. So saß er abendlang, manchmal bis spät in die Nacht an seinem Schreibtisch, führte Korrespondenz und verfaßte Bücher.

Doch die Akzeptanz seines entschlußkräftigen, vom christlichen Glauben geprägten Handelns in Afrika fehlte mancherorts, es gab auch viele laute Stimmen der Kritik, die sich ringsum im Lande und auch in Europa erhoben. Die einen kritisierten sein „paternalistisches Verhältnis“ zu den „Eingeborenen“, wie sie fanden, die anderen nahmen Anstoß an seiner konservativen medizinischen Praxis, die naturgemäß nicht immer dem Lehrbuch-Verhalten angepaßt werden konnte. Natürlich hatte Schweitzer sehr viel mit Tropenkrankheiten seiner Patienten zu kämpfen, mit Malaria, der Schlafkrankheit oder der Amöbenruhr, die am Äquator sehr verbreitet sind.

Aber auch die wachsende politische Ausstrahlung des „Urwalddoktors“ war vielen ein Dorn im Auge. Schweitzer pflegte unter anderem einen regen Brief- und Gedankenaustausch mit dem in der englischen Kolonie Südafrika lebenden indischen Rechtsanwalt Mahatma Gandhi, einem Vorkämpfer für die Rassengleichheit in den englischen Kolonien. Seine Lehre von der Gewaltlosigkeit, dem gewaltfreien, politischen Kampf traf in dem christlich orientierten Albert Schweitzer auf fruchtbaren Boden. Ebenso Gandhis Taten um Unabhängigkeit der Kolonien und Antikolonialismus. Überhaupt war der „Urwalddoktor“ im zivilisationsfernen afrikanischen Dorf Lambarene für die Weisheiten Indiens sehr empfänglich. Für den Theologen in ihm war auch die geistige Auseinandersetzung mit

den deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer und Friedrich Nietzsche kein Gegensatz, nur ein Gegenpol zu seiner sonstigen, aktiven und auch körperlich fordernden Tätigkeit als Arzt. Schweitzer entwickelte selbst seine eigenen philosophischen Ideen weiter, die er auf seiner These von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ aufbaute und er schrieb mehrere philosophische Bücher, deren Lebensnähe und Weisheit manchem Philosophieprofessor gut anstehen würde.

Im II. Weltkrieg blieben Schweizer und sein Urwaldhospital dann unbehelligt. Er war schon ein weltbekannte Persönlichkeit. Doch litt sein Hospital in Lambarene unter der ausbleibenden Versorgung mit Medikamenten und medizinischem Material. Der chronischen finanziellen Schwäche seines Engagements in Afrika suchte er dadurch Herr zu werden, daß er in regelmäßigen Abständen nach Europa, vor allem nach Frankreich fuhr, um dort durch Orgelspiel und Vortragsarbeit neues Geld für Lambarene zu sammeln. Das Wort „betteln“ mochte er nicht gerne hören, obgleich seine Tätigkeit nicht sehr weit davon entfernt war. Doch er tat es ja nicht für sich, sondern für seine Patienten in Afrika. Es wurde auch fleißig gespendet, es kamen zeitweise so große Summen zusammen, daß man Erweiterungsbauten im Spital Lambarene durchführen konnte. Das Spital selbst und alle Ausgaben trugen sich über die vielen Jahre hinweg aus Spendengeldern. Dies sicherte Schweitzer gleichzeitig auch die Unabhängigkeit in der Leitung des Spitals.

Im Jahre 1952 erfolgte dann die Krönung seines missionarisch-philantropischen Werks: Vom norwegischen Parlament, dem Storting, wurde ihm der Nobelpreis für Frieden zugesprochen. Eine große Ehre und Auszeichnung vor aller Welt, die Schweitzer dann ein Jahr später in Stockholm mit bemerkenswerter Dankesrede entgegennahm. Dank der unverhofften großen Einnahmen durch den Nobelpreis vergrößerte Schweitzer seine inzwischen schon recht stattliche Klinik durch neue Gebäude; insbesondere für die Leprakranken und die psychiatrischen Patienten wurden isolierte Patientenräume geschaffen. Den psychiatrischen Patienten geht es ja in den unterentwickelten Ländern meist besonders schlecht, sie werden

entweder unter sehr schlechten Bedingungen eingesperrt oder aus der Dorfgemeinschaft ausgeschlossen, ähnlich auch die Leprakranken.

Die letzten beiden Lebensjahrzehnte Albert Schweitzers waren gekennzeichnet von dem großen Ruhm und der allseitigen Anerkennung seiner Verdienste um die Menschheit. Doch der „Urwalddoktor“, inzwischen schon in den 70er Jahren, ruhte sich nicht auf seinen Lorbeeren aus. Er kämpfte weiter für seine christlichen Ziele und Ideale und machte sich naturgemäß nicht nur Freunde. 1965, am 4. September, verstarb der Elsässer A. Schweitzer in seiner neuen Heimat in Lambarene in Afrika im biblischen Alter von 90 Jahren. Hier in „seinem Dorf“ liegt er auch begraben, weil er es so wollte.

Doch die Stimmen der Kritik sind nicht verstummt. Auch heute nicht, 30 Jahre nach seinem Tod, sondern erneuern sich immer wieder. Man will offenbar Schweitzer's Ansehen – bewußt oder unbewußt – Schaden zufügen und ihn der Nachwelt, die nicht mehr viel weiß von ihm, anders präsentieren als er in Wirklichkeit war. Damit teilt Schweitzer zwar das Los vieler großer Persönlichkeiten der Weltgeschichte, dies soll aber nicht davon abhalten, sich mit den vorgetragenen kritischen Äußerungen und Meinungen zu beschäftigen. Im Jahr 1995, seinem 30. Todesjahr und 120. Geburtstag, sind zwei Ereignisse im Zusammenhang mit der Person Albert Schweitzers es wert, sich mit ihnen besonders intensiv auseinanderzusetzen:

1. Der neue Film über ihn, der im Mai 1995 im Elsaß gezeigt wurde und landesweit in Frankreich Beachtung fand.
2. Die Enthüllungen einer amerikanischen Wissenschaftszeitung betreffend Schweitzer's Proteste gegen die Atomwaffenversuche.

## DER „URWALDDOKTOR“ IM ZWIELICHT

Einen vorgeblich „antikolonialistischen“ neuen Film über A. Schweitzer präsentierte der 38jährige afrikanische Regisseur Ba Kobio im Frühsommer mehrfach in elsässischen Kinos persönlich. In 80 Minuten entwarf der Jungcineast aus dem Kamerun ein der Wirk-

lichkeit nicht entsprechendes, sondern ihr widersprechendes Bild. So Madame Poteau vom Albert-Schweitzer-Haus in Gunsbach, die A. Schweitzer und seine Familie gut kannte und selbst als Krankenschwester in Lambarene Dienst tat. Den mit vielen afrikanischen Laiendarstellern an Originalschauplätzen in Afrika gedrehte Streifen „Der weiße Mann von Lambarene“ fanden viele Filmbesucher einfach schockierend. Wer diese „Séances“ in der früheren Heimat des „Urwalddoktors“ in meist überfüllten Kinosälen persönlich miterlebte, fragt sich zu Recht, ob dieser Regisseur tatsächlich Albert Schweitzer und dessen mildtätiges Handeln samt seinem politisch auf Friedenserhaltung und Friedensbewahrung ausgerichtetes christliches Denken wirklich verstanden hat. Frau Poteau sagte: „So wie im Film gezeigt, hat sich Albert Schweitzer nie verhalten, nie gehandelt.“

In der Tat, es stünde schlimm um das Bild Albert Schweitzers in der Welt, wenn es so wäre, wie es dieser Film zeigt, der von der EG-Kommission in Brüssel und von französischen Ministerien bezuschußt wurde. Als Zuschauer ist man von Überraschungen nicht geschützt, hier erlebt man auch Abenteuerliches: Vor dem nächtlichen Hintergrund dunkler, exotischer Tropenwälder ein geheimnisvolles Tam-Tam der Buschtrommeln, volle Krüge mit Aphrodisiaka kreisen, werden dem „Urwalddoktor“ unter geheimnisumwitterten Andeutungen gereicht in der nächtlichen Runde am Lagerfeuer – und fast natürlicherweise, so scheint es, nimmt der Elsässer im stets weißen Tropenanzug den tiefsten Schluck. Szenenwechsel. Wieder Alkohol, der Doktor mit dem weißen, hängenden Schnurrbart trinkt schon wieder, diesmal elsässischer Riesling, dann Rausch und eine animierende, junge Afrikanerin in schwüler Nacht. Das ist kein Film über Schweitzer, möchte man ausrufen, sondern eher über einen europäischen Abenteuerer vom Schläge eins „Lawrence von Arabien“. Und es kommt noch schlimmer in diesem Film: Der über 60jährige im weißen Anzug wird „beschattet“ von dieser jungen Afrikanerin, die unbedingt ein Kind von dem über 60jährigen alten Mann möchte.

Der Zuschauer empört sich noch an anderer Stelle: Der gute „Urwalddoktor“, der in



Europa Geld sammelte, um in Afrika kranke Menschen zu heilen, ist ein jähzorniger, heftiger Mensch, kein stiller Denker, wie man ihn in seinen Büchern zu spüren scheint: Zornig drischt er mit einem Holzstock auf sein afrikanisches Pflegepersonal ein, wutentbrannt „räumt“ er eigenhändig eine billige Kneipenwirtschaft der französischen Kolonialherren im Busch, hochmütig posiert er in Gutsherrenart vor dem hinter ihm versammelten Pflegepersonal und Eingeborenen für die Kameras eigens aus Europa eingeflogener Journalisten. Ein Mann, der sich gerne im Vordergrund, im Mittelpunkt stehen sieht. So denkt der Regisseur Ba Kobhio über Schweitzer und urteilt über dessen Entschluß, als Arzt nach Afrika zu gehen: „Schweitzer kam hierher nach Afrika, nach Lambarene, in die Hölle sozusagen, um sich damit den Himmel (des Glaubens) zu erkaufen.“ Keine selbstlose Tat also, ein Geschäft, nicht mehr. Kein Wort über Schweizer's politisches Wirken, über seine Kontakte zu Mahatma Gandhi oder Schweitzer's friedensbewegte politische Interventionen im Weißen Haus in Washington. Kein Bild und kein Wort über eine würdige, gesetzte und ernste Persönlichkeit, die sich mit antriebsstarker Frömmigkeit und professionellem Eifer der mittellosen einheimischen Kranken annimmt. Und doch gab es diesen Albert Schweitzer und nicht den des Films, wie aus USA kürzlich zu erfahren war:

## UNERWÜNSCHTER PAZIFISMUS

Seiner eigentlichen Überzeugung nach war der Arzt, Theologe und „Urwalddoktor“ Albert Schweitzer ein politischer Pazifist. Dies geht aus den Enthüllungen der amerikanischen Wissenschaftszeitschrift „US-Bulletin“ der Atomwissenschaftlicher aus dem Frühsommer 1995 hervor. Deren neuer Beitrag über A. Schweitzer stützt sich auf Akten aus dem Weißen Haus, die nach Ablauf von 30 Jahren nach den Ereignissen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Jetzt kann man schwarz auf weiß nachlesen, daß A. Schweitzer's Pazifismus in USA nicht gern gesehen war. Der Friedensnobelpreisträger von 1952 war – ohne daß er dies wußte – über lange Jahre hinweg vom Weißen Haus in USA zur

„persona non grata“ abgestempelt worden. Alleiniger Grund hierfür sei die vehemente Kritik des „Urwalddoktors“ an den Atomwaffenversuchen der beiden Großmächte USA und UdSSR in der Erdatmosphäre zwischen 1956 und 1958 gewesen. Gewiß hatte Albert Schweitzer, der viele Jahrzehnte mit dem Physiker Albert Einstein, mit den deutschen Atomwissenschaftlern Otto Hahn und Werner Heisenberg wie auch mit dem Erfinder der Wasserstoffbombe J. Robert Oppenheimer korrespondierte, bereits 1949 eine Einladung nach USA erhalten. Doch mußte der „Urwalddoktor“ diese freundliche Geste abschlägig beantworten, weil sie mit einem Lehrauftrag an der Universität Syracuse, New York, verbunden war und ihn von Lambarene ferngehalten hätte.

Andererseits begann Albert Schweitzer, als die beiden Nuklearmächte ihre Atomwaffenversuche in der Erdatmosphäre wiederaufnahmen, gegen diese Tests, die radioaktiven Staub („Fall-out“) rund um den Erdball wirbelten, sehr heftig zu protestieren. Hatten sich 1957 seine Freunde, die deutschen Atomwissenschaftler, öffentlich verpflichtet, nie und unter keinen Umständen am Bau einer Atombombe mitzuwirken, so glaubte Albert Schweitzer, daß er selbst nun auch seinen Teil zum Frieden in der Welt beitragen müsse: Am 23. April 1957 ließ er über Radio Oslo seine aufsehenerregende „Deklaration des Gewissens“ verbreiten. Über 50 Radiostationen in aller Welt übernahmen diesen Apell Schweitzers. Noch mehr öffentliche Resonanz weltweit bewirkte seine zweite Rundfunkrede ein Jahr später, weil die Atomtests nicht aufhörten. Wieder wendete er sich über Radio Oslo an die Weltöffentlichkeit. Seine Rede trug den Titel „Frieden oder Atomkrieg“: Jetzt hatte die Person und die moralische Integrität des „Urwalddoktors“ aus dem afrikanischen Lambarene die Weltöffentlichkeit aufgerüttelt: In Norwegen unterschrieben spontan ca. 250 000 Menschen Schweitzer's Aufruf, in Großbritannien meldete sich der Philosoph und Pazifist Bertrand Russell zu Wort, in der UdSSR der Atomphysiker Andrei Sacharow. Noch mehr geschah: In USA besetzten Bürgerinitiativen friedlich Raketenab-schubbasen und verbreiteten Friedensmanifeste. In der Bundesrepublik trat der Bundestag zu einer Sitzung zusammen und stellte sich mit

seiner Forderung nach einem Ende der Atomtests auf die Seite des mittlerweile 84jährigen Friedensaktivisten. In der Schweiz forderte man ein Verbot der Stationierung von Kernwaffen und forderte ebenfalls ein Ende der Nukleartests. Und zu guter Letzt trat noch die Sowjetunion auf den Plan: Die Stimmung der Weltöffentlichkeit, die auf Frieden aus war, geschickt ausnutzend, verkündete sie ein einseitiges Zurücktreten von den Tests, ein Atomtest-Moratorium. So kam überraschend, doch unbemerkt, in USA der „Urwalddoktor“ im fernen Lambarene als „Kommunistenfrend“ in Verruf. Das CIA, schreibt das US-Bulletin, interessierte sich für seine Redemanuskripte in Oslo, spürte etwaige Verbindungen Schweitzers zum Kommunismus nach.

Doch hatte Schweitzer dem Ansehen der USA beträchtlich Schaden zugefügt: Hier wollte man die Tests nicht abbrechen und so verbot das „Weiße Haus“ in Washington kurzerhand allen amerikanischen „Officials“ wie Botschaftern und Konsuln in Afrika weitere Besuche in Lambarene. Eine bevorstehende Ehrendoktorwürde der angesehenen US-Universität Princeton wurde gestrichen. General Goodpaster veranlaßte sogar, offizielle Glückwünsche des

„Weißen Hauses“ zu Schweitzer's 84. Geburtstag abzusagen, der Radio- und TV-Sender CBS nahm kurzfristig eine Informationssendung über Albert Schweitzer aus dem Programm. Plötzlich war der Elsässer in USA zu einer „Unperson“ geworden, man bemühte sich nicht mehr um ihn.

Erst unter Präsident Kennedy, der 1963 den ersten Atomteststopp-Vertrag mit der UdSSR abschloß, verbesserte sich auch wieder Albert Schweitzer's Ansehen und Ruf im „Weißen Haus“. Den Atomteststoppvertrag bezeichnete der „Urwalddoktor“ in seinem Brief vom 6. August 1963 an Präsident Kennedy persönlich als „einen der bedeutendsten, wenn nicht den bedeutendsten Vertrag der Welt“. Präsident Kennedy verstarb im gleichen Jahr an den Folgen eines Attentats auf ihn, Albert Schweitzer friedlich zwei Jahre später in Lambarene mit 90 Jahren.

Anschrift des Autors:  
Richard E. Schneider  
Route du Centre 24  
CH-1723 Marly

# „Vier höhere Schulen in Karlsruhe und Mannheim im Spiegel ihrer Jahresberichte 1932 bis 1941“

Vor dem 1. Weltkrieg waren gedruckte Jahresberichte bei den meisten badischen Gymnasien eine Selbstverständlichkeit. In den Nachkriegs- und Inflationsjahren war die Drucklegung vielen Schulen nicht mehr möglich, aber noch 1929 verlangte ein Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht, die Jahresberichte soweit wie möglich zu drucken. Doch bereits zwei Jahre später verbot das gleiche Ministerium die Drucklegung, verlangte aber auch „mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schulgeschichte“ die Anfertigung solcher Berichte, wovon ein Exemplar dem Ministerium einzureichen war. Die Berichte von den meisten Schulen liegen daher im Generallandesarchiv gesammelt vor. Sie sind vom Aussehen her sehr unterschiedlich und auch vom Inhalt her nicht völlig gleichwertig, stellen jedoch eine bisher noch kaum ausgewertete Quelle zur Schulgeschichte dar.

Für die vorliegende Arbeit wurden vier höhere Schulen ausgewählt: 2 Gymnasien und 2 Oberrealschulen in Karlsruhe und Mannheim. Es sind dies das Gymnasium Karlsruhe (ab 1937 Bismarck-Gymnasium), die Goethe-Oberrealschule in Karlsruhe, das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim und die Oberrealschule I (ab 1933 Adolf-Hitler-Oberrealschule) in Mannheim. Wegen der Kürze der Abhandlung können nur einige Aspekte bearbeitet werden, so z. B. die Besetzung der Direktorenstellen, die Abhaltung von Gedenkfeiern, die Organisation der Schüler in der Hitler-Jugend, das Schicksal der jüdischen Schüler und die Themen der Abiturarbeiten des Jahres 1940.

Wie alle Diktaturen versuchte auch der Nationalsozialismus die Jugend in seinem Sinne zu beeinflussen. Die Schule und die Jugendorganisation Hitler-Jugend spielten dabei eine wichtige Rolle. Auch Teile der Lehrerschaft standen dem NS-Gedankengut nicht fern. Schon am 15. März 1933 stellte der Badische Lehrerverein in einem Aufruf fest: „Die Ziele der neuen Bewegung... sind größtenteils schon seit Jahren die des Badischen und Deutschen Lehrervereins“. Im Jahre 1936 gehörten fast alle Lehrer dem NS-Lehrerbund (NSLB) und fast ein Drittel der NSDAP an.

Wenden wir uns nun den vier Schulen und ihren Direktoren zu. Im Januar 1933 war Dr. Frank Reich Direktor des Gymnasiums Karlsruhe. Reich (geb. 1872) war erst zum 1. Juni 1932 Direktor der Anstalt geworden. Er war früher Leiter des Gymnasiums in Offenburg. Am Realgymnasium Goetheschule war Karl Ott Direktor. Ott (geb. 1873) war 1919 von der Karlsruher Humboldtschule kommend Leiter der Anstalt geworden. Ott war Neuphilologe und zählte zu den bekannten Pädagogen in Baden. Das Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim hatte im Juli 1932 mit Dr. Hermann Krakert einen neuen Direktor bekommen. Krakert (geb. 1877) war Altphilologe und vorher Leiter des Gymnasiums in Lörrach. Auch das Realgymnasium Mannheim hatte 1932 einen neuen Direktor erhalten. Dr. Reinhard Fischer (geb. 1879) war früher Direktor der Lehrerbildungsanstalt Heidelberg. Seiner Ausbildung nach war er Neuphilologe. Es ergeben sich somit erstaunliche Gemeinsamkeiten. Die Direktoren gehörten alle einer Altersstufe an

(Geburtsjahrgänge 1872–79), waren ihrer Ausbildung nach je nach Schultyp Alt- bzw. Neuphilologen und waren in der Mehrzahl erst im Jahr zuvor an die jeweilige Schule gekommen. Sie waren aber vorher schon Schulleiter gewesen; die Direktorenstelle in einer Großstadt und insbesondere die an einem Traditionsgymnasium galt als eine hervorgehobenen Beförderungsstelle.

Im Jahr 1933 wurden von den Nationalsozialisten zwei der vier Direktoren abgelöst. Reich wurde am 1. Oktober 1933 beurlaubt und zum 1. Juli 1934 unter Berufung auf das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums pensioniert. Als Grund wurde seine Mitgliedschaft in der Zentrumspartei und seine Unterstützung des „Novemberregimes“ genannt. Die Begründung fällt auf, da in der Regel nur die Mitgliedschaft in der KPD und SPD als Grund für die Anwendung des Gesetzes galten. Reich gab später zeitweise an einer Freiburger Privatschule (St. Ursula) noch Lateinunterricht. Karl Ott wurde zum 1. November 1933 als Direktor der Goethe-Schule und des Pädagogischen Seminars entlassen. Er hatte in Frankreich und in England studiert und als Leiter des Pädagogischen Seminars seit 1928 die Ausbildung der Lehrer entscheidend beeinflusst. Ott war seit 1927 auch Honorarprofessor an der Technischen Hochschule Karlsruhe. Dort hielt er noch bis zum Wintersemester 1937/38 Vorlesungen. Vom Sommersemester 1938 ab wird er in den Vorlesungsverzeichnissen mit dem Zusatz „entpflichtet“ geführt. Karl Ott war nach dem Krieg Ministerialdirektor im Kultusministerium in Freiburg und nach seiner Pensionierung Berater der Schloßschule in Salem. Er nahm die alten Verbindungen nach England (Gordonstoun) wieder auf.

Die beiden Mannheimer Direktoren blieben auf ihren Posten. Dr. Hermann Krakert wurde in einem Schreiben aus dem Jahre 1934 als größter Gegner des Nationalsozialismus bezeichnet, der sich jetzt nur als 150% Nationalsozialist tarnt, er blieb aber im Amt und verlegte erst 1941 seinen Wohnsitz nach Freiburg, wo er am Friedrichsgymnasium noch Unterricht in Latein und Griechisch gab. Er wurde 1943 pensioniert. Krakert war wie Reich Mitglied der Zentrumspartei, stellte aber schon 1932 die Zahlung der Mitgliedsbeiträge ein und vollzog

nach 1933 wenigstens nach außen die Kursänderung in Richtung NSDAP. Er wurde 1933 Mitglied des Opferrings und des NSLB. In seiner Amtsführung war er offensichtlich korrekt. Er war – so die Würdigung in der Geschichte der Anstalt – „vom Geist des Humanismus geprägt“ und war bemüht, mit den neuen Verhältnissen „mit Anstand“ fertig zu werden. Reinhard Fischer, der Direktor des Mannheimer Realgymnasiums, hatte nach einem Studium in den Jahren 1897–1901 im Jahr 1902 die Prüfung für das höhere Lehramt an Mittelschulen abgelegt. Im Mai 1918 wurde er Direktor der Realschule in Sinsheim, war dann Direktor des Lehrerseminars und zeitweise auch des Gymnasiums Heidelberg. Er kam im Juni 1932 als Direktor an das Realgymnasium Mannheim und blieb dies bis zum April 1937. Er wurde dann an das Bertholdgymnasium Freiburg versetzt. Dies war zwar eine Traditionsschule, doch wurde Fischer dort nicht Schulleiter, sondern rangierte nach dem Direktor Hubert König und dem Professor Otto Großkinsky erst an dritter Stelle. Er wurde 1939 auch auf die Stelle eines Oberstudienrates zurückversetzt, behielt aber die Bezeichnung Direktor. Nimmt man dies alles zusammen, so sieht es nicht nach einer Beförderung, eher nach einer Benachteiligung aus. Dazu paßt eine Aussage aus der Nachkriegszeit, Fischer wäre früher Freimaurer und daher der besonderen Beobachtung der nationalsozialistischen Dienststellen ausgesetzt gewesen. Tatsache ist, daß Fischer 1938 lediglich Mitglied der NSV, des NSLB und des Reichsluftschutzbundes war, sich also von allen NS-Kernorganisationen ferngehalten hat. Fischer trat dann 1942 noch der NSDAP bei. Als Grund wird das Drängen des Ortsgruppenleiters bei einem sich durch den Krieg verschärfenden Personalmangel angegeben. Fischer wurde 1945 entlassen. Er verstarb 1957 in Freiburg. Der neue Direktor am Gymnasium Karlsruhe hieß Hugo Zimmermann. Zimmermann (geb. 1885) war schon in der gleichen Anstalt zur Schule gegangen und besaß die Lehrbefähigung für die Fächer Griechisch, Latein und Französisch. Er war 1920 als Professor an die Lessing-Schule in Karlsruhe gekommen und bewarb sich bereits 1932 auf Grund seiner Studienfächer auf eine Direktorenstelle an einem humanistischen Gymnasium. Zimmer-

mann wurde in Jahr 1933 zu einer Art Feuerwehr, er wurde kurz nacheinander zum Direktor in Pforzheim (am 11. März zum 1. Mai), zum kommissarischen Leiter der Humboldtschule Karlsruhe (28. März), zum Direktor in Rastatt (1. Juli) und zum kommissarischen Leiter des Gymnasiums Karlsruhe (1. Oktober) ernannt. Am 15. März 1934 wurde er an das Ministerium versetzt, kehrte aber bereits am 31. Mai wieder auf die Direktorenstelle des Gymnasiums zurück und blieb dort mit zwei Unterbrechungen im Jahr 1940 (Berufung an das Ministerium im Januar und an das frühere protestantische Gymnasium in Straßburg im Juli) bis zu seinem Tode am 15. 4. 1944 Leiter der Schule. Die Hektik um die Person Zimmermanns ist kaum verständlich. Vor 1933 war er Mitglied der Deutschen Volkspartei, trat 1933 in den NSLB, 1934 in die SA und 1937 in die NSDAP ein. Nach außen allerdings gab er sich linientreu und national, was in zahlreichen schriftlichen Äußerungen zum Ausdruck kommt.

Neuer Direktor an der Goethe-Schule wurde Dr. Guido Oeß. Oeß hatte 1908 die Lehrbefähigung für die Fächer Englisch, Französisch und Latein erworben. Nach einer kurzfristigen Anstellung in Freiburg kam er bereits 1914 an die Goethe-Schule. Im 1. Weltkrieg erhielt er mehrere hohe Kriegsauszeichnungen und wurde so schwer verwundet, daß eine Kriegsbeschädigung von 40% zurückblieb. Oeß wandte sich früh der NSDAP zu. Die Besetzung der Direktorenstelle aus dem eigenen Kollegium war der Lohn für einen alten Parteigenossen. Er trat bereits 1929 in die NSDAP und 1931 in der NSLB ein. Als alter Offizier gab er auch Gutachten für die Eignung von Schülern für die Offizierslaufbahn ab und wird im Jahresbericht 1935/36 als „militärischer Berufsberater“ bezeichnet. Oeß war auch Mitglied des Prüfungsausschusses für die Lehrbücher für neuere Sprachen.

Schon in der Zeit der Republik gab es nationale Gedenktage in den Schulen. Sie beschränkten sich aber auf zwei Termine, den Verfassungstag Ende Juli und den Reichsgründungstag des Bismarckreiches am 18. Januar, im Jahr 1932 zusätzlich noch die Feier des 85. Geburtstages des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Sofort nach der Machtübernahme kamen eine Fülle weiterer Gedenkfeiern, Sammlungen

für NS-Organisationen und Inanspruchnahmen für Veranstaltungen von Partei und Staat hinzu. Ein Teil dieser Termine war offensichtlich für das ganze Reich anbefohlen. Sie kommen in den Jahresberichten aller vier Schulen vor. Daneben gab es örtliche Veranstaltungen (in Karlsruhe mehr als in Mannheim) und Feiern, die auf alten Traditionen einzelner Schulen aufbauten. Das neue Schuljahr 1933/34 begann gleich mit einem neuen Feiertag. Der 1. Mai war als „Tag der nationalen Arbeit“ zum Feiertag erhoben worden und seine Bedeutung war oftmals Thema der Ansprachen zum Schuljahresbeginn. Es folgte noch im gleichen Monat die Schlageterfeier (26. Mai), im Herbst das Erntedankfest (29. September), der Geburtstag Hindenburgs (2. Oktober), der Reichsgründungstag (18. Januar) und der Tag der Machtübernahme (30. Januar). Vom neuen Schuljahr an kam Hitlers Geburtstag (20. April) dazu. In den Jahresberichten taucht ferner der Gemeinschaftsempfang von zwei Reden Hitlers (am 10. November und 21. März) auf (Ausnahme Realgymnasium Mannheim). In den beiden Karlsruher Schulen wurde auch das Fest der Jugend (verbunden mit der Sonnenwendfeier), der Gedenktag an den Vertrag von Versailles (28. Juni) und das Fest der deutschen Schule (14. Oktober) begangen. Am 14. Mai standen die Schüler der beiden Karlsruher Schulen Spalier, als die Fahnen des alten XIV. Armeekorps ins Schloß gebracht wurden. Spalierstehen und Sprechchöre sind ferner für das Gymnasium Karlsruhe für den 8. Mai (Begrüßung der neuen Regierung), den 14. September (Besuch von Hitler), den 5. und 11. November und den 9. März 1934 belegt. Alle Schulen sahen gemeinsam NS-Propagandafilme an, in der Regel „Hitlerjunge Quex“, „SA-Mann Brand“, „Stoßtrupp 1917“ u. ä.

Die Auflistungen sind in den Berichten verschieden ausführlich und in unterschiedlichem Engagement abgefaßt. Das Gymnasium Karlsruhe überschrieb den Absatz mit dem Satz „Das Schuljahr stand ganz im Zeichen der nationalen Erhebung“ und berichtet u. a. über eine Werbeveranstaltung für die HJ durch den Bannführer Hassmann, außerdem über Vorträge über Vererbungslehre durch drei Lehrer der Anstalt und ein oberschlesisches Heimatstück „Front im Frieden“. Der Bericht der Goethe-

Schule bringt die meisten Details. Hier sind die Uhrzeit und der Ort der Feiern und die Redner angegeben, die Sieg-Heil-Rufe und das Absingen des Horst-Wessel-Liedes erwähnt. Die Goethe-Schule feierte im Oktober ihr 25jähriges Bestehen. Die Veranstaltung fand in der Festhalle statt. Die Einladung zeigt auf dem Titelblatt neben einem Baudetail des Schulgebäudes auch zwei Hakenkreuzfahnen, das Programm ist aber traditionell ausgerichtet wie auch die Programme des Tages der Hausmusik und der Weihnachtsfeier. Bei der Schlußfeier am 24. März 1934 deuten der Badenweiler-Marsch und der Sprechchor „Wir“ eine Wandlung an.

Die Berichte des Karl-Friedrich-Gymnasiums in Mannheim sind ebenfalls ausführlich. Zwar heißt es auch hier beim Bericht über die Abschlußfeier in „der Ansprache des Direktors und der Vortragsfolge kam nochmals die Freude und der Stolz im Rückblick auf die großen vaterländischen Ereignisse, die das abgelaufene Schuljahr erfüllten, zum Ausdruck“, doch klingt gerade im Bericht dieser Schule immer wieder leise Kritik an, etwa, daß „wegen der zahlreichen sonstigen Unterbrechungen des Unterrichts nur zwei große Ausmärsche unternommen werden konnten“ oder daß „die Anforderungen an die Gebefreudigkeit der Spender sich zeitweise sehr häuften“. Auffallend ist die knappe und sehr schlichte Form im Bericht des Realgymnasiums Mannheim. Die besonderen Ereignisse im Schuljahr sind auf zwei Seiten zusammengefaßt.

Die zurückhaltende Form des Jahresberichts des Realgymnasiums Mannheims fällt deswegen besonders auf, da auf der Rückseite des Titelblatts folgende Nachricht steht: „Auf Antrag des Herrn Oberbürgermeisters der Stadt Mannheim hat das badische Unterrichtsministerium verfügt, daß die Anstalt ab Anfang September 1933 die Bezeichnung Badisches Adolf-Hitler-Realgymnasium führt“. Sollte man da nicht eine NS-Eliteschule erwarten? Wenn man der Frage nach der Initiative für diese Namensgebung nachgeht, so bestätigt sich zunächst der Sachverhalt, daß der Oberbürgermeister von Mannheim diesen Namen beantragt und das badische Ministerium ihn am 17. August 1933 arglos genehmigt hat. Zwei Wochen später sah sich das Ministerium aber

in der Klemme, denn es kam ein Rundschreiben des Reichsinnenministeriums ein, in dem festgestellt wird: „Bei der Bezeichnung öffentlicher Bildungsanstalten mit dem Namen des Herrn Reichskanzlers handelt es sich weniger um eine amtliche Ehrung des Herrn Reichskanzlers als um eine auf die Erziehung der Jugend im Geiste des neuen Reiches hinzielende Maßnahme, indem in der Beilegung dieser Bezeichnung liegende Heraushebung einzelner Schulen für die Besucher solcher Anstalten Ansporn zu besonderen Leistungen sein soll“. Es müsse die Zustimmung des Reichskanzlers eingeholt werden und dazu „ganz besondere Verhältnisse“ vorliegen. Das Ministerium faßte ein gequältes Antwortschreiben ab, daß in Mannheim eine solche Benennung schon passiert und in der Presse bereits veröffentlicht worden sei. Bei einer schon länger bestehenden eher durchschnittlichen Anstalt, deren Direktor kein Parteigenosse war, lagen die „ganz besonderen Verhältnisse“ sicher nicht vor. Die Stadt Mannheim hatte sich statt des erhofften Lobes eher Tadel eingehandelt und wurde auch später über ihre Entscheidung nicht recht froh. Sie beantragte daher im März 1939 die Umbenennung in Dalberg-Schule, da es zu Verwechslungen mit den „von der Partei gegründeten Adolf-Hitler-Schulen“ komme und die Zahl der Neuanmeldungen in der Schule immer besonders hoch liege, da man sie für eine Anstalt mit einer „Sonderstellung“ halte. Natürlich holte sich die Stadt wieder eine Abfuhr. Das Ministerium lehnte ab und auch die Schule selbst wünschte in einem Schreiben vom 10. Juli eine wenigstens vorläufige Beibehaltung des Namens, allerdings mit Hinweis auf eine für das Jahr 1940 geplante Jubiläumsfeier, für die die Werbung schon unter diesem Namen laufe. Ein begeistertes Bekenntnis für den Namensgeber war das gerade nicht. Im Gegenteil, wenn es um die Ehre eines solchen Namens ging, wirken Argumente wie auf dem Namen eingetragene Postscheckkonten oder noch vorrätige Kopfbogen doch sehr ernüchternd. Von Empörung über ein solches Ansinnen und Treueschwüren zum Namenspatron ist in dem Brief nichts zu finden.

So sehr das NS-Regime auch versuchte, die Schule seinen Zielen dienstbar zu machen und über sie Einfluß auf die Jugend zu gewinnen,

die Jugendorganisation Hitlerjugend hatte bei diesen Versuchen immer den Vorrang. Die Zusammenarbeit zwischen Schule und HJ wurde zwar immer wieder beschworen, doch in der Wirklichkeit galt oft der Satz „HJ contra Schule“. Hitler, der NS-Pädagoge Ernst Kriek und der Reichsjugendführer Baldur von Schirach schätzten die Schule als Erziehungsinstitut nicht sehr hoch ein. Viele äußere Formen von HJ-Veranstaltungen zogen bald auch in den Schulen ein. Das Realgymnasium Mannheim legte sich schon im Mai 1933 eine Schulfahne zu, und Flaggen Ehrungen wurden ab 1934 vor Beginn der Ferien und bei Wiederaufnahme des Unterrichts Vorschrift. Bei diesen Anlässen traten die HJ-Angehörigen stets geschlossen am rechten Flügel ihrer Klassen an und marschierten stets voraus. Die Fahrtengruppe der Goethe-Schule wurde im Oktober der HJ eingegliedert, HJ-Führer hielten Werbevorträge oder wirkten bei Feiern mit. Trotz dieser Vorgaben waren die Werbeaktionen der HJ in den Schulen nicht so erfolgreich, wie sie dargestellt wurden. Nach einer solchen Aktion am Gymnasium Karlsruhe waren von 560 Schülern gerade 214 im Jungvolk und der HJ, 50 in der SA und der SS. Der „gute Erfolg“ war nur verbal, mehr als die Hälfte der Schüler standen noch abseits. Im Karl-Friedrich-Gymnasium begann die Werbeaktion erst im Januar 1934. Das Werbematerial wurde in den Klassen verteilt. Der Erfolg war hier größer. Im April 1934 gehörten 271 Schüler bzw. Schülerinnen dem Jungvolk, der HJ und BDM an, 14 der SA, zusammen also mehr als die Hälfte. Um mehr Jugendliche zu motivieren, führte man nach den Sommerferien 1934 den Staatsjugendtag ein. Am Samstag hatten alle Schüler bis zur Klasse Untertertia, die der „Hitlerjugend-Bewegung“ angehörten, schulfrei. Auf die Neuerung machte die HJ in Mannheim durch Propagandamärsche am 29. und 30. November noch einmal aufmerksam. Der Rest der Schüler hatte in eigens formierten Gruppen Unterricht in Rassenkunde. Anschließend konnte man allerdings beim Mathematik-Lehrer Schachspielen lernen, Werken oder Sport treiben, also keine schlechte Alternative zum HJ-Dienst. Es ist so verständlich, daß der Staatsjugendtag nicht dazu führte, daß alle Schüler in die Hitlerjugend drängten. So entschloß man sich im

Herbst 1935 zu einer zweiten Werbeaktion, diesmal unter Einschaltung der Lehrer und mit massivem Druck auf die Schüler. Die Lehrer händigten allen noch abseits stehenden Schülern Aufnahmeerklärungen aus mit dem Hinweis, daß es Pflicht sei, der HJ anzugehören. Es gab Anschlagtafeln, die die Namen von Eingetretenen und Nichtorganisierten auflisteten. So kamen schnell in allen Schulen die 90% zustande, die man brauchte, um die HJ-Fahne zu erhalten. Im Spätjahr 1935 oder Januar 1936 war dies wohl bei allen vier behandelten Anstalten der Fall. Mit dem Gesetz vom 1. 12. 1936 wurde die Hitler-Jugend dann Staatsjugend, die die gesamte deutsche Jugend innerhalb des Reichsgebietes zusammenfaßte.

Die Zeit 1934–39 war in den Schulen geprägt von Änderungen des Lehrplans, der Einführung neuer Schulbücher und den Versuchen, Schüler wie Lehrer im Sinne der NS-Weltanschauung zu beeinflussen. Schuljubiläen (z. B. des Gymnasiums Karlsruhe) wurden zu Bekenntnissen zum NS-Staat umfunktioniert. Der Turnunterricht wurde verstärkt, es gab jetzt fünf Wochenstunden. Er wurde auf vormilitärischen Drill ausgerichtet; ab Oktober 1933 galt die Kommandosprache der SA auch im Turnunterricht. Kampfsportarten wie Boxen und Rugby wurden neu in den Lehrplan aufgenommen. Die Turnnote rückte an die oberste Stelle in den Zeugnissen, in denen auch die körperliche Verfassung eines Schülers beurteilt wurde, noch vor dessen geistigen Leistungen. Waren schon vorher manche Lehrbücher von einem sehr nationalen Geist geprägt, so zog nun die Weltanschauung in die Bücher aller Fächer ein. Wenn auch die Lehrbücher in den Fächern Deutsch, Geschichte und Biologie auch am stärksten davon geprägt waren, so wurde geschickt auch in Büchern für andere Fächer (z. B. Mathematik) Propaganda vermittelt. Unruhe brachte auch die Ablösung der Sechs-Noten-Skala durch eine Bewertung in nur vier Notenstufen, die 1935 eingeführt, aber 1938 wieder aufgehoben wurde.

Die jüdischen Schüler wurden systematisch diskriminiert und schikaniert. Ihre Zahl durfte den Anteil der Juden an der jeweiligen Bevölkerung nicht übersteigen, sie durften ab 1935 auch bei entsprechenden Leistungen keine Schulpreise mehr erhalten. In den Schüler-

listen wurde die Bemerkung „Jude“ oder „Mischling“ eingetragen. Der jüdische Religionsunterricht in den Schulhäusern wurde mit Beginn des Schuljahres 1936/37 verboten. Im Jahresbericht des Goethe-Gymnasiums fehlt schon ein Jahr zuvor jeder Hinweis auf diesen Unterricht oder die dort verwendeten Schulbücher. Ab 1938 war Juden der Besuch von Gymnasien verboten, doch gab es zu diesem Zeitpunkt an vielen Schulen keine jüdischen Schüler mehr. Genaue Angaben machen nur die Jahresberichte der Goethe-Schule. Dort ging die Zahl der jüdischen Schüler von 27 im Schuljahr 1932/33 laufend zurück. Es waren aber immerhin im Schuljahr 1936/37 noch sieben jüdische Kinder an der Schule und bis zum Oktober 1938 noch vier. Im Karl-Friedrich-Gymnasium in Mannheim sank die Zahl der jüdischen Abiturienten von vier im Jahr 1933 und 1934, auf zwei in den Jahren 1935 und 1936 und schließlich einen im Jahr 1937. Wenigstens die beiden altsprachlichen Gymnasien verzichteten auf von der Anstalt selbst erdachte besondere Ausgrenzungen. Das Karl-Friedrich-Gymnasium hat der letzte Abiturient bei einem Treffen im Jahr 1977 die Schule als „Insel der Toleranz und Rücksicht“ bezeichnet. Im Schuljahr 1935/36 besuchten vier Halbjuden die Goethe-Schule, Angaben für andere Jahre fehlen. Halbjuden wurden anscheinend nur in geringem Umfang benachteiligt. Als 1939 der Turnlehrer in der Adolf-Hitler-Schule den Ausschluß eines Halbjuden beantragte, da dessen Bewegungen im Sportunterricht als „typisch jüdisch empfunden werden“ und er nach dem Tod seines arischen Vaters in einer „volljüdischen“ Familie aufwuchs, lehnte das Ministerium die Verweisung ab. Im nächsten Jahr stellte sich auch der Direktor hinter den Schüler und erklärte „Von einem dauernden Versagen in Leibesübungen, das sich in einem Mangel an Willen zur körperlichen Härte und Einsatzbereitschaft äußert, kann nicht die Rede sein“. Der Klassenvorstand bezeichne ihn als „willig“, gegen ein Verbleiben des Schülers bestünden keine Bedenken.

Das Gymnasium Karlsruhe feierte 1936 sein 350jähriges Bestehen, Grund für ein Jubiläum und eine Festschrift. Die Festschrift beginnt mit dem Bild der neu angeschafften „Führerbüste“, es folgt ein Grußwort des Generalober-

sten von Seeckt, das Bild des Ehrenmals mit Hakenkreuzfahne und HJ-Ehrenwache, dann ein Gedicht „Unser Ehrenmal“. Auf den ersten Blick ohne allen Zweifel eine Veröffentlichung ganz auf der Parteilinie. Bei der genaueren Lektüre zeigen sich auch andere Töne. Da schreibt der Direktor Zimmermann in seinem Beitrag „Die nationalsozialistische höhere Schule“ u. a.: „Das Faultier dagegen lehnt alle diese Dinge, Fleiß, Lernen, positives Wissen der Dinge ab – es beruft sich demgegenüber auf seine ‚weltanschauliche‘ Vorbildlichkeit“. Ein Geschichtslehrer weicht auf das unverfängliche Thema „Geschichtsunterricht und Lichtbild“ aus. Auf der anderen Seite z. B. beschließt Erich Huth seinen Betrag „Gedenken zum französischen Unterricht am Gymnasium“ mit einem Satz aus Hitlers „Mein Kampf“. Unwillkürlich fragt man sich: Mußte das sein? Der Verfasser war aber ganz und gar kein Nationalsozialist; wenige Zeilen vorher spricht er Jeanne d'Arc und Napoleon eine „irrationale Kraft zur Tat“ zu und nennt sie die „als Schutzheilige verehrten Persönlichkeiten“. Erich Huth war ein Jahr zuvor von der Goethe-Schule gekommen. Im Jahr 1935 kam es dort zu Auseinandersetzungen über das Verhältnis HJ-Schule. Als ein Schüler den über die Sommerferien anzufertigenden Hausaufsatz nicht fertig hatte, da er wegen der Teilnahme an einer HJ-Fahrt keine Zeit hatte, soll Huth gesagt haben „Die späteren werden euch nicht danach fragen, ob ihr dabei gewesen seit, sondern wo ihr gelernt habt und was ihr könnt“. Aus dem Vorfall erwuchs eine umständliche Untersuchung. Ein Regierungsrat befragte Huth und die Schüler über den Sachverhalt und protokollierte ihn. Wenige Tage später wurden die Befragungen wegen einer angeblichen Äußerung Huths in einem Streit zwischen einem Schüler der dem katholischen Jugendbund Neudeutschland angehörte und HJ-Mitgliedern weitergeführt. Huth wurde vorgeworfen gesagt zu haben, die Einheit der Jugend sei eine Phrase und Einbildung der HJ. Die Untersuchung ergab keine Klarheit, doch hakte im Oktober der Bannführer der HJ deswegen noch einmal nach. Die Direktion der Schule nahm zu den Vorkommnissen am 18. Oktober Stellung und sah die Fehler bei Huth. Direktor Oeß formulierte:



1. „Die Äußerung, deren Professor Huth beschuldigt wird, entspricht vollständig seiner inneren Haltung.
2. Professor Huth hat es nicht verstanden, die innere Verbindung zu finden mit der heutigen Jugend.
3. Bei keinem Lehrer der Anstalt habe ich schon so oft vermitteln müssen zwischen Elternhaus und Schule wie gerade bei Professor Huth.
4. In völkischen Angelegenheiten handelt Professor Huth absolut instinktvoll.

Huth beantragte daraufhin am 24. Oktober seine Wegversetzung, die im Juli 1936 rückwirkend zum 1. November 1935 ausgesprochen wurde. Auch am Gymnasium gab es 1938 eine Beschwerde aus der Elternschaft darüber, daß Huth im Geschichtsunterricht die Partei und das dritte Reich verächtlich mache. Hier spielte man den Fall allerdings herunter. Da die Unterschrift kaum lesbar war, legte man den Brief als anonym abgefaßtes Schreiben zu den Akten. Im August 1940 wurde Huth als Dolmetscher zur Wehrmacht einberufen. Huth erklärte nach dem Krieg, der damalige HJ-Führer habe Schüler zu falschen Aussagen gegen ihn veranlaßt.

Vermutlich im Jahr 1937 erhielt das bisher namenlose Gymnasium in Karlsruhe den Namen Bismarck-Gymnasium. Im Anschreiben zum Jahresbericht 1937/38 taucht dieser Name auf, ohne daß im Bericht selbst eine Neubenennung erwähnt wird. Ausschlaggebend für die Wahl des Namens war vermutlich die Lage des Schulhauses in der Bismarckstraße.

In den Jahren 1936–38 kam es zu einer Reihe von organisatorischen Veränderungen im höheren Schulwesen. Die Oberschule wurde die Hauptform der höheren Schule. Die erste Fremdsprache war grundsätzlich Englisch, die Zahl der Schuljahre wurde auf 12 herabgesetzt, so daß im Jahr 1937 zwei Jahrgänge Abitur machten. Die alten Klassenbezeichnungen wurden abgeschafft und eine Zählung von 1–8 eingeführt. Altsprachliche Gymnasien gab es nur noch als Sonderform und an wenigen Orten. Sie durften auch Mädchen aufnehmen. Die beiden Gymnasien in Karlsruhe und Mannheim (Bismarck- bzw. Karl-Friedrich-Gymnasium) blieben erhalten. Die Jahresberichte 1937–38 berichten über diese Änderungen. Für einige Schulen, so die Adolf-Hitler-

Schule in Mannheim und die Goethe-Schule in Karlsruhe, bedeutete dies eine große Umstellung, da bisher Latein erste Fremdsprache war und Französisch zweite. Die Goethe-Schule führte ab Oktober 1937 in den Oberklassen eine Stunde wahlfreien Englisch-Unterricht ein, um den Übergang zu erleichtern.

Der Schulalltag und die Bewältigung des Stoffes wurden durch zahlreiche Abwesenheiten von Lehrern und Schülern gestört, die wegen Wehrübungen, Schulungslagern und Parteiveranstaltungen fehlten. In dem Bericht der Goethe-Schule werden unter der bezeichnenden Überschrift „Abkommandierungen von Lehrern und Schülern“ 22 Fälle von Lehrern und eine etwas höhere Zahl von Schülern genannt. Im September 1937 übernahm Dr. Leonhard Hettich die Leitung der Adolf-Hitler-Schule. Die Stelle war durch die Versetzung von Reinhard Fischer nach Freiburg frei geworden. Hettich war vorher Leiter der deutschen Schule in Mailand. Hettich, 1887 in Schönau bei Heidelberg geboren, studierte in Heidelberg Deutsch, Englisch und Französisch. Er promovierte 1911 mit einer Arbeit über den Jambus bei Goethe. Kurz nach Antritt seines Probejahres an der Realschule Wiesloch ging er an eine kleine deutsche Schule in Italien, später an deutsche Schulen in Rumänien und 1916 an die Marineoffizierschule in der Türkei. Nach dem Krieg legte er sein 2. Examen ab und war von 1920–1926 an der Kantschule in Karlsruhe tätig. Im Juli 1926 beantragte er eine Beurlaubung und übernahm den Aufbau der Deutschen Schule in Mailand. Hettich erreichte die Anerkennung als Vollanstalt. Im Jahr 1929 konnte erstmals das Abitur abgelegt werden. Seine Tätigkeit in Mailand wurde immer wieder verlängert. Auch im Jahr 1937 stand wieder eine Verlängerung an, die vom Beirat der Schule und dem deutschen Generalkonsulat befürwortet wurde. Doch die Auslandsorganisation der NSDAP widersprach und so wurde Hettich in den badischen Schuldienst zurückversetzt. Ende 1938 mußte auch die von ihm seit 1928 herausgegebene Zeitschrift „Die Deutsche Schule im Auslande“ ihr Erscheinen einstellen. Die Verlagsrechte gingen an einen Gauverlag der NSDAP über. Hettich hat nach dem Krieg auf wiederholte Auseinandersetzungen mit der NSDAP bzw.

dem NSLB über die Gestaltung von Schulfestern und die Redaktion der Zeitschrift hingewiesen. Er war nach dem Krieg in Lahr und schließlich als Leiter des altsprachlichen Gymnasiums in Offenburg tätig. Er wurde 1953 pensioniert und übernahm die Herausgabe der Zeitschrift „Der deutsche Lehrer im Ausland“. Der neue Direktor war ein erfahrener Schulmann, der auch nach dem Krieg als Experte für Auslandsschulen ein hohes Ansehen genoß.

Die Jahresberichte für das Schuljahr 1939/40 lesen sich eher wie Klagelieder und nicht wie Erfolgsmeldungen. Die Schwierigkeiten begannen schon zu Beginn des Schuljahres im Frühjahr. An den neusprachlichen Schulen bereitete die Umstellung der Sprachenfolge noch Sorgen. Schwierigkeiten bei der Beschaffung der neuen Lehrbücher, die Wiedereinführung der Notenstufen 1–6 im Schuljahr und die Nutzung der Turnhallen als Getreide- oder Strohlager trafen die meisten Schulen. Starke Ausfälle bei den Lehrkräften (Adolf-Hitler-Schule) oder die zeitweise Schließung einer Klasse wegen Auftreten der Kinderlähmung (Bismarck-Gymnasium) brachten einzelnen Anstalten zusätzliche Belastungen. Der Kriegsausbruch schuf eine neue Situation. War schon vorher die Ableistung von Wehrübungen durch einzelne Lehrer ein Grund für den Ausfall von Stunden, so stellte nun die Einberufung von Lehrkräften zur Wehrmacht einen weit schmerzlicheren Eingriff dar. Karlsruhe wurde wegen der Nähe zur französischen Grenze teilweise evakuiert, doch verzögerte sich in Mannheim der Wiederbeginn des Unterrichts nach den Sommerferien in fast gleichem Umfang. Am Karl-Friedrich-Gymnasium begann der Unterricht für die Klassen 1–4 und 8 am 19. September, eine Woche später folgte die Adolf-Hitler-Schule. Die Klassen 5–7 beider Schulen hatten bis Anfang November Ernteeinsatz. Am Bismarck-Gymnasium und an der Goethe-Schule in Karlsruhe begann der Unterricht für die Klassen 3–8 am 12. Oktober, für die Klassen 1–2 am 30. Oktober. Ernteeinsätze sind nur für 25 Schüler der 7. Klasse der Goetheschule und auch nur für die vergleichsweise kurze Zeit vom 17. Oktober bis 5. November belegt. Weitere Ausfälle verursachte der Raummangel. Das Karl-Friedrich-Gymnasium mußte seine Schulräume mit der Moll-Ober-

schule teilen, die Adolf-Hitler-Schule verlor vier bisher in der Luisenschule benutzte Räume. Da die in Eile ausgebauten Luftschutzräume meist nur für etwa die Hälfte der Schüler ausreichten, mußte überall Schichtunterricht eingeführt werden. Da half es wenig, da man einen Feiertag (Buß- und Betttag) strich. Die Weihnachtsferien begannen dann gleich wieder um zwei Tage früher. Als am 8. Januar der Unterricht wieder aufgenommen wurde, stellte sich wegen der winterlichen Kälte Kohleknappheit ein. Ab 17. Januar gab es überall Kohleferien. Nur die 8. Klassen wurden in bestimmten Schulhäusern zusammengezogen und weiter unterrichtet. Die Kohleferien dauerten in der Regel bis Mitte Februar, in Einzelfällen auch länger. Im Gebäude der Adolf-Hitler-Schule waren durch das Einfrieren von Wasserleitungen größere Schäden entstanden. So kam es, daß an dieser Schule von den vorgesehenen 41 Unterrichtswochen für die Klassen 1–4 zehn Wochen ausfielen, für die Klassen 5–7 sogar sechzehn. So verwundert es nicht, wenn im Jahrbuch bei den Fächern Englisch und Französisch vermerkt ist „Der vorgeschriebene Lehrstoff konnte in keiner Weise erreicht werden“.

Die Gestaltung der Jahresberichte wurde durch einen Erlaß vom 10. April 1940 neu geregelt, doch kam dieser in der Regel nur noch bei einem einzigen Bericht zum Tragen. Auf den ersten Blick verlief das Schuljahr 1940/41 ruhiger; die Stundenausfälle verhinderten in nicht so starkem Umfang die Bewältigung des Pensums. Die Herbstferien 1940 fielen aus, das Schuljahr wurde über Ostern hinaus bis zum Beginn der Sommerferien verlängert und so der Übergang zu dem neuen Schuljahresbeginn im September geschaffen. Die Ernteeinsätze wurden in der Mehrzahl in die Sommerferien verlegt. Zahlreiche Schüler fehlten aber trotzdem wegen der Teilnahme an Lehrgängen der HJ oder sonstigen Parteiveranstaltungen. Wegen der sich steigernden nächtlichen Luftalarme mußten immer wieder die ersten Unterrichtsstunden ausfallen. Bei der Goethe-Schule in Karlsruhe war das an 37 Tagen der Fall. Schlimmere Folgen als die Alarme hatten die ersten Luftangriffe. Nach dem 2. Angriff auf Mannheim verließen Ende Mai 1941 39 Schüler die Adolf-Hitler-Schule

und suchten Zuflucht in sichereren Gebieten des Reiches. Von den Schuldirektoren war Dr. Hettich vom August 1940 – April 1941 zum Aufbau der Hohenstaufen-Schule nach Hagenau abgeordnet, behielt aber nominell die Leitung der Mannheimer Schule bei. Die Schüler der Abschlußklassen wurden meist sofort zur Wehrmacht einberufen, häufig noch vor Ablegung der Reifeprüfung. Am Karl-Friedrich-Gymnasium legten nur noch 21 Schüler und 5 Schülerinnen eine Reifeprüfung ab, während 43 Schüler das Reifezeugnis ohne Prüfung zuerkannt bekamen. Auch die ersten Kriegstoten waren zu verzeichnen. Ein Lehrer kam als erster Lehrer aller badischen Schulen schon im Polenfeldzug 1939 ums Leben. Insgesamt starben über 150 Lehrer und ehemalige Schüler der Anstalt im Krieg, davon wurden 2 zum Tode verurteilt oder von der SS erschossen, 4 starben im KZ, ein Schüler ist als englischer Soldat bei der Invasion 1944 gefallen.

Der Druck auf die Schule von seiten der NSDAP wuchs. So gab es Buchpreise für besondere Leistungen auf „nationalpolitischem Gebiet“ und im Jahresbericht ist von den gigantischen Entscheidungsschlachten auf dem russischen Kriegsschauplatz die Rede. Es heißt dann wörtlich: „Die in der Schule verbliebene Jugend wurde in wehrgeistiger Erziehung, die nach und nach alle Unterrichtsfächer durchdrang, für die großen, dem deutschen Volk in Gegenwart und Zukunft gestellten Aufgaben vorbereitet“.

Die Jahresberichte 1940/41 führen erstmals die Themen der Aufsätze bei der Reifeprüfung auf. Bei aller Gleichschaltung blieben hier den einzelnen Direktoren oder Fachlehrern noch sehr große Spielräume für die Themenwahl.

Zwei Beispiele von Karlsruher Schulen sollen das erläutern:

1. Schule, Klassen 8a und 8b:

Das Bild des militärischen Führers bei Hans Grimm.

Warum ist die westliche Demokratie als politische Lebensform für Deutschland unbrauchbar?

Wie sicherte Bismarck das Reich?

Klasse 8c:

Der Weg zur deutschen Einheit im 19. Jahrhundert.

Der Pflug ist dann das Schwert und aus den Trümmern des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot (Adolf Hitler). Wer Großes will, muß sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und nur das Gesetz kann uns Freiheit geben (Goethe).

2. Schule, Klasse 8a:

Widersprechen sich Goethes, Grillparzers und Nietzsches Urteile über das Wesen des Genies völlig oder läßt sich ein Ausgleich zwischen ihnen herstellen? Was hilft es uns zum Verständnis der Berühmten, wenn wir zwei so Obscure durchfühlen wie Jean Pauls vergnügtes Schulmeisterlein Wuz und Grillparzers armen Spielmann?

Mit welchem Recht rühmen wir uns unserer geschichtlichen Vergangenheit von Jahrtausenden und beanspruchen doch, ein junges Volk zu sein?

Klasse 8b:

Drei Staatslenker im deutschen Drama, Kleists Großer Kurfürst, Hebbels Herzog Ernst, Grillparzers Kaiser Rudolf II.

Woher kommt es, daß wir uns gegen Oktavio Piccolomini, in welchem sich der verräterische Herzog täuscht, unwillig verschließen, dagegen Jürg Jenatsch bewundern, obwohl er den guten Herzog täuscht?

Wie läßt es sich verstehen, daß Goethe sagt: Nicht größern Vorteil wüßt' ich zu nennen, als des Feindes Verdienst zu erkennen, Schiller aber: Teuer ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen; zeigt mit der Freund, was ich kann, lehrt mir der Feind, was ich soll, und Heibel: Ich möchte den Segen, der im Fluch der Feinde liegt, nicht entbehren?

Ein Teil der Abiturarbeiten knüpft an Klassenlektüren an, so waren z. B. „Das Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz“ von Jean Paul und „Der arme Spielmann“ von Grillparzer gelesen worden sowie „Friedrich von Homburg“ von Kleist, „Jürg Jenatsch“ von C. F. Meyer, „Wallenstein“ von Schiller, „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ von Grillparzer und der „Urfaust“ und „Egmont“ von Goethe. Unter einer Regierung, die auf Anordnung von oben setzte und die Gleichschaltung betrieb, sind diese Unterschiede erstaunlich. Die Themen der 2. Schule waren aber nicht die

Regel; sie unterscheiden sich von den aus der Literatur bekannten Themenstellungen. Die Themen der beiden Mannheimer Schulen liegen auf einer mittleren Linie.

Wichtiger als die Themen der Abiturarbeiten wären genauere Informationen über die Themenwahl der Schüler und über die Texte der Arbeiten. Hierüber sagen die Jahresberichte naturgemäß nichts aus und auch andere Quellen fließen nur spärlich. Ein kurzer Beitrag von Dieter Hüllstrung „Unser Abitur 1943“ (Jahresbericht des Bismarck-Gymnasiums 1902/03 S. 121–22) nennt wenigstens die drei Themen dieses Jahres und die Themenwahl. „Schlieffenplan und Marineschlacht“ wurde nur von wenigen Schülern gewählt, die Mehrzahl schrieb über „Die volkswirtschaftlichen und erzieherischen Aufgaben des RAD“, ein Thema bei dem kein Risiko bestand, wenn man die eingelernten Phrasen zu Papier brachte. (RAD – Reichsarbeitsdienst). Das dritte Thema schließlich „Das Gericht über den Prinzen von Homburg nach Heinrich von Kleists Drama“ war sicher das zeitloseste; es wurde aber nur von einem Schüler gewählt. Wie die Schüler aller Zeiten wußten auch die Abiturienten 1943, wie man mit wenig Aufwand eine ordentliche Zensur erreicht. War die Adolf-Hitler-Schule in Mannheim keine NS-Eliteschule, so boten Privatschulen durchaus keinen Schutz vor massiver Beeinflussung durch die NS-Ideologie. Die Heimschule Lender, die „letzte Privatschule mit staatlichem Abitur“ (Hans Bender, Willst Du nicht beitreten? in: Meine Schulzeit im Dritten Reich, hg. von Marcel Reich-Ranicki, Neuausgabe 1988, S. 33–42) mußte alles vermeiden, um dem Staat einen Vorwand für eine Schließung zu geben. So gab es auch dort den Gemeinschaftsempfang der Führerreden, den Gruß „Heil Hitler“ zu Beginn des Unterrichts und die Verweisung von Juden und Halbjuden von der Schule. Diesen Maßnahmen konnte sich keine Schule entziehen. Aber ob der Biologielehrer wirklich mit einer Klasse eine Anstalt für unheilbar Geistesranke besuchen mußte, um so

das NS-Euthanasieprogramm zu untermauern, erscheint doch fraglich. Und so ist es nicht mehr so verwunderlich, wenn die Schule selbst 1939 als eines der drei Aufsatzthemen für das Abitur vorschlug „Ist die Euthansie berechtigt?“

Die vier badischen Gymnasien hatten bis 1941 nicht das geleistet, was Hitler als Ziel seiner Erziehungspolitik in einem Gespräch mit Hermann Rauschnigg formuliert hatte: „Meine Pädagogik ist hart. Eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will keine intellektuelle Erziehung. Mit Wissen verderbe ich mir die Jugend“. Im Gegenteil. Man denke nur an die Äußerungen des Direktors des Bismarck-Gymnasiums in der Jubiläumsfestschrift und die Klassenlektüren von 1940/41, bei denen Stücke wie „Schlageter“ von Johst eine seltene Ausnahme bilden. Es gibt Anzeichen dafür, daß selbst alte Nationalsozialisten unter den Lehrern um die Grundprinzipien der Pädagogik wußten und nicht Führerreden als oberste Weisheit auf ihrem Fachgebiet ansahen. So erklärt sich, daß die Zahl der Schüler des Karl-Friedrich-Gymnasiums, die in der HJ führende Stellungen einnahmen, noch 1943 „beschämend gering“ war oder ein HJ-Bannführer im gleichen Jahr die Schule als „Hort der Reaktion“ bezeichnete. Die Geschichte der Schulen unter dem Nationalsozialismus läßt sich nicht allein aus den Verordnungen, Lehrplänen und den zentral gesteuerten Schulbüchern ablesen, sie setzt sich aus vielen Mosaiksteinchen zusammen. Vier solcher Steinchen machen noch kein Bild aus, aber sie können Kristallisationspunkte bilden für weitere Untersuchungen.

Anschrift des Autors:  
Dr. Gerhard Kaller  
Archivdirektor a. D.  
Richard-Wagner-Str. 2  
76185 Karlsruhe

# Prinz Wilhelm und der „badische Verrath“

Die Gefechte in Hessen und im Taubergrund vor 130 Jahren

Wilhelm, Markgraf von Baden, wurde 1829 als dritter Sohn des späteren Großherzogs Leopold geboren und begann früh mit einer militärischen Laufbahn; bei Prinzen regierender Häuser erfolgten die Beförderungen rasch. In der Badischen Leibinfanterie hatte er als Leutnant angefangen, wechselte aber nach der Revolution 1849 in das Preußische Garderegiment und stieg 1862 als Generalmajor zum Kommandeur der Gardeartilleriebrigade auf. In die Heimat zurückgekehrt, übernahm er von seinem Bruder Friedrich I., der Großherzog geworden war, 1865 die badischen Truppen. Im folgenden Jahr 1866 hatte er in Süddeutschland eine besondere militärpolitische Aufgabe zu lösen, die in diesem „Deutschen Krieg“ angesichts einer so entscheidenden Schlacht wie der bei Königgrätz in Böhmen in der Erinnerung zu schwinden scheint. Prinz Wilhelm mußte als ehemaliger preußischer Offizier gegen Preußen kämpfen – oder taktieren, wie andere sagten, gab es doch nach Kriegsende eine Fülle von Publikationen, die unter dem Stichwort „badischer Verrat“ gehandelt wurden.

## DIE URSACHEN DES KRIEGES

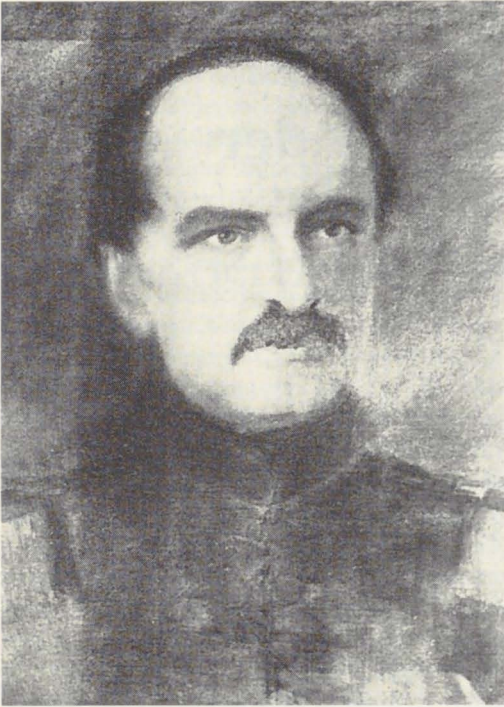
Der deutsche Dualismus, nach der Revolution 1848/49 voll entfacht, war durch das Kondominium über Schleswig-Holstein nach dem Krieg mit Dänemark 1864 nur oberflächlich verdeckt. Österreich wollte Preußen nicht die Vorherrschaft in Norddeutschland überlassen, und im Gasteiner Vertrag 1865 war die Gefahr einer politischen Krise noch einmal gebannt worden. Bismarck schuf aber eine Konstellation mit Frankreich und Italien, die

ihm die innerdeutsche Zuspitzung des Machtkampfes erlaubte. Doch auch Österreich verhandelte mit Frankreich über eine territoriale Neugestaltung Deutschlands, wonach man „Sachsen, Württemberg und Baden auf Kosten der mediatisierten Fürsten vergrößern und aus der Rheinprovinz einen neuen deutschen unabhängigen Staat“ machen wollte, ein „Trias-Deutschland“, bei deren Zustandekommen auch das bonapartistische Frankreich Einfluß hätte, das solche außenpolitischen Erfolge für die Machtstabilisierung brauchte.

Beim taktischen Rückgriff Bismarcks im April 1866 auf das allgemeine Wahlrecht, zugleich mit einer Reformforderung der Bundesverfassung, mußte der Vielvölkerstaat Österreich sich herausgefordert sehen, aber auch die liberale öffentliche Meinung in den Mittelstaaten mißtraute der reaktionären Politik des preußischen Konfliktministers. Die Maßnahmen in Schleswig-Holstein, die man als einen Bruch der Gasteiner Konvention erklärte, Bismarcks Plan einer Neuordnung des Deutschen Bundes unter Ausschluß Österreichs war der äußere Anstoß nicht nur für eine Mobilmachung der österreichischen Armee, sondern auch der gesamten Bundesarmee mit Ausnahme der preußischen Korps.

## DIE SITUATION IN BADEN

Ein Krieg galt überall als sehr unpopulär, selbst in Preußen, wo Königin Augusta und das Kronprinzenpaar Bismarck leidenschaftlich widersprachen. Großherzog Friedrich I. sah sich als Schwiegersohn Wilhelms I. in einer schwierigen Lage, seine preußenfreundliche Politik fortzusetzen samt des Versuchs, für



*Generalleutnant v. Hardegg  
Kommandeur der württembergischen Division*



*Prinz Wilhelm v. Baden  
Kommandeur der badischen Felddivision*

Baden die Neutralität zu sichern. Eine wachsende öffentliche Stimmung, nicht zuletzt beeinflusst durch den badischen Kulturkampf, votierte für Österreich, die auch zum Rücktritt seines Außenministers Roggenbach führte, weil sich Baden dem mitteldeutschen Block anschließen mußte, um zwischen den beiden Rivalen bestehen zu können. Denn mit territorialen Veränderungen mußte man bei einem Sieg Preußens oder Österreichs rechnen, so daß Neutralität sich nun ausschloß. Der bayerische Liberale Karl Brater fand für diese Lage die Formel „Jeder Sieg – eine Niederlage“.

Wilhelm Wundt, Professor für Physiologie und Abgeordneter der Stadt Heidelberg in der II. Badischen Kammer, schrieb rückblickend über eine vertrauliche Beratung im Mai von Abgeordneten und badischen Ministern. Während sich der neue Außenminister v. Edelsheim, Bruder eines österreichischen Dragonergenerals, voll von dem Recht Österreichs überzeugt sah und auch Innenminister Lamey seine

großdeutsche Gesinnung nicht verleugnete, schwiegen andere Minister, die dem Redestrom des Außenministers freien Lauf ließen. Und in der I. Kammer widersprachen sich Robert v. Mohl, badischer Gesandter beim Bundestag, der einen neuen siebenjährigen, ja vielleicht jahrzehntelangen Krieg zwischen zwei feindlichen Staatengruppen befürchtete, und Johann Kaspar Bluntschli, Staatsrechtler und Abgeordneter der Universität Heidelberg, der prophezeite, „dieser Krieg werde der kürzeste sein . . ., denn Bismarck sei ebenso den österreichischen Staatsmännern wie die preußische Armee in ihrer musterhaften Disziplin dem buntscheckigen österreichischen Heer überlegen.“<sup>1</sup>

### **MOBILMACHUNG DER SÜDDEUTSCHEN STAATEN**

Buntscheckig war auch das VIII. Armeekorps, das sich aus einer württembergischen Division unter General v. Hardegg, einer badi-



*Prinz Alexander v. Hessen*  
*Oberkommandierender des VIII. Bundeskorps*



*Prinz Carl v. Bayern*  
*Oberbefehlshaber aller süddeutschen Truppen*

schen unter Prinz Wilhelm, dem Bruder des Großherzogs, einer hessisch-darmstädtischen und einer aus Nassauern und Österreichern zusammensetzte, die über verschiedenartige Gewehre, Geschütze und Munition verfügten. Die süddeutschen Truppen führte der 71jährige Feldmarschall und Generalinspekteur der bayerischen Armee, Feldmarschall Prinz Carl von Bayern, zugleich auch Kommandant seines eigenen VII. Korps, also in einer mißlichen Doppelaufgabe. Der Kommandierende General des VIII. Korps, Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt, ursprünglich österreichischer General und bei Solferino 1859 ausgezeichnet, bedauerte, den Armeeführer während des Feldzuges nicht zu Gesicht bekommen zu haben.

Den ca. 90 000 Mann dieser beiden Korps standen preußische Truppen unter General Vogel von Falkenstein mit rund 50 000 Mann gegenüber. Während von diesen ein Korps und eine Division sich gegen die hannoversche Armee wandte, die am 29. Juni bei Langensalza kapitulierte, marschierte eine nur aus Bundes-

festungen rekrutierte Division des Generals von Beyer südwärts.

Der Vormarsch des süddeutschen VIII. Korps hatte inzwischen den Raum Fulda erreicht, doch nach der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli zog sich Prinz Alexander mit seinen vier Divisionen nach Süden zurück. Über die taktischen Ziele herrschte bei mangelhafter Generalstabsarbeit in dieser Armee Uneinigkeit. So verließen z. B. die hessischen Truppen, die starke Verluste erlitten hatten, das Gefecht bei Aschaffenburg, ohne dem Korpskommando der kämpfenden Österreicher Meldung davon zu machen.

Die Preußen hatten mittlerweile Frankfurt besetzt, und Falkenstein konnte am 16. Juli Wilhelm I. melden: „Die Länder nördlich des Mains liegen Ew. Königlichen Majestät zu Füßen.“ Prinz Alexander zog sich vor den nachdrängenden Preußen in den Odenwald zurück. Von den vier Divisionen stand die württembergische bei Tauberbischofsheim, die badische bei Hundheim und Walldürn den Preußen ge-

genüber. Hier kam es am 23. Juli zu Gefechten mit den Badenern, wobei auf ihrer Seite Verluste von 6 Offizieren und 86 Mann entstanden, lediglich 20 bei den Preußen, wohl auch aufgrund der besseren Bewaffnung mit dem preußischen Zündnadelgewehr. Die Badener mußten, nur mit einer Feldmütze, in Drillichhosen und Mantel in der Julihitze kämpfen, da ihre Uniform der preußischen ähnlich war. Während die preußischen Soldaten weiße Armbinden trugen, waren für die Bundestruppen schwarz-rot-goldene vorgesehen – so weit der Vorrat reichte.

Bei Tauberbischofsheim kam es zu einem blutigen Gefecht zwischen der württembergischen Division und einer preußischen Brigade, wobei allein bei den Württembergern die Verluste ca. 700 Mann betragen. Da die Korpsführung den Divisionskommandeuren weitgehend freie Hand gelassen hatte, rückten die 5 km nördlich bei Werbach stehenden badischen Truppen nach dem Fall der Stadt ab. Da damit die rechte Flanke des VIII. Korps offen war, befahl Prinz Alexander nun den allgemeinen Rückzug. Prinz Wilhelms Entscheidung zum Abmarsch seiner badischen Division wurde damit erklärt, daß er ein Telegramm seines Bruders erhalten hatte mit der Frage, ob „noch keine Anordnung vom Oberkommando wegen Waffenruhe getroffen“ worden sei. Der badische Großherzog hatte der Schlacht von Königgrätz eine andere Bedeutung zugemessen als die Württemberger, wo die politische Führung das militärische Kräfteverhältnis ganz anders eingeschätzt hatte. Während sich die württembergische Division Ende Juli von seiner Stuttgarter Leitung allein gelassen fühlen mußte, setzte Friedrich I. den politischen Primat durch und konnte so für seine Truppen die Verluste begrenzen.

### „ACTENMÄSSIGE ENTHÜLLUNGEN“

Kurz nach dem Krieg erschien, gedruckt 1866 in Wien, eine 30 Seiten starke anonyme Broschüre unter dem Titel „Actenmäßige, interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen in dem soeben beendeten preußisch-deutschen Kriege“, als deren Autor sich Ernst Emmerling

herausstellte. Sie endete mit diesen verbalen Hammerschlägen: „Der Verrath an dem arglos vertrauenden Bundesgenossen ist absolut verächtlich, sollte man die Sache, für welche man zum Verräter wird, auch nicht so sehr für die richtige halten . . . Möge Baden die Folgen seiner jetzigen Regierungspolitik nicht allzu schwer zu büßen haben.“<sup>2</sup>

Der Autor kritisierte zunächst die Ernennung des Prinzen Wilhelm zum Divisionskommandeur, von dem die „Karlsruher Zeitung“ behauptet haben sollte, „Ein Ehrenmann könne nicht gegen Preußen kämpfen.“<sup>3</sup> Weiterhin sei der Befehl, mit dem bayerischen Korps Verbindung zu schließen, nicht erfolgt, vielmehr sei man „bereits auf dem offenbaren Wege in die Heimat“ gewesen. So sei von einem Stabsoffizier Prinz Wilhelms geäußert worden: „So lange die Badenser in Miltenberg seien, brauchten die Bürger keine Angst zu haben, daß es in der Stadt zu einem Gefecht komme, sie thäten den Preußen nichts und die Preußen thäten ihnen auch nichts.“<sup>4</sup>

Emmerling zitiert die Mitteilung eines badischen Offiziers aus Vilbel in der „Neuen Frankfurter Zeitung“ vom 7. Juli 1866: „Mit Nachricht, daß Mannheim durch Preußen besetzt, Baden selbst bedroht ist, sollte wohl ein Vorgehen bemäntelt werden, welches die Ehre des badischen Volkes und seiner Armee für immer in dem Falle schwer geschädigt haben würde . . . Sagen Sie der deutschen Lesewelt, daß die badischen Truppen ihre Waffen nur darum nicht brachten, um die Fäden des schändlichen Verraths zu durchhauen, womit Buntschli und sonstige preußische Helfershelfer die Unabhängigkeit des badischen Volksstamms umgarnten.“<sup>5</sup>

Auch „bei Aschaffenburg hätten die Badenser Gelegenheit zum Feuern gehabt, hievon aber keinen Gebrauch gemacht; in einem Treffen in der Taubergegend seien die Badenser vorsätzlich vier Stunden zu spät auf dem Kampfplatz erschienen.“<sup>6</sup> In dem von der „Karlsruher Zeitung“ vielgerühmten „Treffens bei Hundheim zwischen Badensern und Preußen“ waren „nur 92 . . . in Mitleidenschaft gekommen, was zu den Verlusten der übrigen im Kampf gewesenen Truppen außer allem und jedem Verhältnis steht!“ Diese „unverhältnismäßigen geringen Verluste“ veranlaßten den



Autor zu der „bitteren Bemerkung, daß das Blut eines jeden geopferten braven badischen Soldaten gegen den Prinzen Wilhelm zum Himmel schreit, wenn dieses Blut in der That nur zum Schein, zur Täuschung der Bundesgenossen vergossen worden ist.“<sup>7</sup> Und zum Gefecht selbst: die Meldung Prinz Wilhelms an Prinz Alexander zum Rückzug der Badener bei Werbach bestand aus einem kleinen Oktavblättchen, auf welchem mit Bleistift geschrieben stand: „In der Richtung von Werbach auf Neubrunn starke Staubwolken, Geschütz- und Kleingewehrfeuer; Vorrücken von Werbachhausen, daher Rückmarsch in Gefechtsformation hinter Oberalterheim, um dort Stellung zu nehmen.“<sup>8</sup> Staubwolken hätten also bereits genügt, um zum Rückzug zu blasen.

## DIE BADISCHEN ANTWORTEN

Die badische Presse reagierte alsbald auf diese Angriffe. So heißt es in der „Badischen Landeszeitung“ vom 22. September 1866, eine Antwort auf das Pamphlet, das offenbar einem politischen Zweck diene, sei zu erwarten. Aber jetzt schon könne festgestellt werden: „Der erdichtete Brief aus Vilbel trägt die Unterschrift ‚Einer für Viele‘. Allerdings kann der Verfasser desselben als Einer der vielen Lügner gelten, die sich zum Geschäft gemacht haben, in ähnlicher Weise dem Haus Österreich zu dienen.“

Da seit 1860 der Kulturkampf in Baden ausgebrochen war und viele katholischen Badener mit Österreich sympathisierten, konnte man sich schon vorstellen, daß auch Soldaten entsprechende Äußerungen gemacht haben könnten. Doch im Sachlichen wurde nun schweres Geschütz aufgeföhren, so „Von einem Badener“ – als H – n später identifiziert – unter der Überschrift „Badische Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen“. Schon der Titel des Pamphlets sei Unsinn. „Wenn vom badischen Verrath gesprochen wird, so kann dies nur ein Verrath sein, den das ganze badische Volk in seiner Mehrheit oder Gesamtvertretung begangen habe, aber es ist . . . logisch gar nicht denkbar, daß ein ganzes Volk Verrath übe.“<sup>9</sup> Bleibt also nur die Kritik an Prinz Wilhelm. Dessen Behauptung, „ein Ehrenmann

könne nicht gegen Preußen kämpfen“, sei eine Fälschung. Seine Ernennung sei Sache der Badener gewesen, denen man am liebsten „einen österreichischen General oktroyiert“<sup>10</sup> hätte. Richtig sei, „daß schwarzgelbe Kreise“ auch in Baden, die aber keinen Einfluß hätten, seiner Ernennung mißtrauten. Seine Bündnistreue sei jedoch als Soldat außer Zweifel.

Der Rückzug in Richtung nördlich Frankfurt sei bei der mangelhaften Kommandoführung taktisch notwendig gewesen. Richtig sei zwar, daß Prinz Alexander das kritisiert habe, aber nur, weil ihm von der wahren Sachlage falsch berichtet wurde. „Es hatte nämlich dieselbe Clique vaterlandsloser Wühler und jüdischer Nachtreter der Ultra-Österreicher, welche schon von vornherein gegen den Prinzen Wilhelm agiert hatten, schon am 5., 6. Juli in Frankfurt die ungeheuerlichen Gerüchte . . . ausgesprengt, schon damals mit dem Verrath überall um sich geworfen.“<sup>11</sup>

Die Berichte über Äußerungen badischer Soldaten seien „ein ewiges Erzählen im Kreise herum . . . auf fernes Hörensagen des von Drittem und Viertem Gehörten.“<sup>12</sup>

Im Bericht über den „Antheil der badischen Felddivision an dem Kriege des Jahres 1866 in Deutschland“ schrieb im September 1866 Karl August Schneider zum Treffen von Aschaffenburg, daß am 14. Juli badische Truppen, übernächtigt und ohne Nahrung angekommen, bereits auf flüchtende österreichische Soldaten gestoßen seien. Daß „in diesem aus den verschiedensten Nationalitäten bestehende Heer kein den gemeinen Mann beseelenden höheren Interesse zu finden“ und „mit einem solchen Heer ein unglücklicher Krieg nicht auf die Länge zu führen sei“<sup>13</sup>, leuchte wohl ein.

Zum Vorwurf eines Scheingefechts im Tauberggrund erklärte sich der relative Verlust von nur 92 Mann daraus, daß ja die 10 000 Mann starke Division im Unterschied zu den Württembergern nicht in Gefechtsstellung gewesen sei und sich die Verluste nur auf wenige Truppenteile bezögen.

Zum Rückzug von Werbach meinte Karl Du Jarrys de la Roche in einer anderen Broschüre, „starke Staubwolken (welche die ‚Enthüllungen‘ nicht begreifen) bestätigten, daß eine starke Kolonne dahin im Anmarsch sei“ und man einen Zangenangriff befürchtete, so daß der

Rückzug notwendig war, „alle auf eine Straße angewiesen“, weil eine Entfaltung der Streitkräfte nicht möglich war.<sup>14</sup>

Schließlich erregte die Mißdeutung des Telegramms des Großherzogs an seinen Bruder heftige Kritik, weil ihm eine geheime Verbindung mit Preußen unterstellt wurde. Friedrich I. habe hingegen, wie die übrigen süddeutschen Fürsten, das Vertrauen gehabt, daß Österreich nach einer fünfständigen Waffenruhe mit Preußen „in dieselbe auch seine süddeutschen Verbindungen einbezogen habe . . . Er konnte daher kaum mehr erwarten, daß noch unnützes Blut vergossen werde.“<sup>15</sup>

Emmerling antwortete auf diese vielfältige Kritik in einer neuen Broschüre „Nochmals der badische Verrath“. Hier wie in anderen Gegen Darstellungen, voll von Einzelheiten, Unterstellungen, ja Gehässigkeiten („Jesuitengeschwätz“) kritisierte er am Ende die Grundeinstellung der Badener zu diesem Krieg und zitiert dazu den „Pforzheimer Beobachter“ vom 13. September 1866. „Jeder Unbefangene, dem bekannt ist, daß Baden nur durch den von württembergischer, bayerischer und österreichischer Seite ausgeübten Zwang und Drohung der Zerreißung des Landes auf die Seite der Feinde des preußisch-deutschen Einheitswerkes gedrängt wurde, wird die humane Gesinnungen des Führers der badischen Truppen billigen, die es nicht zuließen, daß einer verlorenen Sache unnützerweise noch mehr Menschenopfer gebracht wurden, nachdem das Gottesurtheil des Krieges bereits für Preußen entschieden hatte!“ Damit wird sicher die damalige Mentalität der Badener am Kriegsende beschrieben. Doch Emmerling kommentiert dies mit dem Satz „Schmach den Heuchlern, welche die Blasphemie nicht scheuen und den Verrath mit einem Gottesurtheil entschuldigen.“<sup>16</sup>

In Briefen von Soldaten, die Schneider zitiert, werden aber noch andere Motive deutlich. Da heißt es in einem Schreiben vom 21. Juli 1866: „Österreich ist nicht mehr zu helfen; es hat sich bei dieser Gelegenheit als ein verrotteter Staat gezeigt. Keine Niederlage, von denen es so viele aufzuzählen hat, hat den alten Schlendrian in ihm entfernt; es hat in seinem Heere, wie wir bei Aschaffenburg sahen, wenig Soldaten, die mit ihrem Herzen

bei der Sache sind; dieselben sind vielmehr, zum großen Theil wenigstens, indolente Bur-schen, und eine Indolenz ist leider sogar auf den Gesichtern mancher Offiziere zu lesen. Unter solchen Verhältnissen müssen wir auf Oesterreich in Zukunft verzichten, und können wir auch nicht mit der inneren Regierung in Preußen harmonieren, unsere Achtung hat sich die preußische Armee und ihre ausgezeichnete Führung erworben. Umgekehrt haben wir auf die Bundesgenerale und in die kleinlichen Verhältnissen aufgewachsenen Generalstabsoffiziere der einzelnen Stäbe kein Vertrauen, und offen wird die Unfähigkeit einzelner Männer besprochen. Sympathien hat sich unter allen Generalen des achten Armeekorps vielleicht am meisten bei seinen Untergebenen Prinz Wilhelm erworben; er theilt alle Strapazen mit den Soldaten und zeigt immer das größte Interesse für ihr Wohlergehen.“<sup>17</sup>

In einem zweiten Brief findet man diese Stelle: „Oesterreich und die Mittelstaaten hatten ihre Völker in einen Vertrauensdusel eingewiegt; man glaubte schließlich vor Ausbruch des Krieges, die Staaten seien gerüstet, und fand dann bald, daß nichts gehörig vorbereitet war. Diese kleinstaatlichen Kriegsminister mögen in gewöhnlichen Zeiten ihre Geschäfte zur allgemeinen Zufriedenheit besorgen; organisatorische Talente, wie sie außergewöhnliche Zeiten erfordern, sind sie keine. Sie kümmern sich durchgehends noch um Lapalien, und kamen so nicht dazu, etwas Neues zu schaffen. Auf den Kriegsministerien hätten wir Männer mit schöpferischer Kraft bedurft, nur in allgemeinen Zügen hätten sie die Organisation von Landwehren, Freicorps und Depotbattalionen zum Heranbilden des Ersatzes angeben sollen . . . Nebenbei hätte auf den Kriegsministerien für die Beschaffung weiterer Waffen gesorgt werden müssen; doch so viel wir hörten, wurde darin fast nichts gethan! . . . Hat am Ende das Gespenst der Revolution die Regierungen gelähmt, dann sind sie doppelt zu verurtheilen, daß sie diesen Krieg begannen, den sie nur mit halben Maßregeln zu führen entschlossen waren, und ihre niemals zu entschuldigende ängstliche Politik ist dann Schuld an dem Tode aller bis jetzt Gefallenen.“<sup>18</sup>

## VEREINT GEGEN FRANKREICH

Vier Jahre nach diesem Streit war eine ganz andere Situation gegeben. Bismarck hatte schon früh vermerkt, daß der deutsche Partikularismus am besten durch einen gemeinsamen Krieg gegen den „Erbfeind“ überwunden werden könne. In der III. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen fochten 1870 Bayern, Badener und Württemberger gemeinsam im Osten Frankreichs. Bei Nuits wurde Prinz Wilhelm, nun preußischer General der Infanterie, verwundet. Und als Großherzog Friedrich I. im Spiegelsaal des Versailler Schlosses 1871 das Hoch auf Kaiser Wilhelm ausbrachte, erschien manchem der Deutsche Krieg von 1866 schon als verdämmende Vergangenheit.

Doch die Grabsteine der Toten dieses letzten Kabinettkrieges, in dem Deutsche gegen Deutsche kämpften, stehen heute noch, und sie werden auch nach 130 Jahren gepflegt, die der Oldenburger und Preußen, der Badener und Württemberger.

---

### Anmerkungen

- 1 Wilhelm Wundt, Das Land Baden im Kriegsjahr 1866, Leipzig 1919 vgl. Ernst Clotz, Die süddeutschen Staaten im Kriege 1866 und die Gefechte im Taubergrund, in „Tauberfränkisches Heimatmuseum“ Tauberbischofsheim, 1966
- 2 [Ernst Emmerling] Actenmäßige interessante Enthüllungen über den badischen Verrath an den Bundestruppen in dem soeben beendeten preußisch-deutschen Krieg, Wien, 1866, S. 30

- 3 a. a. O. S. 4
- 4 a. a. O. S. 7
- 5 a. a. O. S. 13
- 6 a. a. O. S. 18
- 7 a. a. O. S. 20
- 8 a. a. O. S. 24
- 9 Von einem Badener [H – n] Badische Antwort auf das Pamphlet über den angeblichen badischen Verrath an den deutschen Bundestruppen, Lahr 1867, S. 8
- 10 a. a. O. S. 13
- 11 a. a. O. S. 26
- 12 a. a. O. S. 33
- 13 [Karl August Schneider] Von einem Angehörigen der badischen Felddivision Antheil der badischen Felddivision an dem Kriege des Jahres 1866 in Deutschland, Lahr 1867, S. 62  
vgl. auch Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des 8ten deutschen Bundes-Armee-Corps im Feldzug des Jahres 1866 in Westdeutschland, Leipzig – Darmstadt 1867 [Prinz Alexander v. Hessen]
- 14 [Karl Du Jarrys de la Roche] Mittheilung von Thatsachen zur Beleuchtung der angeblichen „Enthüllungen“ über den badischen Verrath, Karlsruhe 1866, S. 20
- 15 Badische Antwort . . . S. 42
- 16 [Ernst Emmerling] Nochmals der badische Verrath, weitere Enthüllungen sowie Zurückweisungen der wider die bekannte Broschüre erschienenen offiziellen und officiösen Angriffe, Stuttgart 1866, S. 47
- 17 Antheil der badischen Felddivision S. 70
- 18 a. a. O. S. 71

Anschrift des Autors:  
Dr. Leonhard Müller  
Reinhold-Schneider-Str. 10  
76199 Karlsruhe

„Bäume leuchtend, Bäume blendend . . .“

# Historischer Christbaumschmuck

Eine volkskundliche Ausstellung im Schloß  
Karlsruhe vom 9. 11. 1996 – 23. 2. 1997

Die bisher wohl umfassendste Ausstellung zum historischen Christbaumschmuck veranstaltet das Badische Landesmuseum im Schloß Karlsruhe vom 9. 11. 96 bis 23. 2. 97. Mit Christbaumschmuck wird vor allem nur der mit Glaskugeln und Lametta geschmückte Weihnachtsbaum assoziiert. Die Schau erschließt dem Besucher die Dekorationsform in ihrer ganzen kulturhistorischen Dimension. Die Präsentation findet auf einer 600 qm großen Fläche statt und zeigt in chronologischer Abfolge die Entwicklung der Dekoration des Weihnachtsbaumes.

Der Tannenbaum unserer Tage ist erst seit dem 19. Jahrhundert im wesentlichen durch die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft eng mit dem Weihnachtsfest verbunden. Er hat sich über den Zeitraum von ca. 150 Jahren zum Mittelpunkt der Festlichkeit entwickelt, die über ihren religiösen Gehalt hinaus identitätsstiftend für diese Gesellschaftsform wurde. Auf die Geschichte des Weihnachtsbaumes selbst wird in der Ausstellung eingegangen: Es zeigt sich ein Wandel vom blühenden Laubbaum zum immergrünen Tannen- bzw. Lichterbaum.

Über 25 mit historischem Christbaumschmuck dekorierte Weihnachtsbäume dokumentieren Stilrichtungen vom Biedermeier bis hin zu Formen der neunziger Jahre. Erst seit der Biedermeierzeit kann man vom Christbaumschmuck als

eigener Kategorie sprechen. Der Stil dieser Epoche und die verschiedenen Ausdrucksweisen des Historismus beeinflussten die Erscheinungsform lange Zeit. Anhand nationaler Ausprägungen wird deutlich, daß der Christbaumschmuck im Laufe der Jahre zum Spiegelbild des Zeitgeistes avancierte.

In der Ausstellung sind die wichtigsten Hersteller, wie die Glasbläser aus Lauscha, oder die Firmen aus Gablonz, mit ihren Produkten vertreten. Eine Vielzahl von Materialien bestimmt das Bild: Wachs, Zinn, Pappe, Watte, Kunststoff, Stoff sowie Glas u. a. Das Spielzeug als traditionelles Weihnachtsgeschenk für die Kinder mit weiterem Zubehör des weihnachtlichen Rituals – wie Krippen aus den unterschiedlichsten Materialien – vervollständigen die jeweilige Szenerie der verschiedenen Zeitabschnitte.

Die Ausstellung ist eine Fundgrube für die vielen Sammler dieser Schmuckform und will darüber hinaus allen Besuchern – ob jung oder alt – Freude bereiten.

Im INFO-Verlag Karlsruhe erscheint ein Katalog mit ca. 200 Farbabbildungen der ausgestellten Exponate zum Preis von DM 39,- (in der Ausstellung). Auch werden Nachbildungen historischen Weihnachtsschmucks angeboten. Der Eintritt beträgt DM 5,-/ermäßigt DM 3,- (für Kinder bis 14 Jahren und für Schulklassen frei).



Figürlicher Christbaumschmuck aus geprägter Pappe

Dresden, 1870–1900

## „Tag des offenen Denkmals“

Sehr viele Besucher nahmen am Sonntag, den 8. September 1996 in Lahr und Umgebung die Gelegenheit wahr, um bei dem von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz ausgerufenen „Tag des offenen Denkmals“ ein Hauch von Geschichte zu atmen. Denn anlässlich dieses einmal jährlich stattfindenden Tages hatten in Lahr die „Burgheimer Kirche“, der „Storchenturm“ sowie die katholische Pfarrkirche „St. Peter und Paul“ ihre Pforten geöffnet. Dabei wurden den Besuchern auch diejenigen Räume und Stellen geöffnet, die ansonsten nicht zugänglich sind.

In der Burgheimer Kirche „St. Peter“ zum Beispiel öffnete Pfarrer Hirsch, der im Rahmen von Führungen nicht nur die Fresken und aufgestellten Grabplatten erläuterte sondern auch eine überaus sachkundige kunsthistorische Betrachtungen dieser Kirche anstellte, hatte nicht nur die Sakristei mit dem schönen Rippengewölbe und dem Lahrer Wappen mit Schlußchor sichtbar gemacht, sondern er hatte auch die hinter dem Altar befindliche Bodenöffnung geöffnet, in welcher der älteste Altar Süddeutschlands sichtbar wurde.

Das efeumrankte Gotteshaus ist sicherlich das älteste Bauwerk der Stadt Lahr und liegt am Südhang eines Bergsattels, über den einstmals eine römische Heerstraße führte. Nikolat Krohn, Student für Ur- und Frühgeschichte sowie studentischer Mitarbeiter beim Landesdenkmalamt erläuterte den erfreulich zahlreich erschienen interessierten Besuchern in überaus anschaulicher Weise die Baugeschichte der sicherlich berühmtesten Kirche in der südlichen Ortenau. Er begann seine Ausführungen an dem auf der Nordseite der Kirche wiederaufgebauten Brunnen, dem einzigen römischen Relikt. Danach konnte Krohn, der im Rahmen seiner Magisterarbeit die bisherigen Fund- und Grabungskomplexe der „Burgheimer Kirche“

zusammenführen möchte um so ein Gesamtwerk zu dieser Kirche zu verfassen, anhand der Örtlichkeit aber auch mit eindrucksvollen Bildern der bisher stattgefundenen Grabungsarbeiten, die Gründung der Kirche zu Beginn des siebten Jahrhunderts festlegen. Damals diente die Kirche dem in jener Zeit ansässigen Herrengeschlecht des merowingischen Königshofes. Denn reiche Grabbeigaben und ein burgundischer Monolith-Sarkophag aus dem siebten Jahrhundert künden von dem Adelsgeschlecht, das hier im Dienst der fränkischen Krone die ehemaligen römischen Areale überwachte. Im 11. Jahrhundert wurde die Kirche nach Westen hin vergrößert. Gleichzeitig wurde der Eingang nach Süden hin verlegt. Erstmals urkundlich erwähnt wird die Burgheimer Kirche jedoch erst im Jahre 1035. In jenem Jahr weiht Bischof Wilhelm von Straßburg. Bei einem zweiten Kirchenumbau im 15. Jahrhundert erhielt das Gotteshaus das heutige Aussehen. 1455 wurde der Turm errichtet. Die Wandmalereien im Schiff entstanden 1463 während die im Altarraum 1482 angebracht wurden. Auch das Portal wurde in jener Zeit wieder an die Westseite verlegt. Erfreulich ist auch, so Nikolat Krohn, daß nach den letzten Restaurierungen, die in diesem Jahrhundert erfolgt sind, die bei Grabungen gefundenen alten Mauern sozusagen die Umriss dieser Urkirche in den Fußboden eingelassen wurden, so daß sich die Besucher dieses Gotteshauses sich ein Bild des ursprünglichen Gebäudes machen können (vgl. v. Reiner Sommer „Die Burgheimer Kirche“).

Der „Tag des offenen Denkmals“ in der Burgheimer Kirche schloß am Sonntagnachmittag mit einer unter der Leitung des ehemaligen Bezirkskantors Ernst Wacker musikalischen Feier. Unter dem Titel „Musik im Denkmal – Raum und Zeit“ ertönten Lieder und Musikstücke die in Beziehung zur Entste-

hungszeit und Ausstattungsgegenständen der Kirche treten.

Neben der „Burgheimer Kirche“ konnte im Rahmen des „Tags des offenen Denkmals“ auch noch der Lahrer „Storchenturm“ sowie die durch die schlanke Doppelturmfassade beherrschende Kirche „St. Peter und Paul“ besichtigt werden. Der sogenannte Lahrer „Storchenturm“ in der Marktstraße ist der letzte Überrest einer mächtigen Tiefburg, die die Herren von Geroldseck um 1220 erbauen ließen. Wie auf Rekonstruktionen immer wieder zu sehen ist, war diese Wasserburg eine quadratische Anlage, mit vier großen Rundtürmen an den Ecken. An diese vier Türme waren die Wohn- und auch die Wirtschaftsgebäulichkeiten angebaut. Innerhalb dieser vier Mauern stand ein Turm, der mit dem Palas verbunden war. Wie am „Storchenturm“ noch gut zu sehen ist, war das Bauwerk aus Sandstein erbaut. Um das gesamte Bauwerk war ein künstlicher See angelegt, der mit der Schutter verbunden war.

1677, im sogenannten französisch/holländischen Krieg brandschatzte die Armee des französischen Marschalls Crequi nicht nur die Stadt Lahr sondern ließ auch das Schloß zerstören. Ein Erdbeben im Jahre 1728 schädigte die noch mächtigen Ruinen, so daß sie bis auf den heutigen „Storchenturm“ abgetragen wurden. 1756 wurde der Platz an die Stadt Lahr verkauft, die das gesamte Areal in Bauplätze umwandelte. Lediglich der heutige Storchenturm blieb erhalten und diente lange Jahre als Gefängnis. Heute beherbergt der als ein aus längst vergangenen Zeiten in die Gegenwart hereinragender „Lahrer Storchenturm“ in seinen Mauern ein Museum, das Aufschluß gibt über die Geschichte der Geroldsecker und ihrer Burgen.

Nur unweit des Storchenturms steht in der Lotzbeckstraße die mit zwei hohen Turmhelmen versehene katholische Pfarrkirche „St. Peter und Paul. Auch diese Kirche stand dem interessierten Besucher offen. Dieses Gotteshaus, das zwar in Jahren zwischen 1844 und 1849 erbaut wurde, aber erst 1862 zur Pfarrkirche erhoben wurde, ist ein Werk des Heidelberger Architekten Prof. Jacob Greiff, der das

dreischiffige Gotteshaus mit eingezogenem Chor und einem dreiseitigem Abschluß ganz aus heimischen Sandstein errichten ließ. Im Inneren der Kirche wird anhand der abgekannten quadratischen Pfeiler, aber auch an den achteckigen Pfeiler unter der Empore deutlich, daß zum Zeitpunkt der Erbauung der Kirche die Formen der Florentinischen Frührenaissance groß in Mode waren. Denn die Pfeiler sind keineswegs so wuchtig wie in der romanischen Zeit, sondern sie sind eher schlank und zierlich. Nach Abschluß der Renovierung im Jahre 1988 bilden die zehn Engelfiguren über den Mittelschiffarkaden mit den Symbolen des schmerzhaften und freudenreichen Rosenkranzes sowie die Evangelistensymbole jeweils am Anfang und Ende einer jeden Reihe gemeinsam mit den Bildern der zwölf Apostel und der vier Kirchenlehrer den farbigen Schwerpunkt in der Kirche. Zu einem weiteren angenehmen farbigen Zusammenklang trägt auch die Ornamentierung in den Seitenschiffen wie auch in den Fensterlaibungen und Arkaden bei (vgl. Erich Honickel im Jahrbuch „Geroldsecker Land Nr.: 31/1989).

Mit der Kirche „St. Peter und Paul“ erhielt Lahr seit der Herrschaftsteilung im Jahre 1629 erstmals wieder eine katholische Kirche. Wie die Lahrer Stadtarchivarin Gabriele Bohnert in ihrem Buch „Rund um den Lahrer Storchenturm“ schreibt, stiftete damals der zum katholischen Glauben konvertierte Ferdinand von Lotzbeck das Grundstück.

Außerhalb der Stadtgrenzen von Lahr konnten die Geschichtsinteressierten noch die ehemalige Klosterkirche in Schuttern, die Pfarrkirche in Lahr-Reichenbach oder das Stauferschloß in Mahlberg wo Kaiser Barbarossa bereits Urkunden siegelte und von wo aus einst der eingesetzte Oberamtmann die Herrschaft Mahlberg in der Markgrafschaft Baden-Baden regierte, ebenfalls kostenlos und bei sachkundiger Führung besichtigt werden.

Anschrift des Autors:

Martin Frenk

Rheinstraße 6

77963 Schwana-Ottenheim

# Eine „Begegnung“ mit Diebold von Geroldseck

Badische Heimat Lahr besuchte das Kloster Einsiedeln, das vielfältige Beziehungen zu Baden und auch zu Lahr hatte

Zu einer außergewöhnlichen „Wallfahrt“ gestaltet sich die von der Badischen Heimat, Ortsgruppe Lahr, organisierte Exkursion zum weltweit bekannten Wallfahrtsort Einsiedeln in der Schweiz. Ein vollbesetzter Bus startet am Mittwoch Richtung Zürich, galt es doch bei dieser Fahrt, badische und geroldseckische, aber auch Schweizer Geschichte hautnah zu erleben.

Das Kloster Einsiedeln geht auf den Einsiedler Meinrad zurück, einem Mönch des Klosters Reichenau. Um 828 zog er in die Einsamkeit der heutigen Einsiedler-Gegend, die damals der finstere Wald genannt wurde. Im Jahre 861 erschlugen zwei Räuber den Eremiten. Der Legende nach verfolgten zwei Raben, die bei Meinrad lebten, die beiden Mörder und machten so deren Missetat kund. Seit dem 13.



*Einsiedeln (Schweiz) Chor der Klosterkirche*



*Legende vom hl. Meinrad*

Cod. Pal. Germ. 111 Papier 62 Bl. (Meinrad: Bl. 42–62) 21,5×15,5 cm Zürich 1470



Jahrhundert hat das Kloster in seinem Wappen zwei Raben.

Aus der „Meinradszelle“ entstand sehr bald ein Kloster der Einsiedler. Domprobst Eberhard aus Straßburg baute 948 das erste Kloster mit der Klosterkirche. Sie wurde der Gottesmutter Maria geweiht. Probst Eberhard brachte Eigenleute aus Straßburg in das Kloster, holte die Eremiten der Umgebung hinzu und führte das Leben nach der Regel des heiligen Benedikt ein. Durch Schenkungen, hauptsächlich durch die Ottonen-Kaiser und Kaiser Heinrich II., wurde mit Grundbesitz die Existenz des Klosters gesichert.

Seit dem 13. Jahrhundert wurden zunehmend in den Klöstern Adelige aufgenommen. Die Zahl der Mönche und Laienbrüder sank. Mit Beginn des 16. Jahrhunderts waren viele Klostergemeinschaften – so auch in Einsiedeln – von der Auflösung bedroht. Im Jahre 1499 kam Diebold von Geroldseck in das Stift Einsiedeln. Seine Eltern lebten auf Hohengeroldseck in solcher Armut, „daß sie mit ihren zehn Kindern weder Heller noch Pfenning gehabt“ hatten. Viele Klöster waren gleichsam Zuflucht und Pfründe adeliger Familien.

1513 wurde Diebold zum Pfleger (Verwalter) des Klosters ernannt. Das im Jahre 1509 durch eine Feuersbrunst zerstörte Kloster ließ er wieder aufbauen. Aus der Zeit zwischen 1514 und 1526 liegen im Klosterarchiv 22 Urkunden, die von Diebold ausgefertigt wurden oder in denen Diebold als Verwalter und Beauftragter erscheint. Eine Urkunde in Faksimile konnte der Leiter des Klosterarchivs und der Bibliothek bei der Führung durch das Kloster den Lahrer Gästen zeigen.

Am 14. April 1516 berief Diebold von Geroldseck Ulrich Zwingli zum Leutpriester von Einsiedeln. Eine Schilderung Zwinglis beschreibt das Zusammenleben der Freunde, die einen kleinen Humanistenkreis im Kloster gegründet hatten: „Nicht nur in Deine Freundschaft, in Dein innigstes Vertrauen hast Du mich aufgenommen, so daß Du, außer mit Deinen Angehörigen, mit niemandem so eng verbunden warst wie mit mir.“

Diebold und Zwingli fielen vom katholischen Glauben ab, heirateten und starben gemeinsam am 11. Oktober 1531 auf dem Schlachtfeld bei Kappel/Schweiz.

Wie bedeutend und mächtig nach der Gegenreformation das Kloster Einsiedeln wurde, geht aus seiner Geschichte hervor: Das heutige barocke Kloster ist der sechste Bau, der 1704 begonnen und knapp 50 Jahre später vollendet wurde. Einsiedeln zählt heute zu den bedeutendsten Wallfahrtsorten Europas. Kaiser und Könige, Fürsten und Grafen zählen zu den Gönnern und Stiftern, die mit Geld und Grundbesitz das Kloster ausstatteten. Nicht nur im Gebiet des Züricher Sees, in den österreichischen Landen, auch im Breisgau hatte das Kloster Besitz: Im zehnten Jahrhundert war Burkheim am Kaiserstuhl und der Fronhof in Riegel im Eigentum des Klosters.

Durch ihre großzügigen Geschenke war auch die Markgräfin von Baden, Franziska Sibylla Auguste, die Gattin des Türkenlouis, öfters Gast bei den Äbten in Einsiedeln. Allein und mit ihrer Familie war sie achtmal zur Wallfahrt von Ettlingen aus aufgebrochen. Bei der zweiten Wallfahrt, 1708, mit ihrem kranken Sohn, dem Erbprinzen Ludwig Georg, erlangte dieser seine durch eine Krankheit verlorene Sprache wieder. Die tiefgläubige Markgräfin suchte als bevorzugtes Wallfahrtsziel das Gnadenbild der schwarzen Madonna in der Kapelle der Stiftskirche auf. Nach dem Vorbild dieser Kapelle erbaute die Markgräfin in Rastatt und in ihrem Heimatort Schlackenwerth/Böhmen jeweils eine Einsiedlerkapelle.

Die Wallfahrten einer Fürstin waren natürlich begleitet von wertvollen Stiftungen. Für Einsiedeln stiftete Augusta Sibylla kostbare Meßgewänder und Kirchengeräte. Kurz vor ihrem Tod (1733) übergab sie dem Kloster Einsiedeln ein überaus reiches Meßgewand aus blauem Samt mit silberbeschlagenen Ornamenten und einem Edelsteinbesatz von Rubinen, Smaragden und Diamanten.

Im großen Festsaal des Klosters, in dem die badische Markgräfin von den Äbten empfangen und begrüßt wurde, dankte der Leiter der Ortsgruppe Lahr der Badischen Heimat, Alois Obert, Peter Joachim für den Rundgang im Kloster und seine ausführlichen Erklärungen. Ein letzter Blick in den wunderschönen renovierten Chor der Klosterkirche und zur schwarzen Madonna beendete den erlebnisreichen Tag in Einsiedeln.

Ortsgruppe Lahr

Lahrer Anzeiger



*Ludwig Vögely*

(Foto: H. Hauß)

# Der Landesverein Badische Heimat gratuliert Ludwig Vögely zum 80. Geburtstag

Der Landesverein Badische Heimat Freiburg e. V. beehrt sich, Herrn Ludwig Vögely zu seinem 80. Geburtstag am 19. Dezember 1996 zu gratulieren. Ludwig Vögely ist dem Landesverein seit nunmehr 14 Jahren als Präsident auf das Engste verbunden und hat sich um diesen verdient gemacht.

Ludwig Vögely wurde am 19. Dezember 1916 in Niefern bei Pforzheim als Sohn des Hauptlehrers Ludwig und dessen Ehefrau Frieda geboren. In Eschelbach, eine kleine Gemeinde in dem seiner Geburtsstadt nahe gelegenen Kraichgau, wuchs er auf. In Sinsheim, der nächst gelegenen größeren Stadt, ging er auf die Oberrealschule und legte dort die Abiturprüfung ab. Der weitere berufliche Weg führte ihn auf die Hochschule für Lehrerbildung in Karlsruhe. Der Zweite Weltkrieg unterbrach auch bei ihm den beruflichen Werdegang, den er allerdings bald nach Kriegsende wieder fortsetzen konnte. Ludwig Vögely trat in den staatlichen Schuldienst, dem väterlichen Erbe verpflichtet. Zuletzt war er Schulamtsdirektor beim Staatlichen Schulamt Karlsruhe, Fachbereichsleiter Realschulen. Am 31. 12. 1979 konnte er in den wohlverdienten Ruhestand treten.

Die in den Jahrzehnten beruflicher Herausforderung entstandenen sozialen sowie kulturellen und wissenschaftlichen Neigungen haben es nicht zugelassen, daß er sich völlig in das Privatleben hätte zurückziehen können. Ehrenamtliche Tätigkeit, publizistische Arbeit und öffentliche Ämter beanspruchen ihn noch immer in vollem Umfang.

Seine publizistische Tätigkeit nahm bereits in den frühen fünfziger Jahren ihren Anfang.

Die Vorliebe zu Biographischem und Regionalem wird greifbar. Man kann an Hand der Veröffentlichungen nachvollziehen, wie sich der Autor Vögely von den eng begrenzten Raum des Dorfes löst und sich weiträumigeren Aspekten der Regionalgeschichte zuwendet. Von der Ortschronik „Unteröwisheim im Wandel der Jahrhunderte“ (1954) folgt Veröffentlichung auf Veröffentlichung; die Mitarbeit am Atlas über den Stadt und Landkreis Karlsruhe (1972) schließt diese Reihe ab.

In den achtziger Jahren wendet sich der Autor den Sagen des heimatlichen Raumes zu. Sagen der alten Residenz Karlsruhe (1987), Sagen rund um Freiburg (1989), Sagen des Markgräflerlandes (1989) werden innerhalb weniger Jahre verfaßt und publiziert. Die Nähe zu biographischen Werken ist in dieser Art von Erzählung angelegt. Und so ist es eigentlich nur eine Frage der Zeit, bis die „Kraichgauer Gestalten“ (1994) in Druck gehen. Ohnehin war die Neigung, sich mit Literaten und Literatur auseinanderzusetzen, vorhanden. Zwei Veröffentlichungen über Johann Peter Hebel (1958 und 1964) belegen dies zur Genüge.

Die publizistische Arbeit von Ludwig Vögely weist immer wieder zeitliche, nicht aber inhaltliche Brüche auf. Ein Blick auf seine ehrenamtliche Tätigkeit und insbesondere sein Engagement für den Landesverein Badische Heimat macht diese ohne weiteres verständlich. Seit 1953 ist Ludwig Vögely Mitglied des Landesvereins Badische Heimat. Er arbeitet sich in den sechziger Jahren die Gestaltung des Vereinsprogrammes in Karlsruhe ein, und wird 1968 Zweiter Vorsitzender dieser Ortsgruppe.

DEUTSCHER HEIMATBUND e. V.

# Urkunde

Für herausragende Verdienste um die Heimat verleiht  
der DEUTSCHE HEIMATBUND

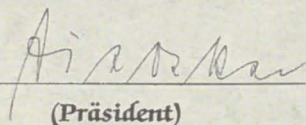
*Ludwig Vögely*

---

die Ernst-Rudorff-Ehrenplakette.

Für das Präsidium des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES

Karlsruhe , den 26.10.1996

  
(Präsident)

In den folgenden Jahren gelingt es ihm, die Ortsgruppe zu einem wesentlichen kulturellen Faktor der Stadt Karlsruhe zu machen. Sein Erfolg vor Ort bringt es mit sich, daß er 1975 zum Stellvertretenden Vorsitzenden des Landesvereins gewählt wird. Und seit 1982 ist er nunmehr Präsident des Landesvereins.

In all diesen Jahren ist es ihm gelungen, den Sitz des Landesvereins in Freiburg wieder zu einem ansehnlichen Haus zu machen. Mit der tatkräftigen Unterstützung des Landesrechners, Herrn Rolf Kohler, und den Sekretärinnen Frau Maria Beck und Frau Hannelore Kohler ist es gelungen, das Haus innen und außen zu renovieren und den Zustand der zwanziger Jahre wiederherzustellen. Der Bestand an Literatur und Akten konnte mit Hilfe der Bibliothekarin, Frau Scholz, und der Archivarin, Frau Linsler-Öz, zeitgemäß aufbereitet werden, so daß bald auch eine wissenschaftliche Arbeit leichter möglich sein wird. Daneben nimmt die Betreuung der Ortsgruppen und die Repräsentation des Landesvereins breiten Raum in Anspruch.

Die ehrenamtliche Tätigkeit ist damit keineswegs vollständig dargestellt: Ludwig Vögely war Mitbegründer der Goethegesellschaft in Karlsruhe, er war Mitbegründer der Abendreal-

schule in Karlsruhe und über zwanzig Jahre lang deren Leiter, er war langjähriges Mitglied des Ständigen Ausschusses des alemannischen Arbeitskreises Heimatpflege in Freiburg; er war Initiator und Gründungsmitglied des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden, und von 1984 bis 1994 dessen Stellvertretender Vorsitzender. Ludwig Vögely ist vom Innenministerium berufenes Mitglied des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg seit 1985 und Mitglied des Präsidiums des Deutschen Heimatbundes in Bonn.

Der Jubilar Ludwig Vögely kann mit Stolz auf die geleistete Arbeit und den erreichten Stand in all seinen Tätigkeiten zurückblicken. Es ist ihm zu wünschen, daß ihm die Energie und Schaffenskraft, die ihn sein ganzes Leben über so beflügelt hat, in seinem neuen Lebensjahrzehnt erhalten bleibt. Und es ist ihm auch zu wünschen, daß ihm die Unterstützung all derer erhalten bleiben wird, die ihm dieses erfüllte Dasein ermöglicht haben.

Dr. Volker Kronemayer  
Badische Heimat Freiburg e. V.  
Stellvertretender Landesvorsitzender

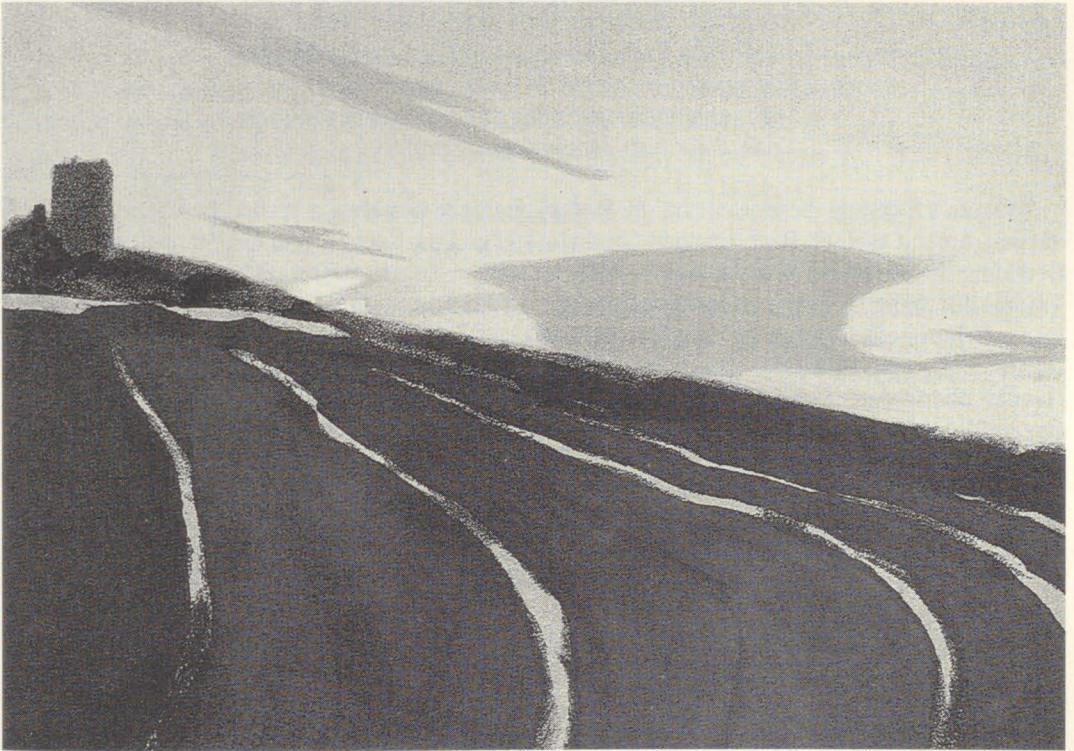


„Der Baum“. Gresgen

Foto: H. Hauf

# Rede des Schriftleiters der Badischen Heimat

zur Feier des 80. Geburtstages von Ludwig Vögely im Gartensaal des  
Karlsruher Schlosses am 19. Dezember 1996



*„Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,  
Die lang ich vergessen geglaubt?“*

Adelbert von Chamisso, Das Schloß Boncourt

## „WENN DER LAHME WEBER TRÄUMT, ER WEBE“

Gestatten Sie mir, daß ich meine Rede, den literarischen Interessen des Jubilars entsprechend, mit einem tiefsinnigen Gedicht des romantischen Dichters Clemens Brentano beginne. Diese Wahl hat auch einen biographischen Anlaß, denn das Heimatverständnis Ludwig Vögelys war immer auch literarisch „unterstützt“, literarisch geprägt. Man denke nur an seine zahlreichen Reden zur Hebel-Feier. Das Gedicht lautet:

*„Wenn der lahme Weber, träumt er webe,  
 Träumt die kranke Lerche auch, sie schwebe,  
 Träumt die stumme Nachtigall, sie singe,  
 Daß das Herz des Widerhalls zerspringe,  
 Träumt das blinde Huhn, es zähl' die Kerne,  
 Und der drei je zählte kaum, die Sterne,  
 Träumt das starre Erz, gar linde tau' es,  
 Und das Eisenherz, ein Kind vertrau' es,  
 Träumt die taube Nüchternheit, sie lausche,  
 Wie der Traube Schüchternheit berausche;  
 Kömmt dann Wahrheit mutternackt gelaufen,  
 Führt der hellen Töne Glanzgefunkel  
 Und der hellen Lichter Tanz durchs Dunkel,  
 Rennt den Traum sie schmerzlich übern Haufen,  
 Horch! die Fackel lacht, hoch! Schmerz-Schalmeien  
 Der erwachten Nacht ins Herz all schreien;  
 Weh, ohn' Opfer gehn die süßen Wunder,  
 Gehn die armen Herzen einsam unter!*

Warum ich gerade dieses Gedicht, die Evokation dieser Gestalten – Weber, Lerche, Nachtigall – an den Anfang meiner Rede, meiner Laudatio stelle? Das Gedicht hat mit Mangel zu tun, mit Defekten, die im Traum überwunden werden; es hat mit Traum zu tun und – der Zerstörung des Traums durch die Wahrheit. Was der Lerche im Gedicht Traum ist, ist der Heimat Erinnerung. Erst in der Erinnerung ist ein beliebiger Ort Heimat.

Die im Gedicht evozierten Motive haben auch mit Heimat zu tun, lassen sich auf das Phänomen Heimat übertragen. Denn Heimat ist entweder Erinnerung und Traum aus den Defekten der Gegenwart nach rückwärts oder Utopie nach vorwärts. Im Gedicht ist allen Träumern „gemeinsam ein eigentümlicher Mangel. Ein lahmer Weber kann seine Arbeit nicht mehr tun, eine kranke Lerche nicht mehr fliegen; und zwar ist es nicht irgendein Defekt, der diese Wesen versehrt, sondern einer, der sie im Innersten betrifft. Erst in ihrem Gesang kommt die Nachtigall zu sich selbst. Dies aber, sie selbst zu sein, gelingt der Nachtigall nur im Traum“<sup>1</sup>.

Was der Nachtigall Traum ist, ist der Heimat Erinnerung, traumhafte Erinnerung, Erinnerung an eine gelungene Verortung.

Die Defekte der im Gedicht evozierten Gestalten sind existentieller Natur, die Gestalten kommen nur zu sich selbst im Traum

*„Träumt die kranke Lerche auch, sie schwebe,  
 Träumt die stumme Nachtigall, sie singe“.*

Die Defekte, Defizite, aus denen Heimat, Heimatgefühl letztlich erwächst, sind historischer, lebensgeschichtlicher Art. Sie ergeben sich aus dem Unterschied der Generationen, dem Unterschied der Lebensstile und Lebenswelten. Überbrückt wird dieser Abstand durch die Erinnerung: Erinnerung an das als geglückt geglaubte Gestern der Kindheit und Jugend. Um es mit Ernst Bloch zu sagen, Erinnerung an den „Vorschein“ geglückten Lebens. Die Menschen der älteren Generation verbinden deshalb Heimat auch meistens mit der Erlebniszeit der Kindheit und Jugend<sup>2</sup>.

Vom Wiesental, dem Land der Kindheit, schreibt Hebel:

*„Es ist für mich wahr und bleibt für mich wahr,  
 der Himmel ist nirgends so blau und die Luft  
 nirgend so rein und alles so lieblich und so  
 heimlich als zwischen den Bergen von Hausen“.*



Oder das Gedicht „Heimat“ von Eichendorff beginnt mit den Versen:

*„Denkst Du des Schlosses noch auf stiller Höh?“*

Im Gedicht „Das Schloß Boncourt“ träumt der Dichter Adelbert von Chamisso sich zurück in die Kindheit:

*„Ich träum' als Kind mich zurücke,  
Und schüttele mein greises Haupt;  
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,  
Die lang ich vergessen geglaubt?“*

## II. „KÖMMT DANN WAHRHEIT MUTTERNACKT GELAUFEN“

Heimat als bloße Erinnerung ist Nostalgie, „denkt in sich hinein“, wie Wilhelm Hausenstein vom Schwarzwaldhaus sagt<sup>3</sup>, schließt Erlebniswelten ab. Darum braucht Heimat eine zweite, eine utopische Dimension, die ihr Ernst Bloch philosophisch erschlossen hat.

Der Traum der Nachtigall hat seine Wahrheit, die Heimat hat sich auch.

*„Träumt die stumme Nachtigall, sie singe,  
Daß das Herz des Widerhalls zerspringe.“*

Der „Widerhall“ ist das, was zurückstrahlt, aber nicht im Sinne eines nachäffenden Echos, sondern im Sinne eines Entgegen, eines Gegensatzes, einer Opposition. Der Traum des Webers, der Lerche, der Nachtigall ist genauso wie die Erinnerung des Heimatliebenden dem „Widerhall“, der Katastrophe der Wahrheit ausgesetzt.

Die Katastrophe des Gedichts ist die Zerstörung des Traumes durch die Wahrheit<sup>4</sup>. Die Katastrophe aber der Wahrheit im Sinne des angesprochenen Heimat-Erinnerungskomplexes ist die Wahrheit der sich weiterentwickelnden Welt.

## III. „DIE GROSSE STADT IST GELEBTE UTOPIE UND ERLITTENE ZERSTÖRUNG IN EINEM“ (U. BECK).

Das Gedicht Brentanos ist im Jahre 1835 geschrieben. 160 Jahre später hat der Münchner Soziologe Ulrich Beck den poetisch evozierten Sachverhalt am Beispiel der Stadt folgendermaßen umschrieben:

*„Die große Stadt ist gelebte Utopie und erlittene Zerstörung dieser Utopie in einem.“<sup>5</sup>*

Heimat, das ist auch gelebte Utopie als Erinnerung und – Zerstörung dieser Utopie“ in der Gegenwart. Denken Sie an Karlsruhe: Das ist gelebte Utopie als Erinnerung an das residenzlerische Karlsruhe der Jahrhundertwende, von W. Hausenstein begeistert beschrieben, und es ist die Zerstörung dieser Utopie heute. U. Beck hat dieses Lebensgefühl für München auf eine einprägsame Formel gebracht, die ich für Karlsruhe umformuliere:

*„In Karlsruhe lebend, sehne ich mich nach Karlsruhe.“*

Eigentümlich für Karlsruhe ist, daß die Utopie des Stadtentwurfs am Anfang steht und nicht am Ende.

#### IV. VERORTUNG, VAGABUNDEN UND TOURISTEN

Lassen wir den lahmen Weber, die kranke Lerche und die stumme Nachtigall träumen, die „Wahrheit“ kommt in jedem Falle gelaufen und zerstört den Traum. Aber bei der „gelebten Utopie“ und der Zerstörung der Utopie wollen wir etwas verweilen, wenn wir einige Momente aus der Biographie Ludwig Vögelys herausgreifen. Biographien mit einem Einschub „mutternackter Wahrheit“ sind auch immer Abschiede, Abschiede von Lebensformen, wie sie gestern noch möglich waren, in Zukunft aber so nicht mehr möglich sein werden. Die Biographie unseres Jubilars ist gekennzeichnet durch die lebenslange Verortung in einem landschaftlichen Raume, der Kraichgau. Der Kraichgau hat Ludwig Vögely geprägt, und zum Kraichgau ist er auch wieder mit seiner letzten Publikation „Kraichgauer Gestalten“ zurückgekehrt. Der Kraichgau, die „Heimwehlandschaft“<sup>6</sup>, „wellig, die Häuser bald oben, bald unten, wie Schiffe auf wogender See“<sup>7</sup> und die Menschen des Kraichgaus mit ihrer konservativen und doch freiheitlichen Haltung haben ihn geprägt.

Der Kraichgau – das ist seine „gelebte Utopie“. „Heutzutage scheint sich alles gegen lebenslange Entwürfe, dauerhafte Bindungen, unwandelbare Identitäten zu verschwören. Kennzeichen der Gegenwart ist so eine „Landstreicher-Moral“. „Der Landstreicher weiß nicht,

*wie lange er dort, wo er ist, bleiben wird“<sup>8</sup>.*

Dies ist die „mutternackte Wahrheit“ von heute. Der postmoderne Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman hat versucht, mit den Bildern des Touristen und Vagabunden die heutige Existenzweise zu fassen:

*„Der Tourist weiß wie der Vagabund, daß er da, wo er angekommen ist, nicht lange bleiben wird. . . Wie der Vagabund ist der Tourist exterritorial.“*

*„Beide bewegen sich durch Räume, in denen andere leben; diese anderen mögen für die Raumstrukturierung verantwortlich sein, doch die Ergebnisse ihrer Bemühungen berühren den Vagabunden und vor allem den Touristen nicht“<sup>9</sup>.*

Der Verortung in einem landschaftlichen Raume steht heute die Exterritorialität der Touristen gegenüber. Und Touristen kommen flächendeckend vor.

*„Kömmt dann Wahrheit mutternackt gelaufen, . . .  
Rennt den Traum sie schmerzlich üben Haufen“.*

*Das Schmerzliche ist, daß die Touristen heimatliche Räume nur als Ensemble im Vorübergehen genießen. Touristen kennen keine Bindung an Räume. Sie gestalten keine Räume. Ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß wir damit ein grundlegendes Problem heutiger Heimatarbeit berührt haben?*

#### V. . . . „TRÄUMT BADEN AUCH, ES SEI EIN STAAT“

Ihrer Verortung, lieber Herr Vögely, steht das Heer der Vagabunden und Touristen gegenüber. Allerdings, sie werden Sie nicht mehr „über den Haufen rennen“. Aber der Stachel der „Zerstörung der Utopie“ wird bleiben, Ihnen und dem Landesverein.

Ein Hinweis auf ihre geschichtliche Verortung sei noch erlaubt.

„Der Kraichgau ist räumlich zu klein“, darum wachsen die im Kraichgau Geborenen hinaus „in ein breiteres Wirkungsfeld“<sup>10</sup>. Auch Sie, verehrter Herr Vögely, sind aus dem Kraichgau hinausgewachsen ins Badische, so wie es Wilhelm Hausenstein verstanden hat:

*„Menschliche Milde, viel natürliche Freundlichkeit;  
weniger Weitblick und Spekulation als bei den  
tüchtigeren Schwaben“<sup>11</sup>*

Je nach der historischen Einschätzung bestand Baden als eigenständiger Staat nur noch 17 oder knapp 30 Jahre seit Ihrer Geburt im Jahre 1916<sup>12</sup>. Im wesentlichen haben Sie Baden erlebt als „das

Badische“, als Geschichte und Sediment von Einstellungen, Haltungen, Lebensweisen. Mag sein, daß Helmut Engler recht hat, wenn er meint, daß „ein Land, das nicht mehr real existiert, unter dessen Namen keine „Staatsgewalt“ mehr ausgeübt wird, . . . es ohnedies leichter hat als das Land, in dem man leben muß“<sup>13</sup>. Allerdings, das Badische, ehe schon geprägt durch eine gewissen Leichtigkeit, darf nicht „verschweben“ ins bloß Heiter-Unverbindliche. Geht es uns nicht wie Wilhelm Hausenstein, der nach dreiunddreißig Jahren zeitlichen Abstands schrieb: „Ich sehe das Badische in einer Ferne, die zugleich mit der süßen Schwermut und der umflorten Heiterkeit des Gewesenen dasteht“.

Wie schwer es ist, in einem regionalisierten Baden die Erinnerung an Geschichte und Kultur dieses Landesteiles wach und lebendig zu erhalten, haben Sie in den langen Jahren Ihres Vorsitzes im Landesverein erfahren können – und müssen.

Die Gefahr des Auseinanderstrebens ist Baden schon in die Wiege gelegt. „Die Gefahr des Auseinanderstrebens der so verschiedenartigen Landesteile“ zwang schon Großherzog Karl Friedrich „durch Schonung, durch weitgehende Kompromisse, durch Entgegenkommen den Prozeß der Ein- und Angliederung zu mildern“<sup>14</sup>. Milde, Schonung und Kompromisse stehen am Anfang der Geschichte des Landes Baden. Das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag. Nur hat sich die Politik des aufgeklärten Absolutismus verwandelt in einen unpolitischen „eigentümlichen Bescheidenheitsgestus“, den H. Klotz besonders für Karlsruhe festzustellen meinte<sup>15</sup>. Damit sind wir bei Karlsruhe angelangt, dem Ort Ihrer beruflichen und vereinspolitischen Tätigkeit.

„Es gibt Geschichten, die nicht zuende sind, wenn sie erzählt sind, die einen Überschuß haben“, lautet ein berühmtes Diktum Ernst Blochs. Karlsruhe hat einen solchen Überschuß, „wissen doch die Karlsruher nicht, was Karlsruhe alles hat“<sup>16</sup>. Diesem Überschuß“ galt ihr Augenmerk. Darum mag auch für Sie gelten:

*„In Karlsruhe lebend, sehne ich mich nach Karlsruhe“  
– zeitlich zurück und zeitlich vorwärts.*

Der lahme Weber, die kranke Lerche, die stumme Nachtigall, Touristen und Vagabunden danken Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.



Bilder:

Bild am Anfang der Rede: Gustav Kampmann, Winterabend (Der Turmberg bei Durlach), 1900.

Bild Am Ende: Karl Biese, Beschneite Höhe.

## Anmerkungen

- 1 H. M. Enzensberger, *Brentanos Poetik*, 1961, S. 44.
- 2 Zum Beispiel schreibt Wilhelm Hausenstein in dem Buch „Wanderungen. Auf den Spuren der Zeiten.“ *Das Badische – Ich sehe es nicht aus der Nähe, sondern aus einem ziemlich großen räumlichen, auch zeitlichen Abstand. Dreiunddreißig Jahre lang, ein Menschenalter, bin ich nun von zuhause fort“*. S. 9.
- 3 Wilhelm Hausenstein, *Das Schwarzwaldhaus in: „Wanderungen“* S. 17.
- 4 H. M. Enzensberger a. a. O. S. 47.
- 5 U. Beck, *Die offene Stadt. Architektur in der reflexiven Moderne in: Die feindlose Demokratie. Ausgewählte Aufsätze*, 1995, S. 130.
- 6 Ludwig Vögely, *Kraichgauer Gestalten. 36 historische Persönlichkeiten aus Politik, Kirche, Wissenschaft und Kultur*, 1994 S. 7.
- 7 Friedrich Ratzel, *Glücksinsel und Träume*, 1905.
- 8 Zygmunt Bauman, *Postmoderne Ethik*, 1995 S. 359.
- 9 A. a. a. O. S. 358.  
Ernst Bloch stellt in einem Aufsatz „Die Welt bis zur Kenntlichkeit verändern“ (1974) der „internationalen Bahnhofshaftigkeit, Heimatlosigkeit“ das Spießertum, die wohlhäßige Bourgeoisie gegenüber. Der utopische Fluchtpunkt ist für ihn, „was allen in die Kindheit scheint, in der noch niemand war: Heimat“, In: *Tagträume vom aufrechten Gang*, herausgegeben von Arno Münster, 1977. Zygmunt Baumans *Vagabunden und Touristen sind exterritorial, unterwerfen sich keiner Bindung an einen Ort. Vagabunden und Touristen haben keine Fluchtpunkte mehr. „Die Welt ist da, um angenehm erlebt zu werden“* (Bauman S. 360).
- 10 Ludwig Vögely, *Kraichgauer Gestalten* S. 8.
- 11 W. Hausenstein a. a. O. S. 26.
- 12 *Der Weg zum Südweststaat, Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg*, 1991. Darin: Klaus-Jürgen Matz, *Baden S. 52: „Baden ist 1945 oder, da es seit der nationalsozialistischen Machtergreifung nurmehr als Hülse dastand, recht eigentlich schon 1933 untergegangen“*.
- 13 Helmut Engler a. a. O. S. 9.
- 14 Lothar Gall zitiert nach H. Engler S. 11.
- 15 Heinrich Klotz, *BNN Nr. 272, 23./24. Nov. 1996*. „... Daß die Karlsruher diesen eigentümlichen Bescheidenheitsgestus ablegen. Sie müssen zeigen, was sie haben und können“. Vergleiche auch:
- 16 Peter Sloterdijk, *Selbstversuch. Ein Gespräch mit Carlos Oliveira*, 1996. Sloterdijk schreibt: „Du hast recht, wir sind in Karlsruhe vergleichsweise begünstigt, es ist die akademische Insel der Seligen in der Bundesrepublik“ (S. 133). „Mit einem sehr kleinen Aufwand könnte man an dieser Hochschule (für Gestaltung) die deutsche und europäische Avantgarde der Medien- und Kulturphilosophie verankern, und mit bloß zwei, drei zusätzlichen Stellen in meinem Bereich ließe sich hier das glanzvollste kulturphilosophische Kraftfeld in Deutschland schaffen“ (S. 133).

Adelbert von Chamisso:

## Das Schloß Boncourt

*Ich träum' als Kind mich zurücke,  
Und schüttle mein greises Haupt;  
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,  
Die lang ich vergessen geglaubt?*

*Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen  
Ein schimmerndes Schloß hervor,  
Ich kenne die Türme, die Zinnen,  
Die steinerne Brücke, das Tor.*

*Es schauen vom Wappenschilde  
Die Löwen so traulich mich an,  
Ich grüße die alten Bekannten,  
Und eile den Burghof hinan.*

*Dort liegt die Sphinx am Brunnen,  
Dort grünt der Feigenbaum,  
Dort, hinter diesen Fenstern,  
Verträumt' ich den ersten Traum.*

*Ich tret' in die Burgkapelle  
Und suche des Ahnherrn Grab,  
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler  
Das alte Gewaffen herab.*

*Noch lesen umflort die Augen  
Die Züge der Inschrift nicht,  
Wie hell durch die bunten Scheiben  
Das Licht darüber auch bricht.*

*So stehst du, o Schloß meiner Väter,  
Mir treu und fest in dem Sinn,  
Und bist von der Erde verschwunden,  
der Pflug geht über dich hin.*

*Sei fruchtbar, o teurer Boden,  
Ich segne dich mild und gerührt,  
Und segn' ihn zwiefach, wer immer  
Den Pflug nun über dich führt.*

*Ich aber will auf mich raffén,  
Mein Saitenspiel in der Hand,  
Die Weiten der Erde durchschweifen,  
Und singen von Land zu Land.*

(1827)

Joseph von Eichendorff

## Die Heimat

Meinem Bruder. 1819

*Denkst Du des Schlosses noch auf stiller Höh?  
Das Horn lockt nächtlich dort, als ob's Dich rief,  
Am Abgrund grast das Reh,  
Es rauscht der Wald verwirrend aus der Tiefe, –  
O stille, wecke nicht! es war, als schliefest  
Da drunten ein unnennbar Weh.*

*Kennst Du den Garten? – Wenn sich Lenz erneut,  
Geht dort ein Mädchen auf den kühlen Gängen  
Still durch die Einsamkeit  
Und weckt den leisen Strom von Zauberklängen,  
Als ob die Bäume auf die Blumen sängen  
Rings von der alten, schönen Zeit.*

*Ihr Wipfel und ihr Bronnen, rauscht nur zu!\**  
*Wohin Du auch in wilder Lust magst dringen,  
Du findest nirgends Ruh,  
Erreichen wird Dich das geheime Singen;  
Ach, dieses Bannes wunderbaren Ringen  
Enfliehn wir nimmer, ich und Du!*

---

\*) Die vorliegende Fassung wurde vom Sohn des Dichters, Hermann von Eichendorff, hergestellt und – vermutlich fehlerhaft – auf 1819 datiert. Das Gedicht ist vielleicht im Zusammenhang mit Dichter und ihre Gesellen (zwischen 1830 und 1835) entstanden. Vgl. Kunisch S. 27–30 und die zugehörigen Anmerkungen. In Joseph von Eichendorffs Handschrift lautet die letzte Strophe:

Ihr Wipfel und ihr Bronnen rauscht nur zu!  
Wohin du auch in wilder Flucht magst dringen:  
Du findest nirgends Ruh!  
Erreichen wird dich das geheime Singen,  
In dieses Sees wunderbaren Ringen  
Gehn wir doch unter, ich und du! –

# Bibliographie seiner Veröffentlichungen

## VERÖFFENTLICHUNGEN, GRÖßERE SCHRIFTEN UND BÜCHER

- Unteröwisheim im Wandel der Jahrhunderte (Ortschronik), 1954
- Das Erzieherische im Werk und Tun Johann Peter Hebels, 1958
- Aus der Heimat Baden-Württembergs, Beiheft zum Lesewerk „Kompaß“, 1964
- Goethe und Johann Peter Hebel (auch als Jahressgabe für die Mitglieder der Goethegesellschaft herausgekommen), 1965
- Sinsheimer Heimatbuch für Stadt und Land, 1969
- 900 Jahre Eschelbach, Festschrift 1971
- Der Raum, in dem wir leben. Stadtkreis und Landkreis Karlsruhe in Karte, Wort und Bild (Atlas), Mitautor
- Die Chronik des Landesvereins Badische Heimat, 1984
- Zwischen Odenwald und Schwarzwald, Sagen des Kraichgaus, 1987
- Sagen der alten Residenz Karlsruhe, des Albgaus und der Rheinebene, 1987
- Sagen rund um Freiburg, 1989
- Sagen des Markgräflerlandes, 1989
- Kraichgauer Gestalten, 1994
- Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden im Landkreis Sinsheim, 1970

## BIBLIOGRAPHIE (AUSZUG)

90 Aufsätze in den Publikationen des Landesvereins Badische Heimat:  
Badische Heimat (Mein Heimatland), zitiert: BH (MH),

Ekkhart-Jahrbuch, zitiert: EJ

Hervorzuheben sind:

1. die Arbeiten über Johann Peter Hebel:  
Das erzieherische Werk J. P. Hebels (zusammen mit N. Thamm),  
Karlsruhe 1958  
Johann Peter Hebel, zum 150. Todestag, EJ 1976, S. 47–59  
Johann Peter Hebels Vreneli, schwindende Erinnerungen BH (MH) 1980, S. 221–229  
Johann Peter Hebel und das gesellige Leben in Karlsruhe, BH (MH) 1985, S. 187–204  
und das Buch Goethe und Johann Peter Hebel, Karlsruhe 1965
2. Volkskundliche Aufsätze u. a.:  
Eier-Aufleset in Effingen (Aargau), BH (MH) 1969, S. 113–115  
Der Uhrenschildmaler Karl Straub, BH (MH), 1973, S. 284–290  
Rosm'rei, geb mer in mei Grab enei, BH (MH), 1977, S. 275–283  
Der Holderstrauch, der blüht so schön im Mai, BH (MH), 1982, S. 89–100  
Aus dem Tagebuch des Landschaftsmalers und Trachtensammlers  
Georg Maria Eckert, BH (MH) 1990, S. 493–509  
Trachten und Trachtengruppen in Hausen i. W., BH (MH) 1990, S. 511–517  
Die berühmte Pall Mall in London und die Palmaiensstraße in Karlsruhe Durlach, zwei nahe Verwandte, BH (MH) 1994, S. 35–41  
Emma Falk-Breitenbach, die letzte Bollenhutmacherin, EJ 1972, S. 175–178
3. Beiträge zur badischen Geschichte, u. a.:  
O Straßburg, du wunderschöne Stadt EJ 1971, S. 120–127

Joß Fritz und Anton Eisenhut, die Anführer des Bauernkrieges im Kraichgau, BH (MH) 1975, S. 365–374

Aus Offenburgs großer Zeit. Die Offenburger Versammlungen von 1847–1849 BH (MH) 1980, S. 379–397

Hecker hoch! Dein Name schallet, BH (MH) 1981, S. 85–103

Badische Geschichte versinkt ins Wesenlose. Ein kritischer Gang über den alten Karlsruher Friedhof, BH (MH) 1983, S. 399–413

Eichtersheim und seine großen Söhne, BH (MH) 1985, S. 401–417

Unter Napoleon in Spanien. Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Karl Franz von Holzinger, BH (MH) 1989, S. 211–218

Das alte Freiheitsland Baden, großartige Mitgift Baden-Württembergs, BH (MH) 1992, S. 351–355

Der Vater der badischen Verfassung von 1818, Carl Friedrich Nebenius, BH (MH) 1993, S. 395–404

Gochsheim, Kleinod auf dem Kalksteinfelsen, BH (MH) 1985, S. 384–397

Handwerksordnungen für die Stadt Unteröwisheim, 1701, BH (MH) S. 277–282

Gedanken zu 75 Jahre Landesverein Badische Heimat, BH (MH) 1984, S. 407–415

80 Jahre Landesverein Badische Heimat, BH (MH) 1989, S. 247–252

130 Jahre Denkmalpflege in Baden, BH (MH) 1983, S. 470

In eigener Sache: Einweihung des neuen Ständehauses, BH (MH) 1993, S. 355–358

#### 4. Aufsätze über Leben und Werk von Künstlern

##### a) Maler, Bildhauer und Keramiker

Theodor Waldraff zum Gedächtnis, EJ 1970, S. 121–126

Dem Malerpoeten Hans Dieter zum Gedächtnis, EJ 1970, S. 116–124

Der Maler und Kunsterzieher Ernst Rehmann, EJ 1974, S. 78–87

Die Bildhauerin Liselott Specht-Büchting, eine Berliner Künstlerin wurde in Karlsruhe heimisch, EJ 1977, S. 105–111

Der Maler und Grafiker Bernhardt Karl Becker, EJ 1978, S. 67–75

Die Malerin Mia Leinberger-Anderer, EJ 1979, S. 155–161

Prof. Herrmann Wolff, der Interpret der Heimatlandschaft, EJ 1980, S. 65–71

Alfred Friedrich Sieekiersky zum 70. Geburtstag, EJ 1982, S. 137–143

Der Maler Wilhelm Winkler, BH (MH) 1985, S. 629–635

Die Karlsruher Keramikerin Eva Fritz-Lindner, BH (MH) 1985, S. 635–642

Ein berühmter Sohn Hausens i. W. – August Babberger, BH (MH) 1986, S. 294–298

Die Bildhauerin Ruth Hartweg-Karcher, BH (MH) 1987, S. 139–145

Der Maler Otto Laible, BH (MH) 1987, S. 569–580

Der Schwarzwaldmaler Wilhelm Hasemann, BH (MH) 1989, S. 13–28

Erinnerungen an den Markgräfler Maler Ernst Schleith, zu seinem 100. Geburtstag, BH (MH) 1990, S. 274–731

Gedenkblatt für Ernst Rehmann BH 1996, S. 535

##### b) Schriftsteller und Dichter

René Schickele, Leben und Werk in Dokumenten, (Buchbesprechung), BH 1974, S. 452–454

Ludwig Eichrodt und das Buch Biedermeier, BH (MH) 1978, S. 187–196

Die Familie Scheffel und ihre Freunde, BH (MH) 1986, S. 193–212

Heinrich Hansjakob und Heinrich Vierordt, BH (MH) 1987, S. 21–32

Die Dichterin aus dem Kleinen Wiesental, Hedwig Salm, BH (MH) 1989, S. 579–582

Die Dichterin des Markgräflerlandes, Lina Kromer, BH (MH) 1989, S. 565–578

Goethes Besuch in Karlsruhe vom 3. bis 5. Oktober 1815, BH (MH) 1990, S. 315–323

Herrmann Eris Busse zum 100. Geburtstag, BH (MH) 1991, S. 5–28

Karl Kurrus zum 80. Geburtstag, BH (MH) 1991, S. 729–733

Gedenkblatt für Ernst Niefenthaler, BH (MH) 1995, S. 495–501

„Bruchsal, Bruchsal, hätt' ich niemals doch dein Weichbild überschritten“ BH 1996, S. 635



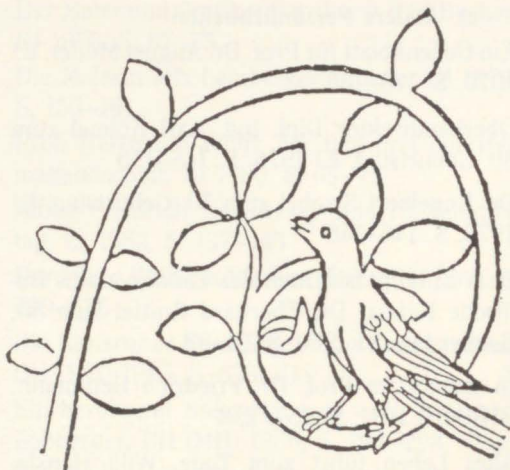
- c) Andere Persönlichkeiten
- Ein Gedenkblatt für Prof. Dr. August Müller, EJ 1970, S. 178–180
- Oberbaudirektor Dipl. Ing. Karl Kölmel zum 80. Geburtstag, EJ 1976, S. 145–150
- Dr. Engelbert Strobel zum 70. Geburtstag, EJ 1978, S. 145–148
- Dem Ehrenpräsidenten des Landesvereins Badische Heimat Dr. Eberhard Knittel zum 80. Geburtstag, EJ 1980, S. 91–93
- In memoriam Prof. Dr. Friedrich Bentmann, BH (MH) 1981, S. 257/258
- Alles Leben führt zum Tode. Willi Hensle, 1915–1981, EF 1982, S. 187–190
- Dr. Otto Beuttenmüller, unser Ehrenmitglied, Wissenschaftler und Heimatforscher 80 Jahre alt. EJ 1982, S. 191–193
- Prof. Dr. Friedrich Wielandt, dem bedeutenden badischen Numismatiker zum 75. Geburtstag EJ 1982, S. 195–202
- Alfred Maul zum 75. Todestag, EJ 1983, S. 149–150
- Werk von Heinrich Hübsch in Gefahr, BH (MH) 1985, S. 321
- Der Gutsche-Fritzle, BH (MH) 1988, S. 557–563
- Frau Johanna Laible erzählt, BH (MH) 1990, S. 365–371
- In memoriam Eugen Mack, BH (MH) 1990, S. 777
- Gedenken an Alexander Lindinger, BH (MH) 1993, S. 517–519
- Andreas Mannschott zum 80. Geburtstag, BH (MH) 1993, S. 520/521
- Zum Abschied: Else Dorner und Karl Bozenhardt. EJ 1983 S. 37/38
- In memoriam Else Dorner, BH (MH) 1992, S. 442
- Karl Wörn, Verleihung Schillerplakette, EJ 1985, S. 149, Nachruf BH (MH) 1994, S. 51
- Riehener Kulturpreis für Johannes Wenk-Madoery, BH 1996, S. 713
- In Memoriam Willy Bickel BH 1996, S. 707
5. Aufsätze in „So weit der Turmberg grüßt“. Beiträge zur Kulturgeschichte, Heimatgeschichte und Volkskunde, u. a.:
- Ein Beitrag zum Kapitel Wofsploge unter besonderer Berücksichtigung Durlachs, 7. Jg. Nr. 9 1985, S. 114–116
- Aus dem Tagebuch des Großherzoglich Badischen Lieutnants Joseph Steinmüller, enthaltend Darstellungen des denkwürdigen Ereignisses des Badischen Feldzuges vom Jahre 1812 1956, Nr. 1, S. 113–124, 1956, Nr. 10, S. 125–131, 1957, Nr. 1, S. 5–11
- Carl Friedrich Nebenius zum 100. Todestag, 1957, Nr. 6, S. 61–66
- Anfänge der Lehrerbildung in Baden, 1960, Nr. 12, S. 165–169
- Ein Kapitel Weinbaugeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Kraichgau und Durlachs, 1964, Nr. 10, S. 129–141
- Raritätenkabinette und „Hohe Schule“ in Alt-Karlsruhe, 1958, Nr. 4, S. 42–48
6. Beiträge in „Kraichgau“, Heimatforschung im Landkreis Sinsheim
- Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinden im Landkreis Sinsheim, Folge 2, 1970, S. 142–153
- Der französische Kuckick (Napoleon), Folge 7, 1981, S. 151–164
- Ortsneckereien und Volkshumor aus dem Kraichgau, Folge 10, S. 91–103
7. Badische Biographien
- Dieter, Hans, Maler und Dichter, Neue Folge, Bd. 1, Nr. 52
- Föry, Hermann, Bildhauer, Neue Folge, Bd. 1, Nr. 78
8. Rundfunksendungen (Süddeutscher Rundfunk):
- Reportage über Eichtersheim
- „Der Schöpflöffelpfarrer“, dramatisierte Sage aus dem Angelbachtal

„Die Glocke vom Frankenwald“, dramatisierte  
Sage aus dem Kraichbachtal

Goethe und Johann Peter Hebel oder Hoch-  
sprache und Mundart (23. Mai 1966)

9. Erwähnenswert sind noch:

Etwa 60 größere Beiträge heimatgeschichtli-  
cher, historischer und volkskundlicher Art in  
Zeitungen und Zeitschriften und rund 400  
Buchbesprechungen.

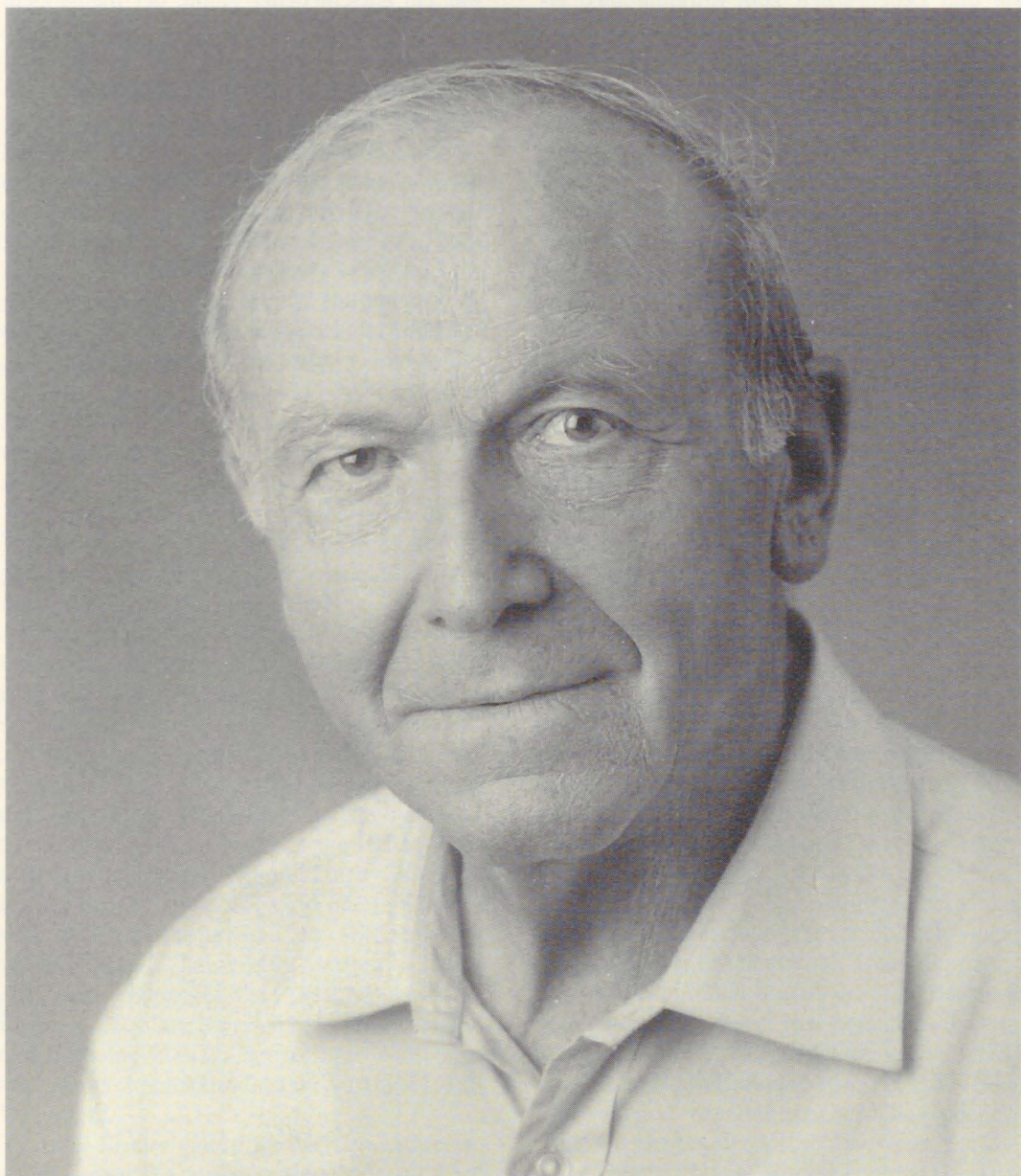


Ludwig Vögely

---

## In memoriam Willy Bickel

13. 12. 1908 – 5. 7. 1996



*Willy Bickel*

Privates Foto

Der Landesverein Badische Heimat trauert um sein Ehrenmitglied Willy Bickel, der am 5. Juli 1996 nach einem langen Leiden in Bretten verstorben ist.

Wir haben mit Willy Bickel eine Persönlichkeit verloren, die einen guten Teil der Geschichte des Landesvereins repräsentiert. Er war viele Jahre lang Vorsitzender unserer Ortsgruppe Bretten und ebenso lange Beirat des Landesvereins, der ihn für seine große Verdienste und Lebensarbeit zum Ehrenmitglied ernannt hat.

Was hier in wenigen Worten gesagt ist, bedeutet in Wirklichkeit eine lebenslange Arbeit für die Heimat. Willy Bickels Liebe gehörte vor allem dem Kraichgau, dessen Interpret er in vielfältiger Form geworden ist. Er war durch und durch ein Kraichgauer und Brettener. Gewohnt, genau und penibel zu forschen und Quellen zu erschließen, hat sich W. Bickel in die Geschichte und Kulturgeschichte in seiner Heimatlandschaft vertieft. Was er im „Pfeiferturm“, im „Kraichgau“ und in den Heften der Badischen Heimat veröffentlicht hat, ist in einer Weise fundiert, daß es Bestand haben wird. Das war ein Charakteristikum dieses

Mannes, daß er durch und durch integer war, daß er, wenn er sich eine Meinung gebildet hatte, seiner Sache sicher war und sie mit Nachdruck vertreten konnte.

Von diesen Eigenschaften zog auch die Badische Heimat ihren Nutzen. Er war ein Beirat, der allen unvergessen bleiben wird, die mit ihm zusammengearbeitet haben, vorab der Landesvorsitzende. In manchen Gesprächen suchte er Willy Bickels Meinung, denn dieser war ein entschiedener Mann, der niemandem nach dem Mund redete, eine eigenständige Persönlichkeit. Und das machten sein Rat und seine Mitarbeit so wertvoll, weil beide voll und ganz der Sache dienten.

Der Landesverein Badische Heimat schuldet ihm auch dafür tiefen Dank, daß er die wertvollen Brettener Jahrbücher in seinem Auftrag herausgegeben hat. Auch diese Leistung wird unvergessen bleiben.

Nun hat uns Willy Bickel nach einem erfüllten Leben voller Arbeit verlassen. Wir werden seiner immer voller Hochachtung gedenken.

Ludwig Vögely  
Landesvorsitzender

## Rektor i. R. Adolf Eiseler wird 80 Jahre alt

Am 30. Januar 1997 feiert der in Bruchsal geborene Jubilar seinen 80. Geburtstag. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in seiner Heimatstadt. Adolf Eiseler ist Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat, Ehrenvorsitzender der Ortsgruppe Bruchsal, in der er 40 Jahre im Vorstand – vorwiegend als 1. Vorsitzender – tätig war. 1949 war er Gründungsmitglied des Heimatbundes Kraichgau und Bruhrain und zeichnete mit verantwortlich für dessen Übergang in den während der Nachkriegszeit wiedererstandenen Landesverein Badische Heimat als Ortsgruppe Bruchsal, der er bis 1991 vorstand.

Seine Ziele waren der Ausbau monatlicher Veranstaltungen mit heimatkundlichen Vorträgen und Exkursionen sowie regelmäßig stattfindende kunst-, baugeschichtliche und landschaftskundliche ein- und mehrtägige Busfahrten in die weitere Heimat und durch die damalige Bundesrepublik. Unterstützt wurde er in seinen Aktivitäten durch den langjährigen 2. Vorsitzenden Berthold Weindel. Noch heute bereichert Adolf Eiseler das Jahresprogramm der Bruchsaler Ortsgruppe mit mindestens einem Diavortrag, in dem er seine Heimatstadt oder die umliegende Region in ihrer Geschichte, Kulturgeschichte, Geologie oder Pflanzenwelt lebendig werden und die Mitglieder an seinen Reisen teilhaben läßt. So stand er lange Zeit auch benachbarten Ortsgruppen, wie Karlsruhe, Rastatt, Pforzheim, Heidelberg oder den Verkehrsvereinen Speyer und Mannheim mit seinen heimatkundlichen Vorträgen zur Verfügung.

Adolf Eiseler gehört zu der Generation, in deren Leben die äußeren Umstände oft hart eingriffen. Er kam schon als Kriegswaise zur

Welt, nach dem Abitur am Schönborn-Gymnasium in Bruchsal mußte er Wehr- und Kriegsdienst leisten. Eine Verwundung 1940 ermöglichte ihm, ein Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie in Heidelberg zu beginnen, doch bald wurde er als Offizier der Reserve wieder zum Generalstab des Heeres eingezogen. Nach dem 20. Juli 1944 – er gehörte nie der Hitlerjugend oder einer anderen nationalsozialistischen Organisation an – kam er zur Bewährung in ein Festungsbataillon nach Ostpreußen, wo er Ende Januar 1945 erneut verwundet wurde und über die Ostsee in ein Lazarett und dann in amerikanische Gefangenschaft kam.

Beruflich unterzog er sich danach einer Kurzausbildung als Lehrer. Zunächst unterrichtete er in einer Kraichgaugemeinde, ab 1950 in Bruchsal, später als Rektor in der hiesigen Johann-Peter-Hebel-Schule. Er verfaßte in den Jahren des Wiederaufbaus Lehrpläne und Stoffsammlungen für den Heimatkundeunterricht in Bruchsal. Tätig war Adolf Eiseler auch als Archivpfleger des Badischen Generallandesarchivs für den Vorderen Kraichgau und als früherer Mitarbeiter bei den Comburg-Tagungen „Heimat und Welt“. Er stellte bei Heimattagen des Landes Baden-Württemberg das Bruchsaler Landschaftsbild vor und leitete die Kraichgaurfahrt der deutschen Touristikpresse.

Natürlich profitierte auch die Stadt Bruchsal von seinem umfangreichen heimatkundlichen Wissen. Sein Rat wurde gehört in Denkmal-, Natur- und Umweltschutzfragen, sei es bei Neuansiedlungen von Industriebetrieben oder in Angelegenheiten des Verkehrsvereins. Für die Stadt veranstaltete er Stadtführungen und Diavorträge über Alt-Bruchsal. Er übernahm die



*Adolf Eisler*

Leitung von vier Kraichgaurundfahrten, an denen ehemalige jüdische Mitbürger auf Einladung der Stadt teilnahmen. In den 60er Jahren widmete er sich auch in der Ortsgruppe durch Vorträge verstärkt dem Wiederaufbau des Bruchsaler Schlosses bzw. Führungen bei der Eröffnung des Schlosses auch im Auftrag des Badischen Landesmuseums bei der Barockausstellung 1981 des Landes Baden-Württemberg in den Schloßräumen.

Die Stadt Bruchsal bedankte sich schon vor Jahren für all diese Bemühungen mit der Verleihung ihrer Verdienstmedaille. Zu erwähnen ist, daß Adolf Eiseler ein umfangreiches privates heimatkundliches Archiv angelegt hat, das einen großen Bestand an Prospekten, Literatur- und Kartenmaterial – zum Teil antiquarischer Herkunft – sowie tausende Farbdias

aufweist. Ein zentrales Anliegen neben der Heimatgeschichte Bruchsals war für ihn immer die monografische Darstellung des Michaelsberges bei Bruchsal-Untergrombach, seiner Vor- und Frühgeschichte, des sogenannten „Michelsberger Kulturkreises“, seiner Geologie und seines einzigartigen Pflanzenreichtums.

Wir gratulieren zum runden Geburtstag und wünschen dem Jubilar im Kreise seiner Familie noch viele gesunde Jahre und der Ortsgruppe Bruchsal noch so manchen interessanten Vortrag aus dem reichen Repertoire seines heimatkundlichen Wissens.

Elisabeth Burkard  
Mozartweg 9  
76646 Bruchsal

# Badische Heimat

Landesverein e. V. für Heimatkunde und Heimatpflege,  
Natur- und Denkmalschutz, Volkskunde und Volkskunst,  
Familienforschung

Der Landesverein „Badische Heimat“ darf mit Stolz auf seine Leistungen in der Vergangenheit zurückblicken.

Schönster Lohn und Ansporn ist es, wenn jedes Mitglied

**1 neues Mitglied**

wirbt und damit unsere Bestrebungen fördert.

Herzlichen Dank für Ihre  
Mitarbeit!

**Jeder Badener wird Mitglied!**



## Riehener Kulturpreis für Johannes Wenk-Madoery

Der Riehener Kulturpreis wird alljährlich an Persönlichkeiten für hervorragende kulturelle Leistungen verliehen, die in Riehen ihren festen Wohnsitz haben oder mit der Gemeinde in besonderer Beziehung stehen. Im Jahre 1996 erhielten diese Auszeichnung Hans A. Jenny und Johannes Wenk. Der Landesverein Badische Heimat gratuliert seinem Mitglied Johannes Wenk aufs herzlichste zu dieser Ehrung. Mit ihm wurde eine Persönlichkeit ausgezeichnet, die eine breite kulturelle Ausstrahlung in ihre Heimatgemeinde und in die Region

besitzt. Johannes Wenk hat es längst verdient, unseren Lesern vorgestellt zu werden.

Tradition ist ein Begriff, der bei der Familie Wenk in selbstverständlicher Weise lebendig ist und gelebt wird. Christian Schmid-Cadalbert sagte dazu in seiner Laudatio: „Johannes Wenk wuchs im offenen Haus eines über 190jährigen Riehener Traditionsunternehmens auf, das über Geschäftspartner, Freundschaften, Bekanntschaften und nicht zuletzt auch über die Dienstmädchen aus dem Badischen stark in der Region verankert war und ist. In diesem



Gemeinderätin Maria Iselin-Löffler überreicht Johannes Wenk-Madoery die Urkunde des Kulturpreises

Privates Foto

Hause erlebte Johannes Wenk seinen Vater nicht nur als Geschäftsmann, sondern auch als engagierter Bürger, der in der Gemeinde verschiedene öffentliche Ämter inne hatte, und als interessierten Genealogen, der über die Familien- und Geschäftsgeschichte ein Archiv führte. Von diesem Vater hat sich Johannes Wenk schon früh für das Sichten, Sammeln und Ordnen begeistern lassen; von ihm übernahm er das Archiv und baute es mit Fleiß und Umsicht, zusammen mit der Bibliothek, zur heutigen Sammlung aus, die internationales Ansehen genießt.“

Damit sind wir bei der kreativen Sammlungstätigkeit Wenks angelangt. „Wer bei Johannes Wenk über die Schwelle geht, betritt so etwas wie eine Zentralkammer des regionalen Gedächtnisses“, sagte Schmid Cadalbert. Er hat mit dieser Feststellung sowohl Inhalt als auch Form der Sammlungen Wenks treffend charakterisiert. Die Form, das bedeutet die großen geschnitzten Archivschränke mit ledergebundenen Bänden zur Familie, Geschäft, Riehen und die Region, den Schrank mit der Tonbildsammlung von Hebelreden der letzten Jahrzehnte, Lesungen von Autoren, die Reihe der Büchergestelle an den Wänden. Und da entdeckt man dann neben Werken zur regionalen Geschichte und Literatur eine der umfangreichsten Hebelbibliotheken, die es in privater Hand gibt. Die Archivordner über Hebel, Hebelbund und Hebelnfeiern und zum vielfältigen regionalen Leben drängen sich in fast endloser Reihe. Die Summe all dessen ergibt: Das Archiv über Hebel und die Region umfaßt 180 Bände, jenes über Familie und Riehen nochmals 180 Bände, 220 Spulen des Stimmenarchivs, ein großes Lichtbildarchiv über Riehen von 1900–1950 und Tausende Bücher und Zeitschriften. Die Zentrale dieser riesigen Sammlung von internationalem Ansehen bildet die Hebelbibliothek. Das bedeutet nicht nur eine umfassende Dokumentation von J. P. Hebels Leben und Werk, sie zeigt auch die Entwicklung der Buchdruckerkunst, der Buchgestaltung und der Buchillustration über zwei Jahrhunderte hinweg. Wissenschaftliches Arbeiten über Hebel ist ohne die Sammlung Wenk nicht denkbar. Johannes Wenk hält seine Hebelbibliothek für jeden offen, er hält seine Schätze

nicht eigennützig hinter Schloß und Riegel. Jeder, der sich ernsthaft um Hebel bemüht, kann davon profitieren. Johannes Wenk beantwortet Anfragen aus aller Welt, sucht, hilft und gibt Ratschläge für die Forschenden und Ratsuchenden. Und dabei bleibt er stets im Hintergrund, bescheiden, wo er voller Stolz im Vordergrund stehen könnte, sich vollkommen der Sache unterordnend. Diese Haltung des integren Mannes, der so viel besitzt und so viel weiß, ist aller Achtung wert. Er verkörpert die wahre Tugend, daß man mehr sein soll als scheinen.

Johannes Wenks Bedeutung reicht – wie schon angedeutet – über Riehen hinaus ins Badische. Als „Grenzbewohner“ hat er sich als Schweizer ganz selbstverständlich bei uns engagiert, was doch gar nicht selbstverständlich ist. Aber für Johannes Wenk existiert die Grenze im eigentlichen Sinne nicht, weil Gedanken und tiefe Verbindung zu J. P. Hebel an der Grenze nicht Halt machen. „Wenk verkörpert“, so wurde es in einem Bericht über die Preisverleihung gültig formuliert, „in vorbildlicher Weise den Geist des grenzüberschreitenden, vermittelnden und in der Region verwurzelten Denkens und Handelns.“ Und so war er viele Jahre lang der Archivar des Hebelbundes Lörrach. Er ist in Hausen i. W., dem Geburtsort Hebels, daheim, und die Gemeinde verlieh ihm für seine Verdienste um ihren größten Sohn 1988 die Hebel-Gedenkplakette. Johannes Wenk ist seit langem Mitglied des Landesvereins Badische Heimat. Er hat diese Mitgliedschaft von seinem Vater übernommen, der gleich nach der Wiedergründung nach dem 2. Weltkrieg dem Landesverein beigetreten ist. Auch das war keine Selbstverständlichkeit. Aufmerksam verfolgt Johannes Wenk alles, was sich in unseren Heften niederschlägt. Auch uns steht er mit Rat und Tat in freundschaftlichster Weise immer zur Verfügung.

Der Landesverein Badische Heimat dankt Johannes Wenk-Madoery für alles, was er an Kulturarbeit in der Region und für uns geleistet hat. Wir wünschen ihn und den Seinen für die Zukunft alles Gute.

Ludwig Vögely  
Landesvorsitzender



*Johannes Wenk-Madoery*

(Foto: H. Hauß)

Das passende Geschenk für jeden Anlaß

ein  
Geschenk-Abonnement der  
Zeitschrift „Badische Heimat“

*für die Eltern,  
für die Großeltern,  
Tanten und Onkeln,  
alle Freunde,  
die guten Nachbarn,  
die netten Kollegen.*

Bestellen Sie das Geschenk-Abonnement bei der Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat, Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg, Tel.: 07 61/7 37 24

Geben Sie Ihren Namen und Namen und Anschrift des zu Beschenkenden an.

Sie erhalten dann den Geschenk-Gutschein mit der Rechnung über 50.– DM. Dafür erhält der Beschenkte ein Jahr lang kostenlos unsere Hefte (4 Ausgaben).

*Mit einem Geschenk-Abonnement der Badischen Heimat machen Sie immer ein hochwertiges Geschenk!*

## Im Denkmalschutz nicht nur Großsanierung, sondern auch Denkmalpflege im Kleinen

Seit dem Europäischen Jahr des Denkmalschutzes 1975 ist auf dem Gebiet des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege viel geschehen. Umfassende Dokumentationen vorhandener Denkmale wurden erstellt, kostenaufwendige Rettungsaktionen einzelner dem Verfall preisgegebener Objekte wurden durchgeführt, grundlegende Sanierungen ganzer Orts- und Stadtbilder in Gang gesetzt.

Das Ergebnis dieser Bemühungen: Kulturdenkmale in neuem Glanz, Orts- und Stadtbilder in neuer Schönheit. Mit dem Gefühl, die Unterlassungssünden der Vergangenheit überwunden und dem Neuerungsdruck standgehalten, kurz: kulturelles Erbe erfolgreich gesichert zu haben, wenden sich Denkmalpfleger, Behörden, Bürger und oftmals der Eigentümer vom Denkmal ab. Ständige Beobachtung und Begleitung des Denkmals unterbleiben, als sei es ein Neubau, der sich selbst überlassen werden kann.

In letzter Zeit häufen sich die Fälle, bei denen durch manchmal kleine Mängel in der Ausführung – häufig an versteckter Stelle – Schäden auftreten, die dann durch jahrelanges Nichtbeachten zu einer erneuten Grundsanierung führen. Nicht nur der Ärger ist groß; erhöhter Geldaufwand wird nötig, wieder geht Denkmalschutz verloren.

Dabei ist es so einfach, dies zu verhindern: Alle Denkmalschutzgesetze geben den Behörden die rechtliche Möglichkeit, den Bestand an Denkmalen regelmäßig zu überprüfen. Sie ent-

halten sogar indirekt den Auftrag an die Denkmalschutzbehörden, durch regelmäßige Besichtigungen kleine Schäden in ihren Anfängen zu erkennen und mit geringen, kostengünstigen Maßnahmen beseitigen zu lassen.

Dieser Auftrag wird jedoch nicht immer erfüllt. Meist kümmert man sich erst wieder um das Denkmal, wenn größere Schäden unübersehbar geworden sind. Vorbeugende Kontrollen finden zu wenig statt. Damit werden dann die knappen Geldmittel der Denkmalpflege falsch ausgegeben.

Unstrittig ist, daß es noch immer Nachholbedarf für grundlegende Sanierungen – vor allem in den neuen Bundesländern – gibt. Dennoch ist nach nunmehr fast 20 Jahren „neuer“ Denkmalpflege ein verstärktes Hinwenden zur weniger spektakulären regelmäßigen Überwachung der Denkmale notwendig. Die „stille“ Arbeit denkmalgerechter Bauunterhaltung sorgt dafür, daß die knapper werdenden Haushaltsmittel auch wirkungsvoll eingesetzt werden.

Der DEUTSCHE HEIMATBUND ist der Überzeugung, daß mit regelmäßiger Denkmalpflege das bereitgestellte Geld besser genutzt werden kann. Nicht nur Großsanierung, sondern auch ständige fachgerechte Denkmalpflege sind Aufgabe und Ziel aktuellen Denkmalschutzes.

Nur Kontinuität in der Pflege kann den Bestand langfristig sichern.

## DEUTSCHER HEIMATBUND

Bundesverband für Natur- und Umweltschutz, Brauchtums- und Denkmalpflege  
Adenauerallee 68 · 53113 Bonn · Tel. 02 28/22 40 91-93 · Fax 02 28/21 55 03

Umwelt  
Landschaft  
Denkmal



Pflanz mit! – unter diesem Motto hat der DEUTSCHE HEIMATBUND im Europäischen Naturschutzjahr 1995 alle Bürgerinnen und Bürger, Gruppen, Vereine und Schulklassen aufgerufen, ihre Umgebung mit Bäumen, Sträuchern und Kletterpflanzen naturnah und standortgerecht zu bepflanzen – sei es im eigenen Garten, auf Balkonen, auf öffentlichen Plätzen, in Schulgärten oder an anderen Orten. Diese Aktion stand unter der Schirmherrschaft von Bundespräsident Roman Herzog.

Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer an dieser bundesweiten Pflanz-Aktion waren aufgefordert, ihre umweltfreundlichen Aktivitäten mit Fotos zu dokumentieren und diese an den DHB einzusenden. Unter den zahlreichen Einsendungen hat die Jury die Bundessieger ermittelt. Diese wurden am 23. Februar 1996 im Rahmen der Preisverleihung im Kunstmuseum der Stadt Bonn ausgezeichnet. Die Geldpreise in Höhe von DM 500 bis DM 3000 überreichten Ministerialdirektor Dr. Glatzel/BMU, Bürgermeisterin Reindl/Bonn, Frau Dr. Gundelach/BMU und DHB-Präsident Dr. Hans Tiedeken.

Im Rahmen dieser Aktion hat der DEUTSCHE HEIMATBUND Informationsblätter erstellt, wie und mit welchen Pflanzen unsere heimische Umwelt vielseitig und naturnah gestaltet werden kann. Neben Tips zum richtigen Pflanzen werden Hinweise auf die historische und symbolische Bedeutung der Pflanzen gegeben.

Aufgrund der guten Resonanz bewilligte das Bundesumweltministerium einen Nachdruck des Informationsblattes, das in der Ge-

schäftsstelle des DHB angefordert werden kann.

Auf der Veranstaltung im Kunstmuseum im Februar '96 wurden ebenfalls die Sieger des DHB-Wettbewerbs „Naturschutz rund ums Haus“ ausgezeichnet. Unter den mehr als 1000 Teilnehmern dieses Wettbewerbs – sie mußten alle zahlreiche Fragen auf dem eigens vom DHB entwickelten Fragebogen beantworten – wurden 22 Bundessieger ermittelt. Alle Siegerinnen und Sieger hatten mindestens 99 Punkte (maximale Punktzahl: 128) erreicht. Wenn man sich diese Siegerfragebögen detaillierter ansieht, stellt man fest, daß sehr viel Engagement erforderlich ist, um diese Punktzahl zu erreichen, und zwar in allen im Fragebogen aufgeführten Bereichen (z. B. biologischer Pflanzenschutz, Vogelschutzmaßnahmen, Kompostierung und Mulchung, Anlage von Blumenbeeten, Insektenschutzmaßnahmen etc.).

Ziel des Wettbewerbs war es, zum einen Personen und Gruppen, die bereits ihren Garten naturnah bewirtschaften, in ihrem Engagement zu fördern und zum anderen einem möglichst großen Kreis von Interessierten Anregungen für Naturschutzaktivitäten im eigenen Umfeld zu geben.

Die Auswertung der über 1000 Fragebögen aus ganz Deutschland zeigt, daß es bereits eine Vielzahl von Gartenbesitzern gibt, für die eine naturnahe Bewirtschaftung des Gartens zu einem Herzensanliegen geworden ist. Insbesondere in den Städten werden die kleineren Gärten, Hinterhöfe und Balkone verstärkt nach ökologischen Gesichtspunkten gestaltet. Hier

stellen diese kleinen Natur-Oasen nicht nur eine Hilfe für die bedrohte Natur dar, sondern bieten dem Menschen auch vielerlei Möglichkeiten des Naturerlebens und der Erholung. Die großen Gartenanlagen im ländlichen Raum eröffnen ganz andere Möglichkeiten für Naturschutzaktivitäten. Gleichwohl – und das macht der Wettbewerb auch deutlich – ist die Größe des Gartens allein nicht ausschlaggebend für die Vielfalt der denkbaren Naturschutzaktivitäten. Besitzer kleinerer Gärten haben oftmals aufgrund ihres intensiven Engagements erfolgreicher abgeschnitten als Besitzer größerer Gärten.

Die Aktion wurde aufgrund des Erfolgs auch 1996 weitergeführt. Das Motte des Europäischen Naturschutzjahres 1995 „Naturschutz außerhalb von Schutzgebieten“ wird damit fortgesetzt. Auch 1996 wurden die Landesverbände gebeten, den Wettbewerb zu unterstützen, indem sie in ihren Zeitschriften in Form von Artikeln, Innenheftern oder Beilagen auf ihn aufmerksam machen. Die Wettbewerbe bieten den Landesverbänden Gelegenheit zur Eigenpräsentation.

In Zusammenarbeit mit dem Bundesgremium für Schulphotographie, dem Umweltbundesamt, dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband, den kommunalen Spitzenverbänden, dem Institut für Film und Bild in Wissenschaft und Unterricht sowie den Landes-, Stadt- und Kreisbildstellen führt der DEUTSCHE HEIMATBUND regelmäßig den bundesweiten Film- und Fotowettbewerb durch. 1995/96 lautete das Thema „Energieverbrauch im Haushalt“. Das Motto des neuen Wettbewerbs lautet „Regenerative Energien“. Es ist inzwischen der 9. Wettbewerb dieser Art.

Die Ergebnisse der Film- und Fotowettbewerbe zum Thema „Denkmalschutz“ von drei Jahren wurden in einer CD-ROM erfaßt. Über ein Jahr hinweg wurden die Wettbewerbsbeiträge aufgearbeitet, Texte geschrieben und Unterrichtsprojekte zusammengestellt. Die CD-ROM soll nicht nur dem Lehrer, für den sie in erster Linie gemacht wurde, als Ideenbörse dienen, sondern auch eine breite Öffentlichkeit für das Thema Denkmalschutz sensibilisieren. Deshalb wird darüber informiert, was ein Denkmal ist und welchen Sinn Denkmalpflege überhaupt macht.

Der DHB unterstützte mit seinen Landesverbänden sowie Orts- und Kreisverbänden den „Tag des offenen Denkmals“ im September '96, der von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz ausgerichtet wird. Der Präsident hat deshalb auch auf dem 5. grenzüberschreitenden „Tag des offenen Denkmals“ in der Eröffnungsveranstaltung der EUREGIO im westfälischen Bocholt mit niederländischen und deutschen Teilnehmern die Festansprache zum Thema „Denkmalschutz als ganzheitliche Aufgabe – ein Ziel der Heimatverbände“ übernommen.

Als einer der ältesten und größten deutschen Natur- und Denkmalschutzverbände strebt der DEUTSCHE HEIMATBUND neben der Pflege des Baudenkmals den Schutz der es umgebenden Landschaft an. Es gilt mehr den je, die Zusammenhänge zwischen Denkmal und Landschaft und deren gemeinsame Bedeutung für die Menschen eines Raumes zu erkennen. Nicht die Betrachtung unter den Einzelaspekten Naturschutz und Denkmalschutz, sondern eben die übergreifende, ganzheitliche Betrachtungsweise ist für uns entscheidend (zum Beispiel: in Nordkirchen und auf Clemenswerth oder in Potsdam und in Herrenhausen. Was wären hier die Schlösser ohne ihre Parks und Gärten?).

Über den Naturschutz kann der Zugang zum Denkmalschutz eröffnet und umgekehrt über den Denkmalschutz die Aufmerksamkeit auf den Naturschutz gerichtet werden. Gerade der letzte Aspekt ist bei öffentlichkeitswirksamen Aktionen wie dem „Tag des offenen Denkmals“ sehr häufig gegeben. Über das Interesse an einem geschützten Bauwerk hinaus sollen die Bürgerinnen und Bürger auch etwas über die das Bauwerk umgebende historische Gartenanlage, die noch vorhandenen naturnahen Landschaften und im günstigsten Falle die noch intakte Natur erfahren. Es gilt, Zusammenhänge zwischen Natur und Denkmal zu erkennen und zu pflegen.

Der Schutzgedanke soll auf diese Weise vom Denkmal auf die Natur überspringen und umgekehrt. Im Bewußtsein der Menschen wird somit eine Gesamtbetrachtung von Denkmal und Natur erreicht, und letztendlich werden sich auf diese Weise die beiden Aspekte „Denkmal“ und „Naturschutz“ gegenseitig stärken.

Vor diesem Hintergrund sind die großen über mehrere Jahre laufenden Projekte des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES zu sehen, nämlich die „Erfassung der historischen Parks und Gärten“ und die „Erfassung der historischen Friedhöfe“ in der Bundesrepublik Deutschland. Diese Projekte sind nicht mit viel Lautstärke auf aktuelle Öffentlichkeitswirksamkeit angelegt, aber sie haben Dauerwirkung, sie erzeugen bei den für diese Anlagen Verantwortlichen ein gutes und schlechtes Gewissen und setzen etwas in Bewegung. Und das möchte der DEUTSCHE HEIMATBUND. Aber diese Aktivitäten kosten Geld.

Mit Unterstützung des Vereins Aeternitas ist es möglich geworden, die Inventarisierung der historischen Friedhöfe fortzusetzen. Der Verein hat eine Zusage über einen Betrag von DM 50 000 gegeben. Zur Zeit werden die mehr als 14 000 eingegangenen Fragebögen im Heimatbund Thüringen ausgewertet. Diese Unterlagen sollen sowohl den Kreisen und kreisfreien Städten als auch den Landesverbänden des DHB mit der Bitte um Korrekturen und Ergänzungen zugesandt werden. Die Veröffentlichung soll aufgrund des Umfangs in Form einer CD-ROM erfolgen.

In Zusammenarbeit mit dem Verein Aeternitas sowie der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal wurde auch das Projekt „Riten und Bräuche im Friedhofs- und Bestattungswesen“ durchgeführt. Alle der Bibliothek der Deutschen Heimatzeitschriften vorliegenden Redaktionen von Heimatzeitschriften in der Bundesrepublik wurden in einem Rundschreiben um Unterstützung dieses Projekts gebeten. Die Dokumentation kann bei der Geschäftsstelle angefordert werden.

Für 1997 in Vorbereitung ist ein bundesweiter Fassaden-Wettbewerb. Das Bundesinnenministerium und die Deutsche Stiftung Denkmalschutz haben hierfür bereits ihre Unterstützung signalisiert. Fassaden prägen das Ortsbild und tragen zu seiner Unverwechselbarkeit bei. Ziel des Fassaden-Wettbewerbs ist u. a. eine bundesweite städtebauliche Darstellung. Berücksichtigt werden sollen folgende Kriterien: architektonische Durchbildung, Fassadenerneuerung, Eingliederung, Bezug zur Nachbarschaft und handwerkliche Ausführung.

„Höchste Zeit für Umweltschutz“, so lautet

ein Umweltspiel, das gemeinsam mit dem Umweltbundesamt entwickelt wurde. Erdacht wurde es für zwei bis sechs Spieler ab acht Jahren. In Frage-/Antwortkarten werden Tips und Tricks gegeben, was für die Umwelt getan werden kann oder was man als Umweltschützer besser nicht tun sollte.

In der „Trachten und Brauchtumpflege“ beschäftigt man sich zur Zeit insbesondere mit dem Projekt „Hochzeitskronen“. In Deutschland gibt es mindestens 50 Trachtenlandschaften, die typologisch für das Thema zu berücksichtigen sind. Im Rahmen der Trachten- und Brauchtumpflege werden zahlreiche Veranstaltungen durchgeführt. Man sollte dabei bedenken, daß rund 1 Mio. Menschen Mitglieder der Trachtenverbände und -vereine sind, die sich unter dem Dach des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES zusammengefunden haben und unsere Aufmerksamkeit und Hilfe verdienen.

Die Präsidenten der Natur- und Umweltschutzverbände treffen sich regelmäßig zu Gesprächsrunden mit der Bundesumweltministerin Frau Dr. Merkel, die gerade auch für unsere Anliegen sehr aufgeschlossen ist.

Im Rahmen der Informations- und Aufklärungsarbeit versendet die Geschäftsstelle regelmäßig Entwürfe zu aktuellen Gesetzes- und Verordnungsvorhaben an die Landesverbände. Die Landesverbände werden auch in die Meldungen für den Deutschen Preis für Denkmalschutz des Bundesinnenministeriums, den Deutschen Umweltpreis der Deutschen Bundesstiftung Umwelt sowie den Denkmalpflegepreis von Europa Nostra einbezogen.

Im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit werden zum einen regelmäßig Pressemitteilungen, zum anderen der Info-Dienst herausgegeben. Schwerpunktthemen 1996 waren: der „kommunale Umweltschutz“ sowie die „Naturschutz-Wettbewerbe“.

Zum Bezieherkreis dieses kostenlos erscheinenden Info-Dienstes zu aktuellen Umwelt-, Natur- und Denkmalschutzthemen gehören unter anderem Vertreter von Verbänden und Vereinen, der Politik, der Verwaltungen auf den verschiedenen Ebenen, des Bildungswesens, der Medien, alle Kreise und kreisfreien Städte sowie zahlreiche interessierte Persönlichkeiten im öffentlichen und privaten Leben.

Die Gremien des DHB tagen regelmäßig.



## Die Fachgruppen

- Baukultur und Denkmalpflege
- Heimatzeitschriften
- Jugend und Medien
- Ländlicher Raum und Dorferneuerung
- Landschaft und Denkmal
- Trachten und Brauchtumpflege
- Umwelt und Naturschutz

greifen Themen auf, bearbeiten sie mit ihrem speziellen Sachverstand, gebündelt von Vertretern aus Wissenschaft und Praxis. hier wird qualifizierte Grundlagenarbeit geleistet,

die es dann umzusetzen gilt durch die verschiedenen Organe unserer Organisation.

Ich danke allen, die die Tätigkeit des DEUTSCHEN HEIMATBUNDES unterstützen: Den Mitgliedern des Präsidiums, den Landesverbänden, den Fachgruppen sowie ideellen und finanziellen Förderern. Der Stadt Bocholt danke ich für die Zurverfügungstellung von Räumen und auch Personal für unser dort angesiedeltes bundesdeutsches Archiv der Heimatzeitschriften. Sie alle tragen dazu bei, die gemeinnützige Arbeit des Bundesverbandes zu unterstützen.

# Buchbesprechungen

**Martin Gerbert: Geschichte des Schwarzwaldes.** 2 Bände. Aus dem Lateinischen übersetzt von Adelbert Weh, Studienausgabe, DM 239,-, Rombach-Verlag Freiburg

Rechtzeitig zum 200. Todestag von Fürstabt Martin II. Gerbert (1720–1793) erschien der 1. Band der Übersetzung seiner „*Historia Nigrae Silvae*“. Der abschließende 2. Band ist dem Gedenken Gerberts zu dessen 275. Geburtstag gewidmet.

Hilfreich für den Leser ist die Beschreibung des Lebens von Martin Gerbert und seiner Geschichte des Schwarzwaldes in Band II S. 9ff.

Als 1764 Abt Meinrad Troger gestorben war, wählte der Konvent Martin Gerbert zum neuen Abt, weil dieser ihm Gewähr bot, das Gelehrtenzentrum St. Blasien und die Belange des Klosters nach außen tatkräftig zu vertreten. Gleichzeitig übernahm Gerbert die reichsunmittelbare Grafschaft Bonndorf. Der Titel „Reichsfürst“ stand den Äbten von St. Blasien seit dem Jahre 1746 zu.

Als Abt von St. Blasien war Gerbert auch Untertan des österreichischen Hauses Habsburg und der Regierung von Vorderösterreich. Das brachte ihn in einen ständigen inneren Konflikt zwischen deren politischen Ansprüchen und den Interessen des Klosters. Besonders die ganz unter dem Einfluß der Aufklärung stehende Regierung Kaiser Josephs II. stieß auf den Widerspruch des Abtes, und er mußte sein ganzes diplomatisches Geschick aufbieten, um dem Schicksal vieler anderer Klöster aus dem österreichischen Herrschaftsgebiet zu entgehen. Unter Maria Theresia und ihrem seit 1780 allein regierenden Sohn waren bereits 600 und in Vorderösterreich 22 Klöster geschlossen worden.

Abt Martin Gerbert vertrat die ganz bestimmte Ansicht, daß die Besiedelung und die Kultur des Schwarzwaldes dem Wirken des Benediktinerordens zu verdanken war. Er schreibt: „(. . .) Wenn irgendwann sonst, ist es sicherlich gerade zu dieser Zeit in besonderer Weise der Mühe wert, sich dieses in Erinnerung zurückzurufen, und es rundet die jüngste Geschichte des Schwarzwaldes ab: so wurde jener anfänglich schauerliche und verwilderte Schwarzwald von Gottesmännern beider Stände allmählich bewohnbar gemacht, nachdem Wälder gerodet, Felsen zertrümmert, das Land urbar gemacht, der Boden gelockert, die Ackerscholle umgepflügt und fruchtbar gemacht worden war: in die Landschaft wurde Schönheit gebracht: Gehöfte wurde erbaut, Dörfer und Städte errichtet. (. . .) (II, S. 14) Mit solcher Argumentation hoffte der Abt, die Dankbarkeit und das Wohlwollen des Kaiserhauses zu gewinnen. „Die Schwarzwaldgeschichte ist also auch eine Rechtfertigung- und Verteidigungsschrift für die Existenz des Klosters St. Blasien.“ (II, 15)

Abt Martin Gerbert hatte nicht nur als Landesfürst, sondern auch als Wissenschaftler einen international anerkannten Ruf. Sein Gesamtwerk hat den Umfang von etwa 50–60 Schriften auf ungefähr 20 000 Buchseiten mit den Schwerpunkten Theologie und Musikwissenschaft. Die Zeit nach der Brandkatastrophe des Jahres 1768, der große Teile des Klosters zum Opfer fielen und beinahe die gesamte Bibliothek, das Archiv und die Kirche zerstörte, wurde zu einem Höhepunkt im Leben des Abtes, weil er in dieser schweren Zeit seine großen Fähigkeiten demonstrieren konnte. So wurden 1730 die Gebeine von dreizehn Mitgliedern des Hauses Habsburg in die neue Habsburgerkruft überführt, ein langgehegter Wunsch des Abtes. Auch dadurch wurde die lange Verbindung des Klosters mit dem Kaiserhaus sichtbar. Die großartige Kuppelkirche St. Blasians entstand ebenfalls in jenen Jahren. Beauftragt mit dem Bau wurde der französische Architekt Michael d'Innard. Fünfzehn Jahre Bauzeit vergingen, bis 1783 die Kirche geweiht werden konnte. Zu gleicher Zeit entstand das Werk, von dem hier die Rede ist, Martin Gerberts berühmtestes und bedeutendstes Geschichtswerk die „*Historia Nigrae Silvae*“. Verfaßt wurde es selbstverständlich in Latein, einem Gelehrtenlatein, das dem Übersetzer oft große Schwierigkeiten bereitete. Der schwer durchschaubare Stil Gerberts trug zu diesen Schwierigkeiten bei.

Die Übersetzung von Adelbert Weh ist gedacht für Kirchen- und Profanhistoriker, Theologen, Ordensangehörige, aber auch für alle, die Heimatgeschichte betreiben und bisher durch die sprachlichen Barrieren keinen Zugang zu Gerbert finden konnten. A. Weh hat seine Übersetzung Studienausgabe genannt. Das erfordert Originaltreue und eine weitgehend wörtliche Übersetzung, die trotzdem gut lesbar sein muß. Zitate und Literaturangaben wurden unverändert übernommen. Es war eine jahrelange Riesearbeit, die da geleistet wurde, das auf 1067 Seiten in zwei Bänden und in der Klosterdruckerei sorgfältig gestaltete Werk zu übersetzen. Man kann vor solcher Leistung nur den Hut ziehen.

Es ist beinahe unvorstellbar, wieviel bisher unveröffentlichte Quellen, Urkunden, Schriften und sonstige Dokumente der unglaublich belese Abt zur Darstellung gebracht hat. Diese Darstellung ist umfassend, selbst die Entwicklung kleinerer Orte und Klöster hat Gerbert beschrieben. Deutlich kommen die vielen und vielseitigen Beziehungen St. Blasians zum gesamten mitteleuropäischen Raum zum Ausdruck. Und ebenso fesseln die Gepflogenheiten und Riten des klösterlichen Lebens vom Mittelalter bis in die Zeit Gerberts, oft bis ins Detail beschrieben. So entstand die Gesamtschau der weltlichen und geistlichen Herrschaft im Schwarzwald im Zusammenhang mit allen kulturellen Strömungen und den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen. Mar-

tin Gerberts „Geschichte des Schwarzwaldes“ stellt nicht nur ein unvergängliches Dokument aus der Zeit der vorderösterreichischen Herrschaft in Süddeutschland dar, das Werk schließt auch den Bogen zum Leben und Wirken des einfachen Menschen ebenso wie der geistlichen und weltlichen Herrscher. Kein Historiker, Theologe, Volkskundler oder an der Geschichte des Schwarzwaldes und des Klosters St. Blasien Interessierter kann an dem Werk Martin Gerberts vorbeigehen. Es bleibt eine unerschöpfliche Fundgrube.

Abschließend sei bemerkt, daß die Studienausgabe eine Inhaltsübersicht besitzt, einen Index Geographicus (Ortsnamen), einen Index rerum memorabilium (Personen- und Sachverzeichnisse) sowie ein Verzeichnis der von Gerbert verwendeten Literatur.

Beide Bände wurden vom Verlag hervorragend betreut und gestaltet  
L. Vögely

Geschichte der Stadt Freiburg, Band 1. Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ von 1520. Herausgegeben im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. von Heiko Haumann und Hans Schadek. 789 S., 154 teil farb. Abb., DM 108,— Theiß-Verlag Stuttgart, 1996

Mit dem Erscheinen des Bandes 1 der Geschichte der Stadt Freiburg i. Br. hat das große dreibändige Unternehmen seinen Abschluß gefunden. Die Bände beinhalten folgende Zeitabschnitte: Band 1: Von den Anfängen bis zum „Neuen Stadtrecht“ 1520. Band 2: Vom Bauernkrieg bis zum Ende der habsburgischen Herrschaft. Band 3: Von der badischen Herrschaft bis zur Gegenwart. Die Herausgeber, Prof. Dr. Heiko Haumann, Universität Basel, und Dr. Hans Schadek, Direktor des Stadtarchivs Freiburg, haben damit eine jahrelange, intensive Arbeit abgeschlossen, die um so bewundernswerter ist, weil sie neben dem Hauptberuf geleistet werden mußte. Über 50 Historiker und Kulturhistoriker haben mit ihren Beiträgen die Geschichte der Stadt Freiburg von ihren Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt und lebendig vor dem heutigen Leser erstehen lassen.

Was der umfangreiche Band 1 an historischen Abläufen enthält, kann nur sehr lückenhaft angedeutet werden: Die Gründung Freiburgs durch die Zähringer erfolgte im Jahr 1091 im Zusammenhang mit der Gründung ihres Hausklosters St. Peter. Die neue Siedlung war von Beginn an ein Platz des Handels und des Handwerks mit den einträglichen Erz- und Silberschmelzen. Stadt wurde Freiburg mit der Verleihung der Stadtrechte und erhielt erst städtischen Charakter durch die Anlage der großen Marktstraße (Kaiser-Joseph-Str.) 1120.

Die Stadt erfuhr unter den Zähringern einen raschen Aufschwung, und schon um 1200 war das vorhandene Areal mit Steinhäusern bebaut, die Entwicklung drängte nach außen, die Vorstädte entstanden, die dann von den Grafen mit einer Mauer umgeben wurden.

Ein besonderes Kapitel Stadtgeschichte bedeutet die Zeit unter den Erben der Zähringer, den

Grafen von Urach, die sich denn Grafen von Freiburg nannten, die 1218 Freiburg und den rechtsrheinischen Besitz der Zähringer übernahmen. Zunächst unterstützte die Stadt die neuen Herren, Jahrzehnte des Aufschwungs folgten, was sich auch an dem Baufortschritt des Münsters dokumentieren läßt. Was schließlich zu den kriegerischen Auseinandersetzungen mit dem Grafen führte, kann hier nicht ausführlich dargestellt werden, es hatte mehrere Ursachen. Am stärksten war wohl das Streben der Bürger nach Autonomie, das Abwerfen der verhaßt gewordenen Fürstentherrschaft. Dazu dienten auch die Städtebünde, die Freiburg mit Basel, Bern, Straßburg und den Städten am Bodensee schloß.

Lange Jahrzehnte hatte die Stadt unter der ungeheuren finanziellen Belastung zu tragen, die vom Freikauf von den Grafen beim Übergang an das Haus Habsburg herrührten. Es bedurfte schon des „Neuen Stadtrechts“, das Ulrich Zasius 1520 als beispielhaftes Recht für die Stadt geschaffen hat, daß die Finanzen endlich in Ordnung gebracht werden konnten.

Nicht unerwähnt soll der Reichstag zu Freiburg im Jahre 1498 bleiben, zu dem Kaiser Maximilian I. mit 1000 Berittenen in die Stadt einzog. Man wurde mit der Organisation dieser Riesenveranstaltung anscheinend so gut fertig, daß man – zwar vergeblich – auf weitere Reichstage in Freiburg hoffte. Unter Maximilian I. erlebte Freiburg eine schöne Blütezeit, von der nicht zuletzt die Universität profitierte, an der namhafte und berühmte Humanisten lehrten.

Ein zweiter Teil des Bandes mit zehn Beiträgen behandelt andere wichtige Teile der Stadtgeschichte, so z. B. die Archäologie und die Geschichte des namengebenden Zähringer Burgberges, der Erz- und Silberbergbau, deren Erträge für da Wachstum der Stadt so wichtige waren, das Münster, Bau, Glasmalereien, Steinskulpturen, entstanden unter den Freiburger Grafen und den Habsburgern. Die Kunst im mittelalterlichen Freiburg, Malerei, Skulptur, Buchmalerei, Goldschmiedearbeiten, die von den Klöstern getragen wurden und deren Frühgeschichte und Sozialstruktur, der Einsatz der Mönche im Verteidigungsfall gehören ebenso dazu wie die Spitäler, Armen- und Krankenpflege. Sehr wichtig ist auch die Schilderung des Schicksals der Juden bis zur „ewigen Vertreibung“ im Jahre 1424. Wie die vorhergehenden Bände enthält auch Band 1 die sog. „Schlaglichter“, in denen u. a. sehr interessante und wichtige Persönlichkeiten der Freiburger Stadtgeschichte vorgestellt werden.

Zusammenfassend kann man gerne Oberbürgermeister Dr. Böhme zustimmen, der in seinem Geleitwort sagt: „Zum ersten Mal seit über 130 Jahren liegt nun wieder eine umfassende Stadtgeschichte vor, die den Anspruch erheben kann, auf längere Sicht Bestand zu haben.“ Die Autoren und Herausgeber haben mit ihrer lebendigen Darstellung der reichen und wechselvollen Geschichte der Stadt Freiburg ihren Bürgern einen großen Dienst erwiesen, der dankbar zu würdigen ist. Die Gestaltung des Gesamtwerkes fand beim Theiß-Verlag eine traditionell verständnisvolle Förderung und lag bei ihm in den besten Händen.  
L. Vögely

Gert Zang: Konstanz in der großherzoglichen Zeit. Restauration, Revolution, Liberale Ära. Band IV/1 der Konstanzer Stadtgeschichte. Format 21 × 26 cm, 335 S., 51 Farbabb., 111 s/w Abb., DM 96,— Stadler-Verlag Konstanz, 1995

Diesem Band gingen bei der Verfassung der Stadtgeschichte von Konstanz folgende Bände voraus: Band I, Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter I. Band II, Helmut Maurer, Konstanz im Mittelalter II. Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Band III, Martin Burkhardt/Wolfgang Dobras, Konstanz in der frühen Neuzeit. Reformation, Verlust der Reichsfreiheit. Österreichische Zeit. Band IV, 2, Gert Zang, Konstanz in der großherzoglichen Zeit. Aufschwung im Kaiserreich. Band V, Lothar Burchardt/Dieter Schott/Werner Trapp, Konstanz im 20. Jahrhundert. Die Jahre 1914 bis 1945. Damit fehlt dem hervorragenden Geschichtswerk noch der Band VI, welcher die Zeit nach 1945 bis zur Gründung der Universität behandelt. Mit diesem letzten Band wird eine jahrelange Forschungsarbeit abgeschlossen und ein Gesamtwerk geschaffen, das bereits als „Jahrhundertwerk“ bezeichnet wird und ein sehr positives Echo gefunden hat. Namhafte Historiker haben mitgearbeitet und ihre Forschungsergebnisse in lebendiger und gut lesbarer Sprache niedergelegt. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Das Gesagte gilt auch für den vorliegenden Band IV/1.

G. Zang rollt in diesem Buch eine Zeit großer politischer und sozialer Veränderungen auf, wie schon der Untertitel „Restauration-Revolution-Liberale Ära“ anzeigt. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß in Konstanz – noch weit bis ins 19. Jahrhundert hin mit der einengenden Stadtmauer umgeben – die großen Veränderungen mit dem Einzug der Technik begannen und erst der Liberalismus politischen Fortschritt brachte. Das löste Konflikte aus, denn das Gewerbe war gegen die Abschaffung des Zunftsystems, die Industrie führte noch ein Schattendasein, und vor allem ließ der Anschluß an das Eisenbahnnetz lange auf sich warten. Die Entwicklung der Stadt geriet so ins Stocken. Sie war immer noch eingezwängt innerhalb der Befestigungsanlagen, und die Hungerjahre 1846/47 erhöhten natürlich die politischen und sozialen Spannungen und Auseinandersetzungen in der Bürgerschaft, Vorboten der kommenden Revolution. Dieses Kapitel ist äußerst interessant, weil Konstanz und der Seekreis bei den revolutionären Geschehnissen eine besondere Rolle spielten und der Heckerzug hier seinen Anfang nahm. Ein gutes Stück badischer Geschichte in der Südwestecke des Landes. Die Auswirkungen der gescheiterten Revolution waren in der Stadt, die ja auch Grenzstadt war und auf der anderen Seite in der Schweiz sich die politischen Flüchtlinge befanden, stark spürbar. Nicht nur, daß eine Weiterentwicklung ausblieb, die Einwohnerzahl sank, man versuchte auch das Rad der Geschichte wieder zurückzudrehen, was eben nicht möglich war. Erst nach 1860 kam mit der liberalen Ära der Umschwung. Vor allem die endlich erfolgte Anbindung der Stadt an das Eisenbahnnetz brachte den ersehnten wirtschaftlichen Fortschritt. Zahlreiche in-

nere Reformen konnten durchgeführt werden; Voraussetzungen für die beinahe explosionsartige Entwicklung in der Gründerzeit nach dem Krieg 1870/71.

Die Jahrzehnte zwischen 1806 und 1871 waren, wie gesehen, eine Zeit politischer Hochspannung, wirtschaftlicher und sozialer Umbrüche, Jahrzehnte voller Konflikte, die auch in Konstanz das Leben der Bürger stark beeinflussten. Auch hier kämpften Vertreter des konservativen Denkens mit denen des liberalen Fortschritts um die Bestimmung der Geschichte ihrer Heimatstadt. Es ist das große Verdienst des Autors, „Beharrung auf der einen und des Aufbruchs in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft auf der anderen Seite“ (Verlag) sachlich und sprachlich gültig zum Ausdruck gebracht zu haben. Die Bände der neuen Geschichte der Stadt Konstanz reihen sich in die vielen und bedeutenden Abhandlungen zur Stadtgeschichte, welche die Stadt aus alter und langer Tradition besitzt, nahtlos ein und bereichern diese. Die Herausgabe der insgesamt sieben Bände lag beim Stadler-Verlag in den besten Händen.

L. Vögely

Wolfgang Hug, Walter Gruber: Badener Land. 112 S. mit ganzseitigen Farbtafeln, dreisprachig, DM 49,80, Theiß-Verlag Stuttgart, 1996

Wenn zwei so profunde Kenner unseres Landes sich zusammentun, um einen Bildband zu schaffen, dann kann man sicher sein, daß dabei etwas Gutes herauskommt. Prof. Wolfgang Hug ist ein anerkannter Historiker und Landeskundler, ein vielfach bewährter Publizist und Wissenschaftler, Walter Gruber ein Fotograf mit hohen Erfahrungswerten, gewonnen aus der Mitwirkung an zahlreichen Bildbänden und ebenso anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Fotografie.

Daß der Bildband dreisprachig angelegt ist, zeigt seinen Zweck, nämlich eine optimale Darstellung unseres Landes in Wort und Bild, um so auch optimal werbewirksam zu sein. Und so kommen alle Regionen unseres Landes Baden nach einer informierenden Einleitung „Das Badener Land in Geschichte und Gegenwart“ zu ihrem Recht:

Kernland Baden (rund um Karlsruhe), die Ortenau mit Rench- und Kinzigtal, der Breisgau mit dem Kaiserstuhl, Markgräflerland mit Wiesental, Hochrhein und Hotzenwald, Hegau und Bodensee, Hochschwarzwald und Baar, Nordschwarzwald und Kraichgau, die Kurpfalz mit der Bergstraße, Odenwald und Taubergrund.

Text und Fotografie ergänzen sich ausgezeichnet, adäquat auch die Ausstattung des Bandes. Wie Perlen reihen sich die Landschaften aneinander, eine schöner als die andere. Das zeigen die hervorragenden Fotografien, welche sich ganz auf die Schönheit und Charakteristik unserer Regionen richten. Störendes wie Waldsterben, soziale Fragen, Umwelt- und Naturschutzprobleme usw. haben in einem solchen Band keinen Raum. Verständlich, wenn es darum geht, die Schönheit unserer Heimat zu zeigen und zum weiteren Kennenlernen und Aufenthalt anzuregen. Ein schönes Buch zum Lobe Badens!

L. Vögely

Georg Fischer, Hrsg.: Augusta Bender. Gesammelte Werke. 358 S., DM 29,50 Druckerei Odenwälder, Buchen-Walldürn, 1996

Das ruhelose Leben der Dichterin Augusta Bender in seinem Auf und Ab kann hier nur sehr exemplarisch zusammengefaßt werden, zu viele Facetten weist dieses Dasein auf.

Geboren am 20. März 1846 als Tochter eines Landwirts in Oberschefflenz, danach der für jene Zeit ungewöhnliche Versuch, einen Beruf zu erlernen, Schauspielunterricht in Mannheim, Fachexamen in Telegraphie, Dienst im Depeschenamt Karlsruhe, große Bemühungen um Weiterbildung, Fremdsprachenstudium in Heidelberg, Examen für das Lehramt an höheren Töchterschulen, als Frau keine Aussicht auf eine Anstellung. 1868 England, deutschsprachige Gesellschafterin einer amerikanischen Familie (Paris, Genua, Nizza), Stundengeben in Heidelberg, wieder Telegraphendienst, Reise nach Amerika. Insgesamt neun beschwerliche Reisen nach den USA, um dort Geld zu verdienen als Hauslehrerin, mit Vorträgen, Tätigkeit an einem College usw. Eine Existenzgründung gelingt nicht. Mit etwas verdientem Geld 1881 Gründung eines Ausländerpensionats in Heidelberg (1881), Scheitern durch Bankrott, materiell völlig ungesichert Niederlassung in Eberbach, später Übersiedlung in das Lichtentaler Lehrerinnenheim, durch Inflation gezwungen Einzug in das Kreisaltersheim Mosbach, wo Augusta Bender am 16. 9. 1924 starb. Ein Lebensweg voller Enttäuschungen war zu Ende. In dieser lückenhaften Zusammenfassung mußte notgedrungen ihr soziales Engagement zu kurz kommen. Augusta Bender setzte sich jahrzehntelang für die Emanzipation der Frauen ein, kämpfte für ihre Ausbildung und Berufstätigkeit und widmete sich engagiert dem Tierschutz, wovon ihr Roman „Die Macht des Mitleids“ Zeugnis ablegt.

Es ist beinahe unbegreiflich, daß Augusta Bender bei diesem wechselvollen Leben eine so fruchtbar literarische Tätigkeit entwickeln konnte. So erschienen nacheinander die Briefnovelle „Deutsche Liebe in Amerika“, „Mein Bruder, ein Bild aus der Wirklichkeit“, „Haideblumen“ (Gedichte), „Die Reiterkätze“, Roman aus dem dreißigjährigen Krieg. Alle diese Bücher hatten keinen großen Erfolg. Das lag wohl vor allem daran, daß dem ehrlichen Willen (sie ging nie Kompromisse ein) und Bemühen zur Darstellung, ihr die dazu notwendigen künstlerischen Mittel fehlten. Herausragend und ihr in der Volkskunde einen unverlierbaren Platz sichernd, ist ihre Sammlung der „Oberschefflenzer Volkslieder“. Das Manuskript hatte A. Bender 1893 abgeschlossen, die Drucklegung wurde dann 1902 durch eine großherzogliche Subvention ermöglicht. 1910 brachte sie noch als Ergänzung die „Kulturbilder aus einem badischen Bauerndorf“ heraus. Diese Schrift brachte es auf fünf Auflagen und war damit ihre verbreitetste Publikation.

Mit dem einsetzenden Alterwerden hielt Augusta Bender selbstbiographische Rückschau mit der Schrift „Der Kampf ums höhere Dasein“ (1908) und schließlich 1913/14 mit den zwei Erinnerungsbänden „Aus der Schattenseite des Lebens“, womit sie

ihr eigenes Leben mit seinen wenigen Höhen und vielen Tiefen in seiner ganzen Tragik schon im Titel festhielt.

Es ist das große Verdienst von Dr. Georg Fischer, die „Gesammelten Werke“ Augusta Benders, die sonst nur schwer zugänglich sind, herausgebracht zu haben. Sein sehr kenntnisreiches und fundiertes Nachwort sollte jeder lesen, der literarisch, heimatkundlich und volkskundlich interessiert ist und arbeitet. Dies gilt räumlich besonders für den Kraichgau und den Neckar-Odenwald-Kreis. Aber darüber hinaus verdient es Augusta Bender, vor dem Vergessenwerden bewahrt zu werden. Dazu trägt dieser Band, der mit der „Macht des Mitleids“, der „Reiterkätze“, zwei Novellen, dem Kulturbild „Land und Leute“, Texten zur Frauenfrage und einigen Gedichten wichtige Werke der Dichterin enthält, wesentlich bei. Er ist darüber hinaus ein sehr gut gedrucktes Buch zu einem vernünftigen Preis.

L. Vögely

Karl Banghard: Der Kraichgau. Landschaft und Alltagsleben in alten Photographien; Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1966, 120 S.

Autor und Verlagslektor haben eine Idee gehabt und diese dann auch verwirklicht. Dieses schön aufgemachte Buch, mit seinen Schwarz-weiß-Photographien, die bis drei und vier Generationen zurückreichen, ist das Ergebnis. Dafür kann man den beiden Männern nur dankbar sein, Karl Banghard vor allem, der sich der Mühe unterzogen hat, ältere Aufnahmen der Landschaft mit ihren typischen Dörfern und Städtchen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen. Man merkt es den Aufnahmen an: Karl Banghard kennt sich in hintersten Ecken des Kraichgaus aus, er weiß, was für die Gegend typisch und einmalig gewesen ist. Zum Leidwesen von vielen, die hier daheim sind, und auch der anderen, die hierhergekommen sind, ist vieles davon schon verschwunden und wird nach und nach verschwinden. Ein wenig Wehmut und Nostalgie erfaßt einen, wenn man sich in die Bilder vertieft.

Das ganz Besondere an diesem Bildband ist nun, daß er nicht nur Landschaften, auch nicht nur Ansichten von Dörfern und Städtchen mit ihren romantischen Ecken an Bauten, Märkten und Gasen bringt, sondern auch den Menschen zeigt, wie er gewesen ist. Wir haben in den letzten Jahren viele gute Bildbände des Kraichgaus vorgelegt bekommen, gefehlt hat dabei das Antlitz des Menschen. Hier wird es gezeigt in einzelnen Bildern, in Gruppenaufnahmen, vor allem aber in Darstellungen von Handwerken und Tätigkeit der Menschen hier in der Gegend, wie sie früher üblich waren. Das ist wirklich eine Ergänzung und gibt Zeugnis über eine Kulturlandschaft, vor der man noch in Erzählungen ab und zu noch Kunde bekommt. Das vermittelt den Leuten, die hier Heimat haben, einen gewissen Stolz.

Aber nicht nur die Bilder erfreuen und imponieren zugleich, auch der Text gleicht sich den Bildern an. Karl Banghard gibt eine präzise Einführung in die Landschaft, ihre Geschichte und dem früheren Leben der Menschen. Er tut das mit den Kapiteln, die überschrieben sind: „Nicht nur Burgen und Schlöss-

ser“, „Kraichgau-Kriege und immer wieder Kriege“, „Jahrhunderte lang Land der Bauern“, „Industrie hatte es nicht eilig“ und „Kraichgau-fünf Städte, fünf Schicksale“. Auch im Wort versucht der Autor das Besondere einzufangen. Alles zusammengenommen in Wort und Bild zeugt von Leben. Wer Leben auf diese Weise vermitteln kann, der hat für die Menschen etwas Gutes getan. me

**Eugène Mann:** Elsässische Uferstehung. Gedichte an unsere drej Sproche. Edition ACM.F/67860 Boofzheim; 1995

In den späten 60er Jahren hat im Elsaß die Entwicklung zu einer gewissen Renaissance in der deutschsprachigen Literatur geführt, diese ist verbunden mit den Namen André Weckmann, Adrien Finck, Conrad Winter und kulturpolitisch mit Eugène Philipps. Aber das ist längst alles Geschichte geworden. Man hat im Lande auch über die elsässische Identität nachgedacht, das Nachdenken geht immer noch weiter, auch wenn das alles nicht die große Bühne erreicht. Damals hat der „Schrei“, den André Weckmann ergehen ließ, mit dem er die Leute aufwecken wollte, Wirkung gezeigt, dieser Schrei ist nicht verstummt Eugène Mann hat diesen Schrei mit seiner Veröffentlichung in seiner Art und aus seiner Generation heraus wieder aufgenommen, er ist einer von den nach 1945 Geborenen, was doch von Belang ist, er erlebt immer aufs Neue, wie sich die Hoffnung, die man in jenen späten 60er Jahren und danach hatte, in Bezug auf das „Erbe der Väter“ verflüchtigt und immer mehr eine „Monokultur“ um sich greift – obwohl einige hoffnungsvolle Zeichen am Horizont erscheinen. Eugène Mann leidet an dem, was er erlebt hat: im Kindergarten, in der Volksschule, als Gymnasiast in einer katholischen Lehranstalt, an der Universität, als Germanist auch an der deutschen Universität Tübingen. Zuletzt ist ihm dann der Zivildienst, statt des Militärdienstes, in Afrika in ehemaligen französischen Kolonien zum Exempel für elsässische Verhältnisse im Kulturellen und Sprachlichen geworden, was deprimierend sich ausgewirkt hat. Das bringt er alles in seinen Gedichten in drei Sprachen zum Ausdruck, der „Schrei“ dort geht einem an die Nieren. Aber in den Jahren und Jahrzehnten hat Eugène Mann auch zu seinem Elsässertum gefunden, in dem die Tradition, die von den Vorvätern herkommt, eine entscheidende Rolle spielt. Er hat erlebt, wie seine wahre Identität in Not geriet, aber er zeigt auch auf eine Hoffnung – die mit Inhalt gefüllte Vokabel „Uferstehung“ soll das wieder geben –, die auf einer Doppelkultur im Sinne René Schickeles beruht und in eine Zukunft weisen kann, die wir von Europa her alle erhoffen. me

**Albert Fischer:** Daniel Specklin (1536–1589): Festungsbaumeister, Ingenieur und Kartograph, Verlag Thorbecke, Sigmaringen; 1996

Die Monographie zum Leben und Werk Daniel Specklins, der auch Speckle und Specklen unterschrieb, auf die man schon so lange wartete, liegt

nun vor und in welcher schöner Aufmachung! Albert Fischer, ein Straßburger wie Specklin, und dazu noch Diplomingenieur, dabei in leitenden Positionen der Bauwirtschaft tätig, hat sie herausgebracht, nachdem er viele Jahre dran gearbeitet und gefeilt, überdies in vielen Archiven geforscht, gesammelt und geordnet hatte, bis er diese abgerundete Arbeit der Öffentlichkeit präsentieren und so ein Desiderat der internationalen Forschung, was die geschichtlichen Einzelheiten wie auch die technischen Werke anbelangt, erfüllen konnte. Im Jahre 1988 hatte der Autor in einer vorbereitenden Studie in der „Zeitschrift der Geschichte am Oberrhein“ (ZGO) schon sein Thema angeschnitten, wenn er dort eingeht auf die „Befestigung der Stadt Ensisheim durch Daniel Specklin und Heinrich Schickhardt (1580–1610)“ – Ensisheim war in damaliger Zeit nicht eine x-beliebige Stadt unter der Herrschaft der Habsburger, sondern der Vorort von Vorderösterreich, zu dem auch der Breisgau gehörte. Es war eine Arbeit, die etwas erwarten ließ.

Diese Monographie geht in erster Linie die Stadt Straßburg und das Elsaß an, ist doch Daniel Specklin der bedeutendste Elsässer aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dazu hat er mit seinem hinterlassenen baulichen Werk, aber auch mit seinen literarischen Texten und seinen Zeichnungen Universalität erlangt im europäischen Maßstab: er ist auch nicht nur ein Vertreter, geistig gesehen, der Oberrheinraumes, sondern reicht in seinem Wirken auf die beiden Seiten dieses Oberrheinraumes, der im weiteren Sinn zu fassen ist, z. B. mit der Grafschaft Veldenz-Lützelstein und der von Hanau-Lichtenberg, ins weitere Deutsche Reich hinein (Ulm, Ingolstadt, Wolfenbüttel u. A.), nach Ungarn und nach den Niederlanden, wo er überall Spuren hinterlassen hat, die ihn als Vorgänger des großen französischen Festungsbaumeisters Vauban, des größten in dieser Sparte in Europa, ausweisen. Im besten Sinne des Wortes ist diese Arbeit von Albert Fischer auch eine Dokumentation diese Festungsbaumeisters auf Straßburg, der er doch in erster Linie war, mit einer großen Menge an Plänen, teilweise an farbigen Grundrissen damaliger ausgebauten und auszubauenden Festungen, aber auch von Landschaften, die in die Überlegungen hineingehörten und auch von technischen Detailplänen, die u. a. auch im Generallandesarchiv in Karlsruhe und im Wehrgeschichtlichen Museum in Rastatt lagern, alles Originaldokumente von Bedeutung.

Das Hauptwerk Specklins, die „Architectura von Vestungen“, das erst 1589 im Jahre des Todes von Specklin erschienen ist, interpretiert der Autor mit großer Sachkenntnis, dabei auch auf eine Reihe von Vorarbeiten dazu von Specklin eingehend, zudem hat er zum ersten Mal zur Beurteilung des Werks von Specklin das „Peter-Buch“ (so genannt nach seinem langjährigen Besitzer) ausgewertet, was ein wesentlicher Fortschritt in der Kenntnis Specklins bedeutet. Neben seiner Festungsbaukunst und der Fortführung der Fortifikationstechnik hat Daniel Specklin auch eine topographische Karte des Elsaß entworfen, die bis ins 18. Jahrhundert hinein die Grundlage für alle Elsaßkarten gewesen ist. Diese summarischen Andeutungen geben nur unvollkom-

men wieder den Reichtum dieser Monographie hinsichtlich des Ausweises der kulturgeschichtlichen und wehrtechnischen Gegebenheiten aus jener Zeit und für später.

Für das Elsaß wie für die badischen Lande sind gleichermaßen von Wichtigkeit die Beziehungen Daniel Specklins zum Feldhauptmann im Dienste der Habsburger, Lazarus von Schwendi, der im Elsaß mit Kientzheim (auch Kaysersberg) und im Kaiserstuhl mit Burkheim eine kleine Mediatherrschaft innehatte, die sozialgeschichtlich ihrer Zeit voraus war. Beide Männer – jeder in seiner Art – waren genial und voller neuer Ideen, die beide äußerten und in die Tat umsetzten, Lazarus von Schwendi, als der Potentat, hatte die Bedeutung Daniel Specklins als Meister im Festungsbau erkannt und ihn zur Wirkung gebracht. Beide Männer sind auch wieder ein Zeugnis für das Zusammengehörigkeitsgefühl der Leute beiderseits des Rheins, der je neben seiner geschichtlichen Bedeutung auch wehrgeschichtlich ein großes Betätigungsfeld ermöglicht hat. Rezensent war schon sehr früh in seinem Leben auf den Spuren Daniel Specklins – etwa auf der Burg Lichtenberg, dem befestigten Sitz der Grafen von Hanau-Lichtenberg und der Burg Fleckenstein –, er ist jetzt froh, Material in der Hand zu haben, die die große geschichtliche und wehrgeschichtliche Bedeutung dieses Elsässers aus dem 16. Jahrhundert ausweist, um so ihn richtig würdigen zu können. Und wieder einmal kann man nur staunen darüber, wie in jenen Jahrhunderten – es sich hier vor alles das 16. und er Anfang des 17. Jahrhunderts gemeint – das Elsaß und darin die Elsässer auf vielen Gebieten in Europa eine Rolle gespielt haben. me

Grenzraum Kraichgau, herausgegeben von Bernd Röcker und Arnold Scheuerbrandt im Auftrag des Heimatvereins Kraichgau, 1996.

Der Kraichgau wird gemeinhin als Durchgangsland bezeichnet, er ist aber auch Grenzraum zwischen dem ehemaligen Königreich Württemberg und dem Großherzogtum Baden, bei der Ausstellung 1992 in Bretten zum 40. Jubiläum des Landes Baden-Württemberg konnte man die Grenzpfähle, die zwischen Bretten und Knittlingen standen, noch sehen. Nicht nur äußerlich bestand hier eine Grenze – und das lange Jahrhunderte hindurch – äußerlich, sondern hatte auch die Menschen innerlich erfaßt. Es wäre hier manches zu berichten. Heute ist dieser Raum, der von seiner Mentalität und geschichtlichen Erfahrung her eine Einheit bildet, in zwei Regierungspräsidien, vier oder gar fünf Regionalverbände und in fünf Landkreise aufgeteilt, der in der Zeit der Zerteilung gegründete „Heimatverein Kraichgau“, hält aber diesen Raum zusammen und führt immer wieder Menschen, die hier daheim sind, zur Begegnung. Historisch und kulturgeschichtlich versucht man auf viele Art und Weise diesen an sich interessanten Raum aufzuarbeiten, was auch diese Sonderveröffentlichung mit ihren Beiträgen entfaltet.

Die Beiträge, die zuallermeist auf Vorträge zurückgehen, die in der Gegend gehalten wurden, betreffen verschiedene Gebiete: die geschichtlichen

Verhältnisse, die Kartographie des Raumes, die Mundartgrenzen im Kraichgau, eine Grenzwanderung zwischen Bretten und Knittlingen und dazu noch das Drum und Dran der Reisen im Mittelalter. Angefügt sind noch in einem Anhang drei Karten der frühmittelalterlichen Gaue, Lobden – Elsenz und – Kraichgau aus dem späten 18. Jahrhundert. Mundartgedichte von Vertretern aus dem Kraichgau und angrenzenden Gebieten ergänzen beispielhaft die theoretischen sprachlichen Ausführungen. Skizzen von Hans-Heinz Hartmann zu Bad Rappenauer Grenzsteinen und eine Kartenskizze von Rudolf Post, die den Umschlag zieren werden im Inneren des Bandes erläutert. Alles in allem genommen darf man von einer sehr gediegenen Veröffentlichung sprechen, die dem Kraichgau wieder neue Freunde schaffen wird.

Die Wiedergabe der „alter Karten vom Kraichgau“ von Heinz Musall, die ab dem 16. Jahrhundert datiert sind, stellt eine besondere Kostbarkeit dar, auch die Darstellung der „Reisen im Mittelalter“ von Norbert Ohler vermitteln manche Überraschung, beide Beiträge erweitern unseren Horizont. Der Beitrag von Anton Machauer „Grenzwanderung im südlichen Kraichgau“ ist der Ertrag einer Grenzwanderung entlang der Grenzsteine zwischen Hauptgemarkungen Bretten und Knittlingen, die einen großen Anklang fand. Hermann Bausingers Ausführungen zum Thema: „Nachbarschaftsverhältnisse – Knittlingen und Bretten, Württemberg und Baden“ zur 150jährigen Wiederkehr der Staderhebung von Knittlingen geben manchen pittoresken Zug der Beziehungen in diesem Raum früher und auch noch heute wieder.

Wenn man einige der Geschehnisse aus der Vergangenheit in diesem Grenzraum heranzieht, so kann man nachdenklich werden, hoffen wir aber doch für die Zukunft, daß zusammenwächst, was (jetzt) zusammengehört. me

Badische Biographien. Neue Folge. Band IV. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Bernd Otnad. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1996. 368 Seiten. Gb. Leinen. ISBN 3-17-010731-3. DM 48,-.

Baden-Württembergische Biographien. Band I. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg herausgegeben von Bernd Otnad. Stuttgart: W. Kohlhammer Verlag 1994. 408 Seiten. Gb. Leinen mit Umschlag. ISBN 3-17-012207-X. DM 48,-.

Wer sich die Aufgabe stellt, für ein biographisch-bibliographisches Nachschlagewerk einen Lebensabriß zu schreiben, übernimmt eine verantwortungsvolle und zugleich schwierige Aufgabe. Denn ein solches Nachschlagewerk besitzt den Charakter eines Standardwerkes mit dem Anspruch auf sachliche Zusammenfassung und objektive Wertung des bisherigen Wissenstandes; auch eigene Forschungen fließen in manche Beiträge ein. Man muß sich als Benutzer auf den Inhalt verlassen können. An jeden Verfasser werden also hohe Ansprüche gestellt. Rein äußerlich hat dieser sich an einen genau vorgegebe-

nen Umfang zu halten, der bei aller Flexibilität im wesentlichen auch eingehalten werden muß. Inhaltlich beschäftigt sich der Autor nun mit Leben und Werk der Person. Es gilt neben dem äußeren Werdegang auch das Besondere herauszuschälen, die Persönlichkeit zu erkennen – alles eingeordnet in einen historischen und fachlichen Kontext. Der Verfasser muß sich nichts weniger als in die Zeit und in die Umstände seiner Person hineindenken, um ihr überhaupt gerecht werden zu können. Er muß sich eine weitgehende Objektivität und Unabhängigkeit bewahren, was keine leichte Sache ist, und zwar nicht nur bei „problematischen“ Biographien. Er darf sich weder durch Sympathie oder Antipathie noch durch „political correctness“ beeinflussen lassen, sondern ist allein dem historischen Material und dessen wissenschaftlicher Auswertung verantwortlich. Zielstrebig hat er seiner Person gerecht zu werden und ebenso die Einflüsse wie Prägungen ihrer Zeit, denen seine Person unterlag und ausgesetzt war, zu berücksichtigen. Allzu leicht begeht man den Grundfehler, aus heutiger Sichtweise zu be- und zu verurteilen. Nur wer sich in dieser Unabhängigkeit mit dem alten Ranke eins ist, handelt verantwortungsbewußt. Auch die Autoren der beiden Nachschlagewerke müssen sich an diesen Grundüberlegungen messen lassen.

Die bisher erschienenen Bände sind bereits mehrfach gewürdigt und ausführlich beschrieben worden. In enger Anlehnung an die „Neue Deutsche Biographie“ (NDB) waren die „Badischen Biographien“ konzipiert worden, an die sich wiederum die „Baden-Württembergischen Biographien“ anlehnen: dem Vorspann mit den biographischen Angaben zu Lebensdaten und Genealogie folgen in Tabellenform die wichtigsten Lebensstationen, schließlich der Vintext sowie eine Übersicht zu Quellen, Werken, Literatur und Bildnissen zur behandelten Person. Die Lebensbeschreibungen sind leicht lesbar zweispaltig gesetzt; ein Vorwort des Herausgebers sowie diverse Verzeichnisse runden das Gesamtwerk ab – hervorgehoben seien die beiden Gesamtverzeichnisse zu Mitarbeitern und Beiträgen sämtlicher bisher erschienener Bände sowohl der „Badischen“ als auch der „Baden-Württembergischen Biographien“.

Diese letzte Tatsache belegt anschaulich, daß sich beide Reihen auch als zusammengehörig verstehen. Den Trennungsstrich zieht das Jahr 1952, als Baden, Hohenzollern und Württemberg zu einem Bundesland vereinigt wurden. Alle Persönlichkeiten, die zwischen 1910 (das war die Grenze der von Friedrich v. Weech gegründeten alten Folge der „Badischen Biographien“) und 1951 verstorben sind, werden in die „Badischen“, wer ab 1952 verstorben ist, wird in die „Baden-Württembergischen Biographien“ aufgenommen. Übrigens hat es ein württembergisches Pendant nie gegeben; die ebenfalls von der Kommission herausgegebenen „Lebensbilder aus Schwaben und Franken“ sind anders intendiert. Beide Reihen wurden bisher als fadengebundene Hardcover-Ausgaben hergestellt, in Leinen mit Schutzumschlag. Mit dem vierten Band der „Badischen Biographien“ wechselte der Verlag auf ein mit Kunststoffanteilen durchwirktes Leinen ohne Umschlag: Das senkt die Herstellungskosten, so daß der

sowie so höchst „volkstümliche“ und ohne entsprechende Druckkostenzuschüsse nie zu realisierende Preis gehalten werden kann. Auf 337 („Badische Biographien“) bzw. 383 Seiten („Baden-Württembergische Biographien“) werden 188 bzw. 185 Persönlichkeiten vorgestellt; das entspricht etwa zwei Seiten pro Person. Tatsächlich wurde der Umfang nach Bedeutung und Gewicht verteilt; er reicht von ca. einer halben Seite bis zu 4–5 Seiten; die Bundespräsidenten Heuss und Kiesinger werden als Ausnahme mit rund 9–10 Seiten in den „Baden-Württembergischen Biographien“ gewürdigt.

Der Herausgeber sämtlicher Bände ist Professor Dr. Bernd Ottnad, ehemals Leiter des Freiburger Staatsarchivs und langjähriges Vorstandsmitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Ihm obliegt nicht nur die Rekrutierung geeigneter Autorinnen und Autoren, sondern auch die Autorenbetreuung; das reicht von der fachlichen und moralischen Unterstützung bis zum sanften oder mahnenden Ansporn hinsichtlich Manuskriptumfang und zeitlicher Termine. Allein im badischen Band schrieben 73, im baden-württembergischen Band gar 103 Personen. Diese sind allesamt ausgewiesene Fachleute aus dem universitären und außeruniversitären Bereich, neben Historikern, Kunsthistorikern, Literaturwissenschaftlern auch Mediziner, Theologen, Mathematiker und Naturwissenschaftler, außerdem Schriftsteller, Journalisten, Militärs, Beamte u. a.

So unterschiedlich die Mitarbeiter, so breit ist auch die Palette ihres Schaffens, ihrer Methoden und ihres Stils. Neben sachlichen und betont wertneutralen Beiträgen mit Zusammenfassung des bisherigen Forschungsstandes treten Beiträge mit eigenständigen Forschungsleistungen und wohl abgewogenen Beurteilungen (um nur ein Beispiel zu nennen: Otto Wacker, nationalsozialistischer Kultusminister in Baden und Chef des Amtes Wissenschaft im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung). Mitverantwortlich dafür ist freilich die Anzahl der zur Verfügung stehenden Zeilen sowie der Umfang des verfügbaren Materials: Wer sich nur auf eine karge Personakte stützen kann, hat es ungleich schwerer als ein Autor, der neben Sekundärliteratur vielleicht auch eine Korrespondenzsammlung aus dem Nachlaß zur Verfügung hat. Hier kann an den Biograph die höchste Anforderung gestellt werden, da er für seinen Beitrag auch die Wechselwirkung zwischen der individuellen Entwicklung der Person, ihrer Zeit und ihren Zeitumständen miteinbeziehen kann. Ein kurzer Lexikonartikel muß jedoch naturgemäß auf manches aufschlußreiche Detail verzichten und kann im Grund nur den Hauptstrang und die Wendepunkte einer Person berücksichtigen. Welche Fachtermine – seien es allgemeinhistorische oder fachspezifische – als bekannt und verständlich vorausgesetzt werden dürfen oder aber knapp erläutert werden sollten, muß von Fall zu Fall entschieden werden.

Eingang in die beiden Bände fanden Persönlichkeiten aus allen wichtigen Bereichen des Lebens (Die folgenden – badischen – Beispiele seien trotz aller individuellen Unterschiede der Autoren sowohl in Bezug auf Inhalt und Methode als auch in Bezug



auf Stil bzw. Sprache besonders hervorgehoben). Die zeitliche Spanne reicht von 1822, als Georg v. Langsdorff, ein bekannter Zahnmediziner, „48er“ und Turnpionier, geboren wurde, über die Wende-  
marke 1951/52, also die Bildung des Landes Baden-Württemberg und damit die Trennung der beiden Bände „Badische“ und „Baden-Württembergische Biographien“, bis zum Jahre 1989, dem Todesjahr des evangelischen Theologen Helmut Schieck, dem Wiederbegründer der Ursprungsschule. Beide Bände umspannen also einen Zeitraum von weit über anderthalb Jahrhunderten. Beschrieben werden Personen der Regionalgeschichte (wie z. B. Karl Siegrist, Oberbürgermeister von Karlsruhe oder die Markgräfler Heimatdichterin Paula Kromer-Hollenweg) sowie der badischen bzw. baden-württembergischen Geschichte (beispielsweise der Historiker und Flurnamenforscher Herbert Derwein oder Frank Gurk, CDU-Politiker und Landtagspräsident). Daß auch Baden seinen Beitrag für Gesamtdeutschland leistete, belegen anschaulich die Beiträge von Arthur v. Brauer, Diplomat und Vertrauter Bismarcks, oder Alex Möller, Bundesfinanzminister und Wirtschaftsexperte. Genannt sei an dieser Stelle auch der populäre Luftschiffbauer Ferdinand Graf v. Zeppelin; daß seine Lebensbeschreibung parallel zur Eröffnung des neuen Zeppelin-Museums in Friedrichshafen (2. Juli 1996) erschien, ist ein glücklicher Zufall.

Die Lebensbeschreibungen bilden ein vielschichtiges Geflecht; Biographien sind miteinander verwoben, ergänzen sich, stehen in Wechselwirkung zueinander. Daß sich auch in Persönlichkeiten zeittypische Entwicklungen widerspiegeln, belegen folgende Beispiele: Die Schrumpfung des badischen Liberalismus und das endgültige Abschwenken seines rechten Flügels (Theodor Bauer, Ernst v. Chrismar), das bewußte Erkennen wirtschaftlicher Kräfte in Theorie (Fritz Meyer, Walter Waffenschmidt) und Praxis (Alexander Gütermann, Hanns-Martin Schleyer), insonderheit die zunehmende Belastung der Landwirtschaft (Friedrich Saenger, Lambert Schill) oder auch die Abkehr vom humanistischen Bildungsweg (Friedrich Blum, Peter Treutlein). Hingewiesen sei weiterhin auf bedeutende Entwicklungen in Forschung und Technik (Reinhard Baumeister, der Begründer der Wissenschaft von Städtebau, oder der Nobelpreisträger Walter Bothe, Vater der Indenzmethode), wobei namentlich das Automobil sowohl technisch (Felix Wankel) als auch verkehrspolitisch (Max-Erich Feuchtinger) und im weiteren Sinne gesellschaftlich (Karl F. Baedecker) ins Blickfeld rückte. Interessant auch parallel zur Jubiläumsausstellung der Evangelischen Landeskirche in der Badischen Landesbibliothek: die Politisierung des Protestantismus (Theodor F. Mayer, Hermann Teutsch). Genannt seien schließlich auch Persönlichkeiten, die eine geradezu abenteuerliche Vita aufweisen: Pfarrer Bach, der als „Pastor des Fegefeuers“ im Afrika-Feldzug unter Rommel bei Freund und Feind legendär wurde, oder der Ingenieur Hans Grether, der als Berater der bolivianischen Regierung eine Art Generalerschließungsplan durch Bahn-, Straßen- und Wasserwegebau erstellte. Daß die Altgermanistik nach heutiger „moderner“ Ansicht keineswegs nur ein Randthema bedeuten muß, belegt ein Vergleich

der drei Darstellungen von Gustav Ehrismann, Friedrich Maurer und Friedrich Panzer.

Einige Verbesserungsvorschläge zum Abschluß: Bei dem ein oder anderen Beitrag hätte der jeweilige Autor, der ja mitten in der Materie steht, Rücksprache mit dem Herausgeber nehmen sollen. So erscheint z. B. der Artikel zu dem SPD-/USPD-Politiker Adolf Geck, der so lange Zeit eine wichtige Rolle in der badischen Innenpolitik spielte und dessen umfangreicher Nachlaß im GLA lagert, zu gedrängt; ein Mehr wäre hier ein Plus gewesen. – Selbstverständlich kann das Quellen-, Werk- und Literaturverzeichnis nur eine grundlegende und möglichst leicht zugängliche Auswahl darstellen. Bekannte Nachlässe bzw. Korrespondenzsammlungen sollten aber genannt werden (Eisenlohr). Ähnliches gilt zumindest für Staats- und Kirchendiener bezüglich der Personalakte (Friedrich Kiefer: trotz zahlreicher Quellenzitate ganz ohne Anhang), die mitunter nämlich höchst aufschlußreich sein kann. – Bei den genealogischen Angaben im Vorspann muß allerdings Nachsicht geübt werden! Denn entsprechende Recherchen sind nicht nur zeitraubende Fleißarbeit, manche Nachlaßgerichte, wo Personaldaten zuverlässig ergänzt werden können, reagieren auch nach mehrfacher höflicher Anfrage oft nur sehr träge, mitunter gar nicht.

Fazit: Auch der neue vierte Band der „Badischen Biographien“ sowie die neu begründete Reihe der „Baden-Württembergischen Biographien“ sind wahre Fundgruben für alle geschichtlich Interessierten, egal ob Wissenschaftler oder Heimatforscher. Die Beiträge vermitteln teils erstaunliche Einblicke in und damit Verständnis für vergangene Zeiten. Wer in den beiden Bänden liest, wer schmökert, wer darin studiert, wird schnell erkennen, daß die Beschreibung von Personen und Darstellung ihrer jeweiligen Leistung, ihres Werkes keine vollkommen in sich abgeschlossenen Beiträge sein können. Denn Personen leben nicht nur in ihrer Zeit, sondern sie reagieren auf sie, gestalten sie mit, beeinflussen sie oder werden von ihr beeinflusst. Sie sind Kinder ihrer Zeit, ihrer Zeit mitunter aber auch voraus. In Biographien wird Geschichte lebendig und nachvollziehbar. Erst jetzt erkennt man, wie der englische Schriftsteller und Historiker Thomas Carlyle so treffend formulierte, daß Geschichte der Inbegriff unzähliger Biographien sei. Stefan Ph. Wolf

Gerd-Klaus Kaltenbrunner: Dionysius vom Areopag. Das Unergründliche, die Engel und das Eine. Die Graue Edition, Zug/Schweiz 1996, 1385 S., 2 Abb., 72,- DM  
Auslieferung durch: Hermann Leins GmbH, Postfach 1152, D-72125 Kusterdingen

Der im vorigen Jahr verstorbene rumänisch-französische Denker Emile M. Cioran hat Kaltenbrunner „den heute wohl bedeutendsten deutschen Essayisten, einen Mann hohen geistigen Ranges“ genannt. Daß dieses Urteil keine Übertreibung darstellt, beweist „Dionysius vom Areopag“. Es ist kein bequemes, sondern entschieden elitäres, ein sehr anspruchsvolles Buch. Das Buch eines visionären Autors, der offenkundig nicht nur viel gelesen und

bedacht, sondern auch Außergewöhnliches erlebt hat. Das Ergebnis jahrelanger Arbeit ist ein opus magnum in jeder Hinsicht: sowohl um Umfang – die Seitenzahl kommt der einer vollständigen Bibelausgabe gleich! – als auch vom Inhalt her.

Dionysius vom Areopag, der geheimnisvolle und bis heute unenträselte Grieche, der vom Apostel Paulus bekehrte Begründer christlicher Philosophie, Ahnherr mittelalterlicher Mystik, Schutzpatron der französischen Könige, Bauernheilige und Inspirator Thomas von Aquins, Meister Eckharts und des moselländischen Humanisten-Kardinals Nikolaus Cusanus, ist der allgegenwärtige Heros von Kaltenbrunners jüngstem Werk. Es will weder beweisen noch widerlegen, sondern einzig Zeugnis ablegen für die Wirklichkeit des „Welt-Geheimnisses“ und eine abendländische Gipfelgestalt, von der es vielsagend heißt: „Ein Wunder bist du geworden für viele . . .“

Kaltenbrunner entführt den gegenwartsverhafteten Leser in eine bestürzend fremde, jedoch zugleich faszinierend beglückende Welt, in der völlig andere Maßstäbe und Gesetze gültig sind. Die wahre Heimat des seit langem am äußersten Saum des Schwarzwalds zurückgezogenen Wieners ist ein nach dem Osten, nach Byzanz, Rußland und dem Orient weithin offenes Europa des Geistes. Überlieferung, Hierarchismus, Schönheit, Sinn für das Wunderbare und Transzendenz sind seine Grundsäulen. So vergegenwärtigt das beinahe 1400 Seiten umfassende und bibliophil gestaltete Buch nicht nur einen von zauberhaften Legenden umspielten Geistesriesen, sondern auch drei Jahrtausende Religions-, Kultur- und Seelengeschichte. Die Propheten des alten Israel, griechische Vergötterung des Schönen, mittelalterliche Licht-Mystik, barocke Freude an Fülle und Überschwang und das Fernweh deutscher Romantik sind präsent.

„Dionysius vom Areopag“ ist eine von vielen Quellen durchrauschte Oase, ein literarisches Juwel, ein wohlkomponiertes gedankensymphonisches Gesamtkunstwerk. Ideenhistorischer Rundblick und abenteuerlicher Essayismus, lyrische Prosa und dialektische Meditation, Tagebuch und Gebet, Zwiegespräch mit dem Leser und subtiler Humor wechseln kaleidoskopisch ab. An manchen Stellen schlüpft Kaltenbrunner gleichsam in den Talar eines ehrwürdigen Kirchenvaters, an anderer überrascht er mit witzigen Einfällen und phantastischen Kapiolen in der Art Egon Friedells oder Jorge Luis Borges.

Der Inhalt des fast lexikonstarken Buches kann unmöglich in zwei oder drei Sätzen wiedergegeben werden. Einige der zwanzig Kapitelüberschriften mögen den gedanklichen Reichtum andeuten: „Sonnenverfinsterung im Mysterienland Ägypten“, „Die schwarze Schönheit als Sonnenfrau“, „Suchet lieber die Einsamkeit als einen Lehrer“, „Labyrinth der Geheimnisse“, „Die sieben Säulen der Weisheit“, „Weltgeschichte als Geistesgeschichte“, „Vom Einen zum Einen“. Das den Band beschließende alphabetische Register umfaßt beinahe 80 Seiten. Der Bogen reicht von Abgeschiedenheit, Abgrund und Angologie (Lehr von den Engeln) bis zu Zahlenmagie, Zepter und Zypern.

Gerd-Klaus Kaltenbrunners Buch ist kein Buch, das man in einem Zuge auslesen kann. Es ist ein Werk, in dem man lange, ausdauernd, genießerisch

und immer wieder liest. Es hat beste Aussichten, zu der stets kleinen Zahl jener Bücher hinzuzukommen, die ein ganzes Leben zu begleiten, zu bereichern und zu beschwingen vermögen. Bereits vor dem Erscheinen haben italienische, englische und slowenische Verlage sich für das Dionysius-Buch lebhaft zu interessieren begonnen. Es wird vermutlich schon bald in einigen Fremdsprachen übersetzt werden. Unabhängig davon ist es zweifellos eine Schatzkammer für alle, die das, was momentan aktuell ist, nicht für der Weisheit letzten Schluß zu halten geneigt sind. Frank Kafkas Wort trifft darauf zu: „Ein Buch muß die Axt sein für das gefrorene Meer in uns, ein Ansturm gegen die letzte irdische Grenze.“  
Anna G. Huldenburg

Max Scheifele: Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald-Holz-Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebietes. 368 S., ca. 110 Abb., zahlreiche Tabellen, Karten und umfangreiches Register. DM 44,-, Braun Buch-Verlag Karlsruhe, 1996

Landesforstpräsident i. R. Max Scheifele krönt mit diesem Werk seine bisherigen Forschungen über die Flößerei „Die Murgschifferschaft“, „Flößerei auf der Ettlinger Alb“. Er leistet damit einen verdienstvollen Beitrag zur Wirtschaftsgeographie des Nord-schwarzwaldes und zeigt, wie Wald, Holz und Flößerei jahrhundertlang das Leben der Bewohner bestimmten und wie sie weitgehend von der Waldnutzung und dem Floßhandel abhingen.

Der Fachmann ersten Ranges geht gründlich vor und greift weit aus, um so sein zentrales Anliegen in das richtige Umfeld stellen zu können: 1. Die Landschaft und ihre Geschichte 2. Von den Anfängen der Flößerei 3. Flößerei und Holzhandel bis zu Ende des 30jährigen Krieges 4. Vom 30jährigen Krieg bis zu Ende des alten Reiches 5. Die neueste Zeit mit dem Ende der Flößerei. Dies ist die logische Gliederung des Buches. Sie führt von Landschafts- und Herrschaftsverhältnissen über den Floßvertrag von 1343, das steigende Interesse am Holzhandel, Floßbarmachung der Nagold und des Enzoberlaufes, Landesverordnungen, Forstordnungen, Floß-, Holz- und Wasserordnungen zu den hoch interessanten Ausführungen über den Holländer Holzhandel, die Holzkompanien, alles über die Floße, die Flößer, die Floßbetriebe bis zu Mannheim und dann weiter bis Dordrecht, die Bedeutung des Inlandholzhandels (Brennholz für das Unterland und Gäu) usw. Schlußpunkt ist dann der Niedergang der Flößerei und ihr Ende.

Dieses, freilich hier allzu grobe Raster, füllt nun Dr. Max Scheifele mit Leben, und er versteht es, seine jahrelangen Forschungen dem Leser eindrucksvoll vorzulegen. Das ist nicht selbstverständlich bei der Auswertung der z. T. bisher unveröffentlichten geschichtlichen Quellen, Statistiken, trockenen Verordnungen und Verträgen. Das Engagement des Autors, mit dem er seine Arbeit verfaßt hat, spürt der Leser, und er wird dadurch interessierter Teilhaber des Erforschens. Er erfaßt die politischen,

kultur- und sozialgeschichtlichen Hintergründe, welche die „Wälder auf die Reise“ schickten und wird um umfangreiche Informationen heimat- und landesgeschichtlicher Art reicher. Durch die Aufarbeitung dieses komplexen Forschungsgebietes, die nicht nur eine außerordentliche Fleißarbeit darstellt, sondern auch ein genau so umfassendes Wissen zeigt bei der Beschreibung der unendlichen Fülle dessen, was mit der Flößerei zusammenhing, hat Max Scheifele es verstanden, einem Kapital der Wirtschafts-, Kultur- und Sozialgeschichte unserer Heimat, das bisher in seiner Bedeutung nicht so bekannt war, den ihm gebührenden Platz in der Historie unseres Landes zuzuweisen.

Der hohe landesgeschichtliche Wert des Werkes „Als die Wälder auf Reisen gingen“ wurde schnell erkannt.

Dr. Max Scheifele erhielt dafür den Landespreis für Heimatforschung 1996.

Der Landespreis, der seit 1982 jährlich verliehen wird, ist eine gemeinsame Stiftung der Landesregierung, der Volksbanken und Raiffeisenbanken in Baden-Württemberg und des Landesausschusses für Heimatpflege.

Die Verleihung des Preises an Dr. Scheifele erfolgte im Rahmen eines Festaktes im Geno-Haus in Stuttgart am 11. November 1996.

Der Landesverein Badische Heimat gratuliert Herrn Dr. Max Scheifele zu der Verleihung dieses Preises, der schönsten Anerkennung für einen Heimatforscher, sehr herzlich. Wir danken ihm für sein Werk insgesamt und auch dafür, daß er die Flößerei auf unseren Flüssen und Bächen vor der Vergessenheit bewahrt hat.

L. Vögely

Walther Peter Fuchs: Studien zu Großherzog Friedrich I. von Baden. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg; Reihe B, Forschungen, Band 100. 240 S., DM 32,-. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, 1995

Die Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg dankt mit der Herausgabe dieses Buches Herrn Universitäts-professor Dr. Fuchs für seine Lebensarbeit und gratuliert ihm damit gleichzeitig zu seinem 90. Geburtstag. Der Band 100 ihrer Veröffentlichungen hatte sie dem Historiker dafür reserviert. Friedrich I. ist eine zentrale Figur der Forschungen von Prof. Fuchs, und er hat ihn in vielen Vorträgen und Aufsätzen der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Wunsch des Professors, eine monographische Zusammenfassung seiner Erkenntnisse zu ausgewählten Themen der Biographie Friedrichs I. vorlegen zu können, ging mit der Herausgabe dieses Buches in Erfüllung.

Der Autor ordnet seine Studien verschiedenen persönlichen Fragen und politischen Initiativen in der Regierungszeit Großherzog Friedrichs I. zu: 1. Hof und Hofgesellschaft 2. Das Kaspar-Hauser-Problem in seiner Bedeutung für das Haus Baden 3. „Das kulturpolitische und nationalpädagogische Projekt der Stein-Stiftung und ihres Spiritus rector, den heute nahezu vergessenen Heinrich Gelzer in seinen Beziehungen zu Friedrich von Baden“

(S. XII) 4. Die unentwegten Bemühungen des Großherzogs um Erziehung, Schulbildung, Studium und militärische Karriere des Erbprinzen 5. Das Verhältnis des Großherzogs zu Theodor Herzl und die zionistische Bewegung 6. Versuche des Großherzogs, über Zeitungsgründungen und Presse auf das politische Bewußtsein einer breiteren Öffentlichkeit Einfluß zu nehmen.

Alle diese Themenkreise, so verschieden sie sind, ergeben in der Summe neue, bisher wenig bekannte oder beachtete Seiten Friedrichs I. und weisen diesen als eine sehr komplexe Persönlichkeit aus. Dieser Fürst war sehr viel differenzierter angelegt, als seine Bescheidenheit und Loyalität im öffentlichen Auftreten vermuten ließen. Prof. Fuchs, dessen Darstellungen auf weitgehend neu erschlossenen archivalischen Beständen beruhen, bringt Licht in bisher Unbekanntes im politischen Denken und Handeln des Großherzogs. Sein Schluß lautet: „Hierbei liegt etwas Tragisches über der Gestalt des Fürsten: Er war ein Gegner Bismarcks und des Machtstaatsgedankens, scheiterte aber in all seinen Plänen, die auf eine Veränderung des Staatslebens und der politischen Kultur im Kaiserreich abzielten. Doch hoffe ich, daß meine Untersuchungen dazu beitragen, das Verständnis der Persönlichkeit dieses liberalen Konservativen zu vertiefen.“ Dies ist Prof. Fuchs in vollem Maße gelungen.

L. Vögely

Benno Lehmann. Karl Weysser (1833–1904) Badischer Architektur- und Landschaftsmaler Monographie und Werkzeugverzeichnis. Oktober 1996, ca. 880 Seiten mit 276 Abbildungen, davon 32 in Farbe. Format 17 × 24 cm. Festeinband mit farbigem Umschlag. ISBN 3-932204-01-8, Einführungspreis bis 31. Dezember 1996: DM 98,-; danach DM 120,- jeweils zzgl. Versandkosten, Erscheint im Verlag Galeria Palatina, Galerie + Edition GmbH Hildastr. 12, 69115 Heidelberg, Tel. 0 62 21/16 85 88 · Fax 16 46 31

Mit diesem Buch wird erstmals das Leben und Werk des badischen Malers Karl Weysser, der zu den bedeutendsten Architekturmalern der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts gehört, in seinem ganzen Umfang dargestellt. Geboren 1833 zu Durlach, studierte er zunächst Maschinenbau und Mathematik in Karlsruhe und Berlin. Seit 1855 Studium der Kunst an der Karlsruher Akademie unter Des Coudres und Johann Wilhelm Schirmer. Danach als freier Künstler bis 1904 tätig.

Auf seinen ca. 50 Studienreisen, die ihn vor allem in den süd- und südwestdeutschen Raum sowie das angrenzende deutschsprachige Ausland führten, besuchte er über 500 Ortschaften. Die hier ausgeführten Zeichnungen und Ölstudien, mit deren Hilfe die Gemälde im Atelier konzipiert wurden, zeigen, daß Weysser nicht nur einen sicheren Blick für „Pittoreske“ besaß, sondern auch für die bedeutenden Zeugnisse historischer Baukunst. In den Fällen, in denen die Gebäude abgerissen wurden oder bauliche Veränderungen erfuhr, gewinnen die Arbeiten an dokumentarischem Wert und stellen nicht selten die einzige bildnerische Wiedergabe dar. Die sorgfältig recherchierten Fakten zur Darstellung des

Lebensweges sowie die einfühlsame Analyse des zeichnerischen und malerischen Werkes, bringen uns auf anschauliche Weise Weyssers Persönlichkeit und sein künstlerisches Schaffen nahe.

Der Werkkatalog umfaßt annähernd das Gesamtwerk des Künstlers. Durch umfangreiche Forschungen und Archivstudie, konnte die geringe Anzahl bekannter Zeichnungen um 2400 Stück auf über 3225 Arbeiten erweitert werden. Gleiches gilt für die fast ausschließlich in Privatbesitz befindlichen 900 Gemälde und Ölstudien, von denen derzeit 160 Arbeiten als verschollen gelten. Jede Katalognummer ist topographisch bestimmt und wenn möglich durch Literaturangaben, Ausstellungsnachweise, als auch werkimmanente Anmerkungen ergänzt. Ein Literatur- und Ausstellungsregister sowie die Auflistung der Künstlerreisen und das alphabetische Ortsverzeichnis runden den Werkkatalog ab. Von den nachfolgend aufgeführten Dörfern und Städten sind Weyssers Zeichnungen, Ölstudien oder Gemälde vielfach die einzigen künstlerischen Darstellungen aus dem 19. Jahrhundert.

Die Monographie mit Werkverzeichnis ist daher ein vielseitiges und nützliches Nachschlagewerk für Museen, Archive, Denkmalsämter, Heimatforscher und Kunstliebhaber.

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation von der Universität Heidelberg angenommen.

Isch echt do obe Bauwele feil? Die beliebtesten Alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel mit Foto-Impressionen in Schwarzweiß von Beat Trachsler, GS-Verlag, Basel, 1996, 150 Seiten, 50 ganzseitige Schwarzweiß-Fotos, DM 44,00, ISBN: 3-7185-0156-2

„Isch echt do obe Bauwele feil?“. Unter diesem Titel hat der Basler GS-Verlag sein neuestes Buch mit den beliebtesten Alemannischen Gedichten von Johann Peter Hebel (1760–1826) herausgegeben. Es ist merkwürdig, daß heute in einer Zeit, die so ganz anders ist als die Zeit, in der sie entstanden sind, die Alemannischen Gedichte von Johann Peter Hebel in den Buchhandlungen immer wieder verlangt werden. Oder ist dies am Ende gar nicht so merkwürdig, weil sich nämlich diese Gedichte durch zwei Qualitäten auszeichnen: durch ihren Inhalt und durch ihre Sprache. Hebel hat in ihnen offensichtlich noch heute nachweisbare menschliche Charaktereigenschaften und Schwächen bloßgelegt, und zwar in einer neuartigen Sprache, in seiner Mundart. Beat Trachsler, nicht nur Tausendsassa der Feder, sondern auch ein Könnler im Umgang mit der Linse, hat die stimmungsvollen Schwarzweiß-Fotos zu diesem Gedichtband beigesteuert. Keineswegs sind die Alemannischen Gedichte veraltet. Es mag sein, daß dort wo die Zeitumstände deutlicher gezeichnet sind, die Distanz zur Gegenwart auffällig ist, keinesfalls veraltet jedoch sind diese Gedichte in den christlich-ethischen Grundsätzen. Hebels „Was gibst du für Lehre dri?“ hat nach wie vor Gültigkeit. Die Qualität dieses bedeutungsvollen Gedichtbandes, ist zweifellos ein Verdienst von Beat Trachsler. Die vorliegende Ausgabe vereinigt die beliebtesten Gedichte, nicht nur der in Karlsruhe erschienenen Erstausgabe von

1803, sondern auch jene aus dem Nachlaß. Ihr Stimmungsgehalt wird in zeitlosen Schwarzweiß-Fotos nachempfunden. Die Schwarzweiß-Fotos wollen begleitend Orte und Gegenstände zeigen, die Hebel hätte sehen können.

Zur Ausstellung erschienen: Die Franken – Wegbereiter Europas. Kataloghandbuch in zwei Bänden.

Schwergewichtiger Kunstdruck, aber randvoll mit den neuesten Erkenntnissen zur Archäologie und Geschichte der Franken. Auf insgesamt 811 Seiten werden in zahlreichen, hervorragend bebilderten Aufsätzen die Aspekte der fränkischen Zeit beleuchtet, von grundsätzlichen Überlegungen über die „Nation“ der Franken und ihre Bedeutung für die europäische Geschichte über generelle Probleme wie die Galloromanen als Nachfahren der römischen Provinzialbevölkerung und Königtum und Adel im Spiegel der Grabfunde bis hin zu archäologischen Einzeluntersuchungen wie denen über das römisch-fränkische Köln oder das Childerichgrab in Tournai. Daran schließen sich noch einmal 300 Seiten Katalog an, wo natürlich jedes Einzelstück noch einmal verzeichnet steht. Vielleicht hätte man hier oder da noch eine Erklärung hinzufügen können – dem Berichtersteller ist nur das Elfenbeinkästchen mit Motiven aus der Wielandsage aufgefallen, das etwas stiefmütterlich behandelt wird und weder erklärt noch abgebildet wird. Den Katalog gibt es für DM 70,- in der Ausstellung, die gebundene Buchhandelsausgabe kostet ca. 150,- DM.

Kurze informative Texte und schöne klare Bilder bietet auch die Zeitschrift VERNISSAGE in ihrem Heft zur Ausstellung (Nr. 8/1996). DM 8,- an der Kasse und im Zeitschriftenhandel.

Schließlich muß noch der Videofilm erwähnt werden – eine Neuerung in der deutschen Ausstellungslandschaft. Er führt nicht einfach die wesentlichen Ausstellungsstücke vor, sondern zeigt darüber hinausgehend die Originalschauplätze des Geschehens – die Königsgruft von St. Denis, die Kirche St. Brice in Tournai und die Grabungen im Kölner Dom. 45 Minuten Laufzeit, sachlich und informativ gemacht. DM 39,- an der Museumskasse.

Archäologie und Geschichte des ersten Jahrtausends in Südwestdeutschland. (= Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland. Hg. v. Hans-Ulrich Nuber, Karl Schmid, Heiko Steuer und Thomas Zotz. Band 1) Sigmaringen: Thorbecke, 1990 (Freiburger Band genannt)

Frank Staab (Hg.): Zur Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter am Oberrhein (= Oberrheinische Studien. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e. V., Band 11) Sigmaringen: Thorbecke, 1994 (Karlsruher Band genannt)

Von den Römern zum Mittelalter: Tabula rasa oder kontinuierliche Entwicklung?

Die Diskussion um den Übergang von der Antike zum Mittelalter war lange Zeit geprägt von Vorstellungen einer Feindschaft zwischen Römern und Germanen, wobei je nach Standpunkt die Römer zivilisiert oder dekadent und die Germanen barbarisch oder „natürlich“ waren. Der Fall des Limes um 260 n. Chr. und die Rücknahme der römischen Verteidigungslinie gegenüber den eindringenden Alemannen an den Rhein galt dabei als magische Grenze, an der die hochentwickelte römische Kultur am Oberrhein in Schutt und Asche sank. Erst mit dem Beginn der Reihengräberzeit, also der fränkischen Besiedlung am Beginn des 6. Jahrhunderts, betrat die historische Forschung wieder sicheren Boden. Auf die „Allgemeine Geschichte“ besehen aber stritt sich die Forschung sehr lange und sehr intensiv, ob diese Übergangszeit eher eine Zeit der Kontinuität (wie es Alfons Dopsch 1918/20 formuliert hatte) oder eine Zeit des Bruches war – stritt sich auch darüber, wo denn nun die Grenze zwischen Antike und Mittelalter zu ziehen sei, ob nicht etwa erst die Araber im 7. Jahrhundert mit der „Teilung der Mittelmeerwelt“ in einen europäischen und einen islamischen Teil der römischen Einheit ein Ende bereitet hätten (so Henri Pirenne 1936).

Für das Land am Oberrhein liegen zwei grundlegende Untersuchungen – Aufsatzsammlungen – vor, die die neuesten Ergebnisse der Archäologie und anderer „Hilfswissenschaften“ in diesen Zusammenhang einbetten. Sie zeigen ein enorm differenziertes Bild, das die herkömmliche Vorstellung vom „Limessturm“ in ganz entscheidenden Teilen zurecht rückt. Die Alemannen waren demnach keineswegs die wilden Barbaren, die am Oberrhein alles Römische kurz und klein schlugen und, wie die archäologische Forschung mangels Funden lange Zeit annahm, im Land umherstreiften, ohne sich auf Dauer niederzulassen und Siedlungen zu gründen. Der Limes „fall“ um 260 ist weniger das Ergebnis einer alemannischen Eroberungen, sondern eines inner-römischen Bürgerkriegs, in dem eine der beiden Parteien die Alemannen als Hilfstruppen zu Hilfe rief und wohl auch Siedlungsland in Aussicht stellte. Markierungspunkt von Seiten der römischen Geschichte ist hier die Gefangennahme und Tötung Kaiser Valerians 260 durch die Perser und die danach ausbrechenden Wirren um das Sonderkaiser-tum in Gallien.

Die Alemannen streiften nun keineswegs die folgenden anderthalb Jahrhundert ziellos im ehemaligen Dekumatland umher. Sie ließen sich in den römischen Siedlungen, vor allem in den römischen Gutshöfen nieder (auch die römische villa rustica in Großsachsen zeigt alemannische Einbauten), bebauten die römischen Äcker, handelten mit römischen Waren, bezahlten mit römischen Geld und fühlten sich wohl alles in allem als römische Förderaten, auch wenn sie sich in der Wirklichkeit kaum um den Nachbarn jenseits des Rheins kümmerten. Mit der Stabilisierung der römischen Macht um 370 begann Rom auch wieder, rechts des Rheins Fuß zu fassen. Das ist die Zeit der spätrömischen Kastelle von Alzey und Altrip, der Burgi von Ladenburg, Neckarau und vom Zullestein und der Brückenköpfe am Hochrhein. Diese Burgi dürften kaum in einem absolut

feindlichen Umfeld errichtet worden, sondern auf die offen oder stillschweigende Duldung der Alemannen gestoßen sein.

Mit dem Einbruch der Burgunder um 410 änderte sich das Bild, die Römer gerieten wieder in Bedrängnis und zerstörten ihr eigenes Kastell Alzey, um dem Eindringling keine festen Plätze zu überantworten. Alzey wird allerdings in der nach-burgundischen Zeit um 436 wieder von den Römern befestigt.

In dieser Zeit ziehen sich die Alemannen aus den traditionellen römischen Siedlungen zurück, die römische Basis ihrer Kultur „trocket“ mehr und mehr aus, sie beginnen wieder mit einer eher „traditionellen“ alemannischen germanischen Siedlungsweise. Zu ihnen gehört der Zähringer Burgberg bei Freiburg, der um 400 als Siedlungszentrum ausgebaut wird. Auf solchen Höhenburgen konzentrieren sich auch Handwerk und Gewerbe.

Erst die fränkische Eroberung nach der für die Alemannen verlorenen Schlacht bei Tolbiacum 497 bringt dann den endgültigen Umschwung in Richtung auf die heute noch vorherrschende Siedlungsweise an den heute noch benutzten Siedlungsplätzen, zusammen mit einer vom fränkischen Staat organisierten und für unseren Raum wohl vom Wormser Bistum getragenen Missionierung. Das ist die Zeit der Reihengräberfelder, die zusammen mit der Schicht der „heim“-Orte den ältesten Horizont der fränkischen Besiedlung markiert.

Die Frage stellt sich nur, was geschah mit der ansässigen gallo-römischen Bevölkerung, mit den Neckarsueben, die zum Zeitpunkt der alemannischen Landnahme bereits 2 Jahrhunderte in der römischen Welt lebten und wohl bereits die römische Kultur angenommen hatten. Bisher war man davon ausgegangen, diese Bevölkerung sei „weggezogen“, habe das Land verlassen nur wohin? Vor allem der sprachgeschichtlichen Forschung ist es zu verdanken, daß diese romanisierte Bevölkerung nachgewiesen werden kann – um Mainz, um Altrip und Ladenburg, deren Name die germanische Lautverschiebung *p > pf* nicht mitmachen, in der Vorbergzone des Schwarzwaldes, wo sich die Welschen- und Walchen-Namen häufen, und schließlich in den Tälern des Schwarzwaldes selbst, wo Flurnamen romanischen Ursprungs romanische Sprachtraditionen bis hinein in die karolingische Zeit verdeutlichen. Dann wird man aber erneut darüber diskutieren müssen, ob nicht Wallstadt und Walldorf doch Siedlungen dieser „Welschen“ waren.

Den beiden vorgestellten Bänden ist diese Fragestellung, vor allem die nach den Alemannen im 3. bis 5. Jahrhundert, gemeinsam. Der Freiburger Band richtet naturgemäß sein Augenmerk mehr auf den Breisgau, der andere, der Karlsruher, mehr auf den nördlichen Oberrhein. Der Freiburger Band spannt darüber hinaus den Bogen ins Hochmittelalter, geht auf den früh- und hochmittelalterlichen Landesausbau ein, auf die Burgen des Breisgaus, auf Episkopat und Adel, auf die Grundlagen und Zentren der Königsherrschaft bis in die ottonische Zeit und schließlich auf hochmittelalterliche Probleme um Erzbergbau und Montanarchäologie und um die Frühgeschichte der Freiburger Stadtgründung. Der Karlsruher Band thematisiert die interdisziplinäre

Zusammenschau, sowohl in der Einführung von Franz Staab als auch im abschließenden Kapitel von Friedrich Prinz über die interkulturelle Synthese im Frankenreich.

**Kleiber, Wolfgang/Pfister, Max: Aspekte und Probleme der römisch-germanischen Kontinuität. Sprachkontinuität an Mosel, Mittel- und Oberrhein sowie im Schwarzwald (Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz. Kommission von Namenforschung) Stuttgart: 1992. DM 74.**

Der sprachgeschichtliche Aufsatz von Wolfgang Kleiber referiert im Karlsruher Band nur kurz die bereits anderswo veröffentlichten Arbeitsergebnisse. Diese Arbeit enthält für die einzelnen sprachgeschichtlichen Probleme hervorragendes Kartenmaterial, zum Beispiel über voralte Mannische Gewässer- und Ortsnamen oder die Verbreitung der mit dem gallischen *breg-* gebildeten Namen. Der Rezensent konnte an einer Stelle den Namen Gütsch, aus gallisch \**cucutum*, \**cucutsjo*, über da kartierte Verbreitungsgebiet im zentralen Mittleren Schwarzwald hinaus auch in der Vorbergzone nachweisen.

**Merowingerzeit: Die Altertümer im Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin. Museum für Vor- und Frühgeschichte. Staatliche Museen zu Berlin – Preussischer Kulturbesitz, Main: Philipp von Zabern, 1995.**

Kleinkunst des Frühmittelalters in Bild und Text  
Das Berliner Museum für Ur- und Frühgeschichte zählt sich mit seinem umfangreichen Sammlungen auch heute noch, nach den Verlusten des 2. Weltkriegs, zu den bedeutendsten vorgeschichtlichen Sammlungen der Welt. Die Sammlung fränkischer Altertümer geht zwar bereits auf die königliche Kunstsammlung der Hohenzollern zurück, den Hauptbestand bilden jedoch große Schenkungen und Aufkäufe aus dem 19. Jahrhundert, unter ihnen zahlreiche qualitätsvolle Stücke aus Nordfrankreich – so aus Hernes (Dept. Oise), Maechèlepot (Dep. Somme) oder Chivres (Dept. Aisne). Sie stammen allerdings vor allem aus Privatsammlungen und enthalten keinerlei Dokumentation des Grabungszusammenhangs.

Der Band beginnt mit dieser Geschichte der Sammlungen, fährt fort mit einer kurzen historischen Charakteristik der Merowingerzeit und der frühmittelalterlichen Archäologie sowie der aus diese Zeit überlieferten „Realien“, der Sachgegenstände. Im Vordergrund steht dabei die aus den Grabfunden zu rekonstruierende Frauentracht mit ihrem – je nach sozialer Stellung – reichen Schmuck. Der flüssige und gut lesbare Text wird durch die Verweise auf den anschließenden Tafelteil zum Schlüssel für die Einordnung der publizierten Objekte. Da sie, wie erwähnt, zum größten Teil aus Grabbeigaben bestehen, schließt sich naturgemäß ein Überblick

über die Bestattungssitten im Frankenreich an. Hier lassen sich eindeutige regionale Unterschiede festmachen: In Neustrien, wo der romanische Bevölkerungsteil sehr hoch war und seinerseits Assimilierungskraft entwickelte, verschwinden die Beigaben (Waffen, Speisen, Gefäße) bereits im 6. Jahrhundert, und dem spätantiken Brauch gemäß werden die Toten in Steinsarkophagen in oder bei den Kirchen, aber nach frankischer Tradition immer noch in voller Tracht bestattet.

In Austrien halten sich dagegen die Waffenbeigaben bis zum Ende der Reihengräberzeit und erlauben differenzierte Beobachtungen.

Der Katalogteil zeigt die wesentlichen Ausstellungsstücke in großformatigen Farbabbildungen, denen ausführliche Beschreibungen und Erklärungen beigegeben sind. Er beginnt mit den Fibeln, jenem Kleiderverschluß zwischen Sicherheitsnadel und Brosche, als dem umfangreichsten Bestand auch hiesiger Gräber, geht über andere Bestandteile des Frauenschmucks (wie z. B. einem offenbar als Amulett oder Herrschaftssymbol getragenen silbernen Schlüsselpaar) zu den Waffen (Angon – ein Wurfspieß mit Widerhaken, Streit- und Wurfäxte, Pfeil- und Lanzenspitzen). Die Keramik der Merowingerzeit besteht vor allem aus reduzierend gebrannten Knickwandtöpfen (hellgrau bis tiefschwarz), wobei im Formenschatz durchaus auch spätantike Elemente weitergepflegt werden. Aus den Glashütten an Rhein und Maas kamen die wertvollen Gläser, meistens Sturzbecher, die nur leer sicher abgestellt werden konnten und daher ihrem Besitzer ein schnelles Austrinken abnötigten. Ausblicke auf westgotische oder bairische Schmuckstücke ergänzen das in den insgesamt 106 Farbabbildungen gebotene Bild.

Insgesamt ist der Band gut geeignet, dem interessierten Laien anhand eines einzigen Sammlungsbestandes sein gutes Bild über die Vielzahl und die Charakteristik der Überreste aus der Zeit der Merowinger zu geben.

**Menschen des Frühen Mittelalters im Spiegel der Anthropologie und Medizin. Von Alfred Czarnetzki u. a. Stuttgart: Württ. Landesmuseum, 1983.**

Schließlich muß für die Lebensweise des Mittelalters noch auf die Schrift verwiesen werden, die im Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart entstand und die Gräber des Frühen Mittelalters einer eingehenden, man könnte fast sagen gerichtsmedizinischen Untersuchung unterzieht. Da ist die Rede von Knochenerkrankungen, Wirbelsäulenschäden, Schlagverletzungen – und schließlich von Karies. Interessant aber ist die Tatsache, daß die Sterblichkeit beim Adel in der Altersgruppe von 20 bis 30 Jahren am höchsten und in der Gruppe von 30 bis 40 Jahren am geringsten war – das eine mag die Zeit der Händel, Fehden und Kriegszüge, das andere die Zeit der Familiengründung gewesen sein.

# Autoren dieses Heftes

*Dr. Susanne Asche*

*Manfred Bosch*

*Dr. Christoph Bühler*

*Elisabeth Burkard*

*Michael Ertz*

*Martin Frenk*

*Johann Haller*

*Heinrich Hauß*

*Heinz G. Huber*

*Dr. Reiner Haehling von Lanzenuer*

*Dr. Olivia Hochstrasser*

*Dr. Gerhard Kaller*

*Dr. Volker Kronemayer*

*Silke Opitz, Marburg*

*Dr. Leonhard Müller*

*Dr. Bernd Riedel*

*Michael Rudloff*

*Adolf Schmid*

*Bernhard E. Schneider*

*Ludwig Vögely*

Die Anschriften der Autoren finden Sie jeweils am Ende des Aufsatzes







# Oft kopiert, nie erreicht.



Die meisten Originale sind nur schwer nach-zuzahlen. Weil sie eine besondere Handschrift tragen. Wie die Gelben Seiten, und die anderen Telefonbücher von den G. Braun Telefonbuch-verlagen. Denn die haben sich bis heute ihre Qualitäten bewahrt. Außer, daß sie noch übersichtlicher geworden

sind. Dazu bekommen sie alle Telefonteilnehmer immer noch umsonst. Und unsere Inserenten werden das ganze Jahr über gesehen. So bleibt man unverwechselbar – und damit erfolgreich.

**G. BRAUN TELEFONBUCHVERLAGE** **B**

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · 76133 Karlsruhe · Telefon (07 21) 1 65-0

N 274

# Kochen wie "die Fallers"!



Mit dem offiziellen  
Kochbuch zur  
erfolgreichen Fernsehserie  
des Südwestfunks

## Kochen mit den Fallers

Traditionelle  
Gerichte und Lieblingsrezepte  
aus dem  
Schwarzwald

G. Braun SÜDWESTFUNK

96 Seiten, 40 Farbbabb.,  
fester Einband,  
ISBN 3-7650-8176-0,  
DM 29,80.

**Ab sofort in Ihrer  
Buchhandlung!**

*Die besten traditionellen Rezepte der Schwarzwälder Küche in Verbindung mit zeitgemäßer Kochkunst finden Sie jetzt im offiziellen Kochbuch zur Fernsehserie! Von Vorspeisen über Suppen, Fisch- und Fleischgerichte bis zu Nachspeisen.*

*Und: hier verraten "die Fallers" Ihnen ihre privaten Schwarzwälder Lieblingsrezepte – inklusive dem großen "Faller-Festtagsmenü"! In einer kleinen Einführung werden die kulinarischen Besonderheiten und Spezialitäten des Schwarzwalds vorgestellt. Außerdem: eine Auswahl empfehlenswerter Schwarzwälder Gasthöfe mit ihren typischen Hausrezepten in Text und Bild.*

*Und wenn Sie den Fallers beim Kochen zuschauen möchten:*

**"Die Fallers"** – jeden Sonntag in Südwest 3 um 19.30 Uhr (Wiederholung am darauffolgenden Samstag 17.50 Uhr) und Hessen 3 um 19.30 Uhr.

**G. BRAUN BUCHVERLAG** **B**

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · 76133 Karlsruhe  
Tel. 0721 / 165-0 · Fax 0721 / 165-7-345

**SÜDWEST 3**